XXII. Band 1936 Heft 3

IMAGO

Zeitschrift für psychoanalytische Psychologie ihre Grenzgebiete und Anwendungen

Offizielles Organ der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung

Herausgegeben von

Sigm. Freud

Redigiert von Ernst Kris und Robert Wälder

Wir machen hiemit unsere Autoren auf die folgenden gesetzlichen Bestimmungen aufmerksam:

Bis zum Ablauf von zwei dem Erscheinungsjahr einer Arbeit folgenden Kalenderjahren kann über die betreffenden Verlagsrechte (Wiederabdruck und Übersetzungen) nur mit Genehmigung des Verlages verfügt werden. Es steht jedoch auf Grund eines generellen Übereinkommens, das wir mit dem „International Journal of Psycho-Analysis" getroffen haben, jedem Autor frei, ohne ausdrückliche Genehmigung des Verlages der letztgenannten Zeitschrift Rechte zur Übersetzung und zum Wiederabdruck einzuräumen.

Ansuchen um die Genehmigung einer Wiederveröffentlichung oder Übersetzung in einem anderen Organ müßten, um Berücksichtigung finden zu können, zugleich mit Übersendung des Manuskriptes gestellt werden.

Die Redaktion

---

1) Die in der „Imago" veröffentlichten Beiträge werden mit Mark 25.— per sechzehnseitigen Druckbogen honoriert.

2) Die Autoren von Originalbeiträgen sowie von Mitteilungen im Umfange über zwei Druckseiten erhalten zwei Freiexemplare des betreffenden Heftes.

3) Die Kosten der Übersetzung von Beiträgen, die die Autoren nicht in deutscher Sprache zur Verfügung stellen, werden vom Verlag getragen; die Autoren solcher Beiträge erhalten kein Honorar.

4) Die Manuskripte sollen gut leserlich sein, möglichst in Schreibmaschinenschrift (einseitig und nicht eng geschrieben). Es ist erwünscht, daß die Autoren eine Kopie ihres Manuskriptes behalten. Zeichnungen und Tabellen sollen auf das unbedingt notwendige Maß beschränkt sein. Die Zeichnungen sollen tadellos ausgeführt sein, damit die Vorlage selbst reproduziert werden kann.

5) Mehrkosten, die durch Autorkorrekturen, das heißt durch Textänderungen, Einschaltungen, Streichungen, Umstellungen während der Druckkorrektur verursacht werden, werden vom Autorenhonorar in Abzug gebracht.

6) Separata werden nur auf ausdrücklichen Wunsch und auf Kosten des Autors angefertigt. Die Kosten (einschließlich Porto der Zusendung der Separata) betragen für Beiträge

	bis	8 Seiten	für	25	Exemplare	Mark	15.—,	für	50	Exemplare	Mark	20.—
von	9 „	16 „	„	25	„	„	20.—,	„	50	„	„	25.—
„	17 „	24 „	„	25	„	„	30.—,	„	50	„	„	40.—
„	25 „	32 „	„	25	„	„	35.—,	„	50	„	„	45.—

Mehr als 50 Separata werden nur nach besonderer Vereinbarung mit dem Verlag angefertigt.

Preis des Heftes Mark 6.–, Jahresabonnement Mark 22.–

Jährlich 4 Hefte im Gesamtumfang von etwa 520 Seiten

Einbanddecken zu dem abgeschlossenen XXI. Band (1935) sowie zu allen früheren Jahrgängen: in Halbleinen Mark 2.50, in Halbleder Mark 5.—

Bei Adressenänderungen

bitten wir freundlich, auch den bisherigen Wohnort bekanntzugeben, denn die Abonnentenkartei wird nach dem Ort und nicht nach dem Namen geführt.

IMAGO

ZEITSCHRIFT FÜR PSYCHOANALYTISCHE PSYCHOLOGIE, IHRE GRENZGEBIETE UND ANWENDUNGEN

XXII. Band 1936 Heft 3

Freud und die Zukunft

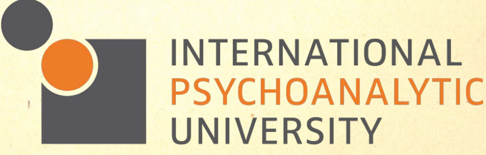
Von

Thomas Mann

Festvortrag im Wiener Akademischen Verein für medizinische Psychologie zu Sigmund Freuds 80. Geburtstag[1]

Meine Damen und Herren! Was legitimiert einen Dichter, den Festredner zu Ehren eines großen Forschers zu machen? Oder, wenn er die Gewissensfrage auf andere abwälzen darf, die glaubten, ihm diese Rolle übertragen zu sollen: wie rechtfertigt es sich, daß eine gelehrte Gesellschaft, in unserem Fall eine Akademische Vereinigung für medizinische Psychologie, nicht einen ihres Zeichens, einen Mann der Wissenschaft bestellt, damit er den hohen Tag ihres Meisters im Worte begehe, sondern einen Dichter, das heißt also doch einen Menschengeist, der wesentlich nicht auf Wissen, Scheidung, Einsicht, Erkenntnis, sondern auf Spontaneität, Synthese, aufs naive Tun und Machen und Hervorbringen gestellt ist und so allenfalls zum Objekt förderlicher Erkenntnis werden kann, ohne seiner Natur und Bestimmung nach zu ihrem Subjekt zu taugen? Geschieht es vielleicht in der Erwägung, daß der Dichter als Künstler, und zwar als geistiger Künstler, zum Begehen geistiger Feste, zum Festefeiern überhaupt berufener, daß er von Natur ein festlicherer Mensch sei als der Erkennende, der Wissenschaftler? — Ich will dieser Meinung nicht widersprechen. Es ist wahr, der Dichter versteht sich auf Lebensfeste; er versteht sich sogar auf das Leben als Fest, — womit ein Motiv zum erstenmal leise und vorläufig berührt wird, dem es bestimmt sein mag, in der geistigen Huldigungsmusik dieses Abends eine thematische Rolle zu spielen. — Aber der festliche Sinn dieser Veranstaltung liegt nach der Absicht ihrer Veranstalter wohl eher in der Sache selbst, das heißt: in der solennen und neuartigen Begegnung von Objekt und Subjekt, des Gegen-

1) Vorabdruck mit Genehmigung des Verlages Dr. Bermann-Fischer, Wien.



standes der Erkenntnis mit dem Erkennenden, — einer saturnalischen Umkehrung der Dinge, in welcher der Erkennende und Traumdeuter zum festlichen Objekt träumerischer Erkenntnis wird, — und auch gegen diesen Gedanken habe ich nichts einzuwenden: schon darum nicht, weil auch in ihm bereits ein Motiv aufklingt, das eine bedeutende symphonische Zukunft hat. Voller instrumentiert und verständlicher wird es wiederkehren, denn ich müßte mich sehr täuschen oder gerade die Vereinigung von Subjekt und Objekt, ihr Ineinanderfließen, ihre Identität, die Einsicht in die geheimnisvolle Einheit von Welt und Ich, Schicksal und Charakter, Geschehen und Machen, in das Geheimnis also der Wirklichkeit als eines Werkes der Seele — oder, sage ich, gerade dies wäre das A und O aller psychoanalytischen Initiation...

Auf jeden Fall: Entschließt man sich, einen Dichter zum Lobredner eines genialen Forschers zu ernennen, so sagt das etwas aus über den einen wie den anderen; es ist kennzeichnend für beide. Ein besonderes Verhältnis des zu Feiernden zur Welt der Dichtung, der Literatur geht ebenso daraus hervor wie eine eigentümliche Beziehung des Dichters, des Schriftstellers zu der Erkenntnissphäre, als deren Schöpfer und Meister jener vor der Welt steht; und das wiederum Besondere und Merkwürdige bei diesem Wechselverhältnis, diesem Einandernahesein ist, daß es beiderseits lange Zeit ungewußt, im „Unbewußten" blieb: in jenem Bereich der Seele also, dessen Erkundung und Erhellung, dessen Eroberung für die Humanität die eigentlichste Sendung gerade dieses erkennenden Geistes ist. Die nahen Beziehungen zwischen Literatur und Psychoanalyse sind beiden Teilen seit längerem bewußt geworden. Das Festliche dieser Stunde aber liegt, wenigstens in meinen Augen und für mein Gefühl, in der wohl zum ersten Male sich ereignenden öffentlichen Begegnung der beiden Sphären, in der Manifestation jenes Bewußtseins, dem demonstrativen Bekenntnis zu ihm.

Ich sagte, die Zusammenhänge, die tiefreichenden Sympathien seien beiden Teilen lange Zeit unbekannt geblieben. Und wirklich weiß man ja, daß der Geist, den zu ehren uns angelegen ist, Sigmund Freud, der Begründer der Psychoanalyse als Therapeutik und allgemeiner Forschungsmethode, den harten Weg seiner Erkenntnisse ganz allein, ganz selbständig, ganz nur als Arzt und Naturforscher gegangen ist, ohne der Trost- und Stärkungsmittel kundig zu sein, die die große Literatur für ihn bereit gehalten hätte. Er hat Nietzsche nicht gekannt, bei dem man überall Freudsche Einsichten blitzhaft vorweggenommen findet; nicht Novalis, dessen romantisch-biologische Träumereien und Eingebungen sich analytischen Ideen oft so erstaunlich annähern; nicht Kierkegaard, dessen christlicher Mut zum psychologisch Äußersten ihn tief und förderlich hätte ansprechen müssen; und gewiß auch Schopenhauer nicht, den schwermütigen Symphoniker einer nach Umkehr

und Erlösung trachtenden Triebphilosophie... Es mußte wohl so sein. Auf eigenste Hand, ohne die Kenntnis intuitiver Vorwegnahmen mußte er wohl seine Einsichten methodisch erobern: die Stoßkraft seiner Erkenntnis ist durch solche Gunstlosigkeit wahrscheinlich gesteigert worden, und überhaupt ist Einsamkeit von seinem ernsten Bilde nicht wegzudenken, — jene Einsamkeit, von der Nietzsche spricht, wenn er in seinem hinreißenden Essay „Was bedeuten asketische Ideale?" Schopenhauer einen „wirklichen Philosophen" heißt, „einen wirklich auf sich gestellten Geist, einen Mann und Ritter mit erzenem Blick, der den Mut zu sich selber hat, der allein zu stehn weiß und nicht erst auf Vordermänner und höhere Winke wartet —". Im Bilde dieses „Mannes und Ritters", eines Ritters zwischen Tod und Teufel, habe ich den Psychologen des Unbewußten zu sehen mich gewöhnt, seit seine geistige Figur in meinen Gesichtskreis rückte.

Es geschah spät; viel später, als man bei der Verwandtschaft des dichterisch-schriftstellerischen Impulses überhaupt und meiner Natur im besonderen mit dieser Wissenschaft hätte erwarten sollen. Zwei Tendenzen sind es vor allem, die diese Verwandtschaft ausmachen: Die Liebe zur W a h r h e i t erstens, ein Wahrheitssinn, eine Empfindlichkeit und Empfänglichkeit für die Reize und Bitterkeiten der Wahrheit, welche sich hauptsächlich als p s y c h o l o g i s c h e Reizbarkeit und Klarsicht äußert, bis zu dem Grade, daß der Begriff der Wahrheit fast in dem der psychologischen Wahrnehmung und Erkenntnis aufgeht; und zweitens der Sinn für die K r a n k h e i t, eine gewisse durch Gesundheit ausgewogene Affinität zu ihr und das Erlebnis ihrer produktiven Bedeutung.

Was die Wahrheitsliebe betrifft, die leidend-moralistisch gestimmte Liebe zur Wahrheit a l s P s y c h o l o g i e, so stammt sie aus der hohen Schule Nietzsches, bei dem in der Tat das Zusammenfallen von Wahrheit und p s y c h o l o g i s c h e r Wahrheit, des Erkennenden mit dem Psychologen in die Augen springt: sein Wahrheitsstolz, sein Begriff selbst von Ehrlichkeit und intellektueller Reinlichkeit, sein Wissensmut und seine Wissensmelancholie, sein Selbstkennertum, Selbsthenkertum — all dies ist psychologisch gemeint, hat psychologischen Charakter, und ich vergesse nie die erzieherische Bekräftigung und Vertiefung, die eigene Anlagen durch das Erlebnis von Nietzsches psychologischer Passion erfuhren. Das Wort „Erkenntnisekel" steht im „Tonio Kröger". Es hat gut Nietzschesches Gepräge, und seine Jünglingsschwermut deutet auf das Hamlethafte in Nietzsches Natur, in der die eigene sich spiegelte, — einer Natur, zum Wissen berufen, ohne eigentlich dazu geboren zu sein. — Es sind jugendliche Schmerzen und Traurigkeiten, von denen ich da spreche, und die von den reifenden Jahren ins Heiterere, Ruhigere überführt worden sind. Aber die Neigung,

Wahrheit und Wissen psychologisch zu verstehen, sie mit Psychologie gleichzusetzen, psychologischen Wahrheitswillen als den Willen zur Wahrheit überhaupt und Psychologie als Wahrheit im eigentlichsten und tapfersten Sinn des Wortes zu empfinden, — diese Neigung, die man wohl naturalistisch nennen und der Erziehung durch den literarischen Naturalismus zuschreiben muß, ist mir geblieben, und sie bildet eine Vorbedingung der Aufgeschlossenheit für die seelische Naturwissenschaft, die den Namen „Psychoanalyse" trägt.

Die zweite, sagte ich, ist der Sinn für die Krankheit, genauer: für die Krankheit als Erkenntnismittel; und auch ihn könnte man von Nietzsche herleiten, der wohl wußte, was er seiner Krankheit verdankte, und auf jeder Seite zu lehren scheint, daß es kein tieferes Wissen ohne Krankheitserfahrung gibt und alle höhere Gesundheit durch die Krankheit hindurchgegangen sein muß. Auch diesen Sinn also könnte man auf das Erlebnis Nietzsches zurückführen, wenn er nicht mit dem Wesen des geistigen Menschen überhaupt und des dichterischen zumal, ja mit dem Wesen aller Menschheit und Menschlichkeit, von der der Dichter ja nur ein auf die Spitze getriebener Ausdruck ist, eng verschwistert wäre. „*L'humanité*", hat Victor Hugo gesagt, „*s'affirme par l'infirmité*" — ein Wort, das die zarte Verfassung aller höheren Menschlichkeit und Kultur, ihre Kennerschaft auf dem Gebiet der Krankheit mit stolzer Offenheit eingesteht. Der Mensch ist „das kranke Tier" genannt worden um der belastenden Spannungen und auszeichnenden Schwierigkeiten willen, die seine Stellung zwischen Natur und Geist, zwischen Tier und Engel ihm auferlegt. Was Wunder, daß von der Seite der Krankheit her der Forschung die tiefsten Vorstöße ins Dunkel der menschlichen Natur gelungen sind, daß sich die Krankheit, nämlich die Neurose, als ein anthropologisches Erkenntnismittel ersten Ranges erwiesen hat?

Der Dichter dürfte der letzte sein, sich darüber zu wundern. Es dürfte ihn eher erstaunen, daß er, bei so starker allgemeiner und persönlicher Disponiertheit, so spät der sympathischen Beziehungen seiner Existenz zur psychoanalytischen Forschung und dem Lebenswerke Freuds gewahr wurde: zu einer Zeit erst, als es sich bei dieser Lehre längst nicht mehr bloß um eine — anerkannte oder umstrittene — Heilmethode handelte, als sie vielmehr dem bloß medizinischen Bezirk längst entwachsen und zu einer Weltbewegung geworden war, von der alle möglichen Gebiete des Geistes und der Wissenschaft sich ergriffen zeigten: Literatur- und Kunstforschung, Religionsgeschichte und Prähistorie, Mythologie, Volkskunde, Pädagogik und was nicht alles, — nämlich dank dem ausbauenden und anwendenden Eifer von Adepten, die um ihren psychiatrisch-medizinischen Kern diese Aura

allgemeinerer Wirkungen gelegt hatten. Sogar wäre es zuviel gesagt, daß ich zur Psychoanalyse gekommen wäre: sie kam zu mir. Durch das freundliche Interesse, das sie durch einzelne ihrer Jünger und Vertreter immer wieder, vom „Kleinen Herrn Friedemann" bis zum „Tod in Venedig", zum „Zauberberg" und zum Josephsroman, meiner Arbeit erwies, gab sie mir zu verstehen, daß ich etwas mit ihr zu tun hätte, auf meine Art gewissermaßen „vom Bau" sei, machte mir, wie es ihr denn wohl zukam, die latent vorhandenen, die „vorbewußten" Sympathien bewußt; und die Beschäftigung mit der analytischen Literatur ließ mich im Denk- und Sprachgewande naturwissenschaftlicher Exaktheit vieles Urvertraute aus meinem früheren geistigen Erleben wiedererkennen.

Erlauben Sie mir, meine Damen und Herren, in diesem autobiographischen Stil ein wenig fortzufahren und verargen Sie mir nicht, wenn ich, statt von Freud zu reden, scheinbar von mir rede! Über ihn zu sprechen, getraue ich mich kaum. Was sollte ich über ihn der Welt Neues zu sagen hoffen können? Ich spreche zu *seinen Ehren*, auch und gerade, wenn ich von mir spreche und Ihnen erzähle, wie tief und eigentümlich vorbereitet ich durch entscheidende Bildungseindrücke meiner Jugend auf die von Freud kommenden Erkenntnisse war. Mehr als einmal, in Erinnerungen und Geständnissen, habe ich von dem erschütternden, in merkwürdigster Mischung zugleich berauschenden und erziehlichen Erlebnis berichtet, das die Bekanntschaft mit der Philosophie Arthur Schopenhauers dem Jüngling bedeutete, der ihm in seinem Roman von den Buddenbrooks ein Denkmal gesetzt hat. Der unerschrockene Wahrheitsmut, der die Sittlichkeit der analytischen Tiefenpsychologie ausmacht, war mir in dem Pessimismus einer naturwissenschaftlich bereits stark gewappneten Metaphysik zuerst entgegengetreten. Diese Metaphysik lehrte in dunkler Revolution gegen den Glauben von Jahrtausenden den Primat des Triebes vor Geist und Vernunft, sie erkannte den *Willen* als Kern und Wesensgrund der Welt, des Menschen so gut wie aller übrigen Schöpfung, und den Intellekt als sekundär und akzidentell, als des Willens Diener und schwache Leuchte. Nicht aus antihumaner Bosheit tat sie das, die das schlechte Motiv geistfeindlicher Lehren von heute ist, sondern aus der strengen Wahrheitsliebe eines Jahrhunderts, das den Idealismus *aus* Idealismus bekämpfte. Es war so wahrhaftig, dieses 19. Jahrhundert, daß es durch Ibsen sogar die Lüge, die „Lebenslüge", als unentbehrlich anerkennen wollte, — und man sieht wohl: es ist ein großer Unterschied, ob man aus schmerzlichem Pessimismus und bitterer Ironie, von Geistes wegen, die Lüge bejaht oder aus Haß auf den Geist und die Wahrheit. Dieser Unterschied ist heute nicht jedermann deutlich.

Der Psycholog des Unbewußten nun, Freud, ist ein echter Sohn des Jahr-

hunderts der Schopenhauer und Ibsen, aus dessen Mitte er entsprang. Wie
nahe verwandt ist seine Revolution nach ihren Inhalten, aber auch nach ihrer
moralischen Gesinnung der Schopenhauerschen! Seine Entdeckung der
ungeheueren Rolle, die das Unbewußte, das „Es“ im Seelenleben des Men-
schen spielt, besaß und besitzt für die klassische Psychologie, der Bewußt-
heit und Seelenleben ein und dasselbe ist, die gleiche Anstößigkeit, die Scho-
penhauers Willenslehre für alle philosophische Vernunft- und Geistgläubig-
keit besaß. Wahrhaftig, der frühe Liebhaber der „Welt als Wille und Vor-
stellung“ ist bei sich zu Hause in der bewunderungswürdigen Abhandlung,
die zu Freuds Neuen Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse
gehört und „Die Zerlegung der psychischen Persönlichkeit“ heißt. Da ist
das Seelenreich des Unbewußten, das „Es“ mit Worten beschrieben, die
ebenso gut, so vehement und zugleich mit demselben Akzent intellektuellen
und ärztlich kühlen Interesses Schopenhauer für sein finsteres Willensreich
hätte gebrauchen können. Das Gebiet des Es, sagt er, „ist der dunkle, un-
zugängliche Teil unserer Persönlichkeit; das wenige, was wir von ihm wis-
sen, haben wir durch das Studium der Traumarbeit und der neurotischen
Symptombildung erfahren“. Er schildert es als ein Chaos, einen Kessel bro-
delnder Erregungen. Das „Es“, meint er, sei sozusagen am Ende gegen das
Somatische offen und nehme da die Triebbedürfnisse in sich auf, die in ihm
ihren psychischen Ausdruck finden — unbekannt, in welchem Substrat. Von
den Trieben her erfülle es sich mit Energie; aber es habe keine Organisation,
bringe keinen Gesamtwillen auf, nur das Bestreben, den Triebbedürfnissen
unter Einhaltung des Lustprinzips Befriedigung zu schaffen. Da gelten keine
logischen Denkgesetze, vor allem nicht der Satz des Widerspruchs. „Ge-
gensätzliche Regungen bestehen nebeneinander, ohne einander aufzuheben
oder sich von einander abzuziehen, höchstens, daß sie unter dem herrschen-
den ökonomischen Zwang zur Abfuhr der Energie zu Kompromißbildungen
zusammentreten ...“ Sie sehen, meine Damen und Herren, das sind Zustände,
die nach unserer zeitgeschichtlichen Erfahrung sehr wohl auf das Ich selbst,
ein ganzes Massen-Ich, übergreifen können, nämlich dank einer moralischen
Erkrankung, die durch die Anbetung des Unbewußten, die Verherrlichung
seiner allein lebenfördernden „Dynamik“, die systematische Verherrlichung
des Primitiven und Irrationellen erzeugt wird. — Denn das Unbewußte, das
Es, ist primitiv und irrational, es ist rein dynamisch. Wertungen kennt es
nicht, kein Gut und Böse, keine Moral. Es kennt sogar nicht die Zeit, keinen
zeitlichen Ablauf, keine Veränderung des seelischen Vorgangs durch ihn.
„Wunschregungen“, sagt Freud, „die das Es nie überschritten haben, aber
auch Eindrücke, die durch Verdrängung ins Es versenkt worden sind, sind
virtuell unsterblich, verhalten sich nach Dezennien, als ob sie neu vorgefallen

wären. Als Vergangenheit erkannt, entwertet und ihrer Energiebesetzung beraubt können sie erst werden, wenn sie durch die analytische Arbeit bewußt geworden sind." Und darauf, fügt er hinzu, beruhe vornehmlich die Heilwirkung der analytischen Behandlung. — Wir verstehen danach, wie antipathisch die analytische Tiefenpsychologie einem Ich sein muß, das, berauscht von einer Religiosität des Unbewußten, selbst in den Zustand unterweltlicher Dynamik geraten ist. Es ist nur allzu klar, daß und warum ein solches Ich von Analyse nichts wissen will und der Name Freud vor ihm nicht genannt werden darf.

Was nun das Ich selbst und überhaupt betrifft, so steht es fast rührend, recht eigentlich besorgniserregend damit. Es ist ein kleiner, vorgeschobener, erleuchteter und wachsamer Teil des „Es" — ungefähr wie Europa eine kleine, aufgeweckte Provinz des weiten Asiens ist. Das Ich ist „jener Teil des Es, der durch die Nähe und den Einfluß der Außenwelt modifiziert wurde, zu Reizaufnahme und Reizschutz eingerichtet, vergleichbar der Rindenschicht, mit der sich ein Klümpchen lebender Substanz umgibt". — Ein anschauliches biologisches Bild. Freud schreibt überhaupt eine höchst anschauliche Prosa, er ist ein Künstler des Gedankens wie Schopenhauer und wie er ein europäischer Schriftsteller. — Die Beziehung zur Außenwelt ist nach ihm für das Ich entscheidend geworden, es hat die Aufgabe, sie beim Es zu vertreten — zu dessen Heil! Denn ohne Rücksicht auf diese übergewaltige Außenmacht würde das Es in seinem blinden Streben nach Triebbefriedigung der Vernichtung nicht entgehen. Das Ich beobachtet die Außenwelt, es erinnert sich, es versucht redlich, das objektiv Wirkliche von dem zu unterscheiden, was Zutat aus inneren Erregungsquellen ist. Es beherrscht im Auftrage des Es die Hebel der Motilität, der Aktion, hat aber zwischen Bedürfnis und Handlung den Aufschub der Denkarbeit eingeschaltet, während dessen es die Erfahrung zu Rate zieht, und besitzt eine gewisse regulative Überlegenheit gegenüber dem im Unbewußten schrankenlos herrschenden Lustprinzip, das es durch das Realitätsprinzip korrigiert. Aber wie schwach ist es bei alldem! Eingeengt zwischen Unbewußtem, Außenwelt und dem was Freud das „Über-Ich" nennt, dem Gewissen, führt es ein ziemlich nervöses und geängstigtes Dasein. Mit seiner Eigen-Dynamik steht es nur matt. Seine Energien entlehnt es dem Es und muß im ganzen dessen Absichten durchführen. Es möchte sich wohl als den Reiter betrachten und das Unbewußte als das Pferd. Aber so manches Mal wird es vom Unbewußten geritten, und wir wollen nur lieber hinzufügen, was Freud aus rationaler Moralität hinzuzufügen unterläßt, daß es auf diese etwas illegitime Weise unter Umständen am weitesten kommt.

Freuds Beschreibung aber des Es und Ich — ist sie nicht aufs Haar die

Beschreibung von Schopenhauers „Wille“ und „Intellekt“, — eine Übersetzung seiner Metaphysik ins Psychologische? Und wer nun ohnedies schon, nachdem er von Schopenhauer die metaphysischen Weihen empfangen, bei Nietzsche die schmerzlichen Reize der Psychologie gekostet hatte, wie hätten den nicht Gefühle der Vertrautheit und des Wiedererkennens erfüllen sollen, als er sich, von Ansässigen ermutigt, erstmals umsah im psychoanalytischen Reich?

Er machte auch die Erfahrung, daß die Bekanntschaft damit aufs stärkste und eigentümlichste zurückwirkt auf jene früheren Eindrücke, wenn man sie nach solcher Umschau erneuert. Wie anders, nachdem man bei Freud geweilt, wie anders liest man im Licht seiner Erkundungen eine Betrachtung wieder wie Schopenhauers großen Aufsatz „Über die anscheinende Absichtlichkeit im Schicksal des Einzelnen“! Und hier, meine Damen und Herren, bin ich im Begriff, auf den innigsten und geheimsten Berührungspunkt zwischen Freuds naturwissenschaftlicher und Schopenhauers philosophischer Welt hinzuweisen — der genannte Essay, ein Wunder an Tiefsinn und Scharfsinn, bildet diesen Berührungspunkt. Der geheimnisvolle Gedanke, den Schopenhauer darin entwickelt, ist, kurz gesagt, der, daß, genau wie im Traume unser eigener Wille, ohne es zu ahnen, als unerbittlich-objektives Schicksal auftritt, alles darin aus uns selber kommt und jeder der heimliche Theaterdirektor seiner Träume ist, — so auch in der Wirklichkeit, diesem großen Traum, den ein einziges Wesen, der Wille selbst, mit uns allen träumt, unsere Schicksale das Produkt unseres Innersten, unseres Willens sein möchten und wir also das, was uns zu geschehen scheint, eigentlich selbst veranstalteten. — Ich fasse sehr dürftig zusammen, meine Herrschaften, in Wahrheit sind das Ausführungen von stärkster Suggestionskraft und mächtiger Schwingenbreite. Nicht nur aber, daß die Traumpsychologie, die Schopenhauer zu Hilfe nimmt, ausgesprochen analytischen Charakter trägt — sogar das sexuelle Argument und Paradigma fehlt nicht —; so ist der ganze Gedankenkomplex in dem Grade eine Vordeutung auf tiefenpsychologische Konzeptionen, in dem Grade eine philosophische Vorwegnahme davon, daß man erstaunt! Denn um zu wiederholen, was ich anfangs sagte: in dem Geheimnis der Einheit von Ich und Welt, Sein und Geschehen, in der Durchschauung des scheinbar Objektiven und Akzidentellen als Veranstaltung der Seele glaube ich den innersten Kern der analytischen Lehre zu erkennen.

Es kommt mir da ein Satz in den Sinn, den ein kluger, aber etwas undankbarer Sprößling dieser Lehre, C. G. Jung, in seiner bedeutenden Einleitung zum Tibetanischen Totenbuch formuliert. „Es ist so viel unmittelbarer, auffallender, eindrücklicher und darum überzeugender“, sagt er, „zu sehen, wie es mir *zustößt*, als zu beobachten, wie ich es *mache*.“ — Ein

kecker, ja toller Satz, der recht deutlich zeigt, mit welcher Gelassenheit heute in einer bestimmten psychologischen Schule Dinge angeschaut werden, die noch Schopenhauer als ungeheuere Zumutung und „exorbitantes" Gedankenwagnis empfand. Wäre dieser Satz, der das „Zustoßen" als ein „Machen" entlarvt, ohne Freud denkbar? Nie und nimmer! Er schuldet ihm alles. Beladen mit Voraussetzungen, ist er nicht zu verstehen und hätte gar nicht hingesetzt werden können ohne all das, was die Analyse über Versprechen und Verschreiben, das ganze Gebiet der Fehlleistungen, die Flucht in die Krankheit, den Selbstbestrafungstrieb, die Psychologie der Unglücksfälle, kurz über die Magie des Unbewußten ausgemacht und zutage gefördert hat. Ebensowenig aber wäre jener gedrängte Satz, einschließlich seiner psychologischen Voraussetzungen, möglich geworden ohne Schopenhauer und seine noch unexakte, aber traumkühne und wegbereitende Spekulation. — Vielleicht ist dies der Augenblick, meine Damen und Herren, festlicherweise ein wenig gegen Freud zu polemisieren. Er achtet nämlich die Philosophie nicht sonderlich hoch. Der Exaktheitssinn des Naturwissenschaftlers gestattet ihm kaum, eine Wissenschaft in ihr zu sehen. Er macht ihr zum Vorwurf, daß sie ein lückenlos zusammenhängendes Weltbild liefern zu können sich einrede, den Erkenntniswert logischer Operationen überschätze, wohl gar an die Intuition als Wissensquelle glaube und geradezu animistischen Neigungen fröne, indem sie an Wortzauber und an die Beeinflussung der Wirklichkeit durch das Denken glaube. Aber wäre dies wirklich eine Selbstüberschätzung der Philosophie? Ist je die Welt durch etwas anderes geändert worden als durch den Gedanken und seinen magischen Träger, das Wort? Ich glaube, daß tatsächlich die Philosophie den Naturwissenschaften vor- und übergeordnet ist und daß alle Methodik und Exaktheit im Dienst ihres geistesgeschichtlichen Willens steht. Zuletzt handelt es sich immer um das *Quod erat demonstrandum.* Die Voraussetzungslosigkeit der Wissenschaft ist ein moralisches Faktum oder sollte es sein. Geistig gesehen, ist sie wahrscheinlich das, was Freud eine Illusion nennt. Die Sache auf die Spitze zu stellen, könnte man sagen, die Wissenschaft habe nie eine Entdeckung gemacht, zu der sie nicht von der Philosophie autorisiert und angewiesen gewesen wäre.

Dies nebenbei. Lassen Sie uns zweckmäßig noch einen Augenblick bei dem Gedanken Jungs verweilen, der mit Vorliebe — und so auch in jener Vorrede — analytische Ergebnisse zur Herstellung einer Verständigungsbrücke zwischen abendländischem Denken und östlicher Esoterik benutzt. Niemand hat so scharf wie er die Schopenhauer-Freudsche Erkenntnis formuliert, daß „der Geber aller Gegebenheiten in uns selber wohnt — eine Wahrheit, die trotz aller Evidenz in den größten sowohl wie in den kleinsten

Dingen n i e gewußt wird, wo es doch nur zu oft so nötig, ja unerläßlich wäre, es zu wissen". Eine große und opferreiche Umkehr, meinte er, sei wohl nötig, um zu sehen, wie die Welt aus dem Wesen der Seele „gegeben" wird; denn das animalische Wesen des Menschen sträube sich dagegen, sich als den Macher seiner Gegebenheiten zu empfinden. Es ist wahr, daß sich der Osten in der Überwindung des Animalischen von jeher stärker erwiesen hat als das Abendland, und wir brauchen uns daher nicht zu wundern, wenn wir hören, daß seiner Weisheit zufolge auch die Götter zu den „Gegebenheiten" gehören, die der Seele entstammen und mit ihr eins sind — Schein und Licht der Menschenseele. Dies Wissen, das man nach dem Totenbuch dem Verstorbenen mit auf den Weg gibt, ist für den abendländischen Geist ein Paradoxon, das seiner Logik widerstreitet; denn diese unterscheidet zwischen Subjekt und Objekt und sträubt sich, dieses in jenes hineinzuverlegen oder aus ihm hervorgehen zu lassen. Zwar kannte die europäische Mystik solche Anwandlungen, und Angelus Silesius hat gesagt:

„Ich weiß, daß ohne mich Gott nicht ein Nu kann leben;
Werd' ich zunicht, er muß vor Not den Geist aufgeben."

Im ganzen aber wäre eine psychologische Auffassung Gottes, die Idee einer Gottheit, die nicht reine Gegebenheit, absolute Realität, sondern mit der Seele eins und an sie gebunden wäre, abendländischer Religiosität unerträglich, — sie würde Gott dabei einbüßen. Und doch heißt Religiosität gerade Gebundenheit, und in der Genesis ist von einem „Bunde" zwischen Gott und Mensch die Rede, dessen Psychologie ich in dem mythischen Roman „Joseph und seine Brüder" zu geben versucht habe. Ja, lassen Sie mich hier auf dieses mein eigen Werk zu sprechen kommen — vielleicht hat es ein Recht, genannt zu werden in einer Stunde festlicher Begegnung zwischen dichtender Literatur und der psychoanalytischen Sphäre. Merkwürdig genug — und vielleicht nicht nur für mich —, daß darin eben jene psychologische Theologie herrschend ist, die der Gelehrte der östlichen Eingeweihtheit zuschreibt: Dieser Abram ist gewissermaßen Gottes Vater. Er hat ihn erschaut und hervorgedacht; die mächtigen Eigenschaften, die er ihm zuschreibt, sind wohl Gottes ursprüngliches Eigentum, Abram ist nicht ihr Erzeuger, aber in gewissem Sinn ist er es dennoch, da er sie erkennt und denkend verwirklicht. Gottes gewaltige Eigenschaften — und damit Gott selbst — sind zwar etwas sachlich Gegebenes außer Abram, z u g l e i c h aber sind sie auch in ihm und von ihm; die Macht seiner eigenen Seele ist in gewissen Augenblicken kaum von ihnen zu unterscheiden, verschränkt sich und verschmilzt erkennend in eins mit ihnen, und das ist der Ursprung des Bundes, den der Herr dann mit Abram schließt und der nur die ausdrückliche Bestätigung

einer inneren Tatsache ist. Er wird als im beiderseitigen Interesse geschlossen charakterisiert, dieser Bund, zum Endzwecke beiderseitiger Heiligung. Menschliche und göttliche Bedürftigkeit verschränken sich derart darin, daß kaum zu sagen ist, von welcher Seite, der göttlichen oder der menschlichen, die erste Anregung zu solchem Zusammenwirken ausgegangen sei. Auf jeden Fall aber spricht sich in seiner Errichtung aus, daß Gottes Heiligwerden und das des Menschen einen Doppelprozeß darstellen und auf das innigste aneinander „gebunden“ sind. Wozu, lautet die Frage, wohl sonst ein Bund?

Die Seele als Geberin des Gegebenen — ich weiß wohl, meine Damen und Herren, daß dieser Gedanke im Roman auf eine ironische Stufe getreten ist, die er weder als östliche Weisheit noch als analytische Einsicht kennt. Aber die unwillkürliche und erst nachträglich entdeckte Übereinstimmung hat etwas Erregendes. Muß ich sie Beeinflussung nennen? Sie ist eher Sympathie, — eine gewisse geistige Nähe, die der Psychoanalyse, wie billig, früher bewußt war, als mir, und aus der eben jene literarischen Aufmerksamkeiten hervorgingen, die ich ihr von früh an zu danken hatte. Die letzte davon war die Übersendung eines Sonderdrucks aus der Zeitschrift „Imago“, die Arbeit eines Wiener Gelehrten aus der Schule Freuds, betitelt „Zur Psychologie älterer Biographik“, — eine recht trockene Überschrift, in der sich die Merkwürdigkeiten kaum ankündigen, denen sie als Etikett dient. Der Verfasser zeigt da, wie die ältere, naive, von der Legende und vom Volkstümlichen her gespeiste und bestimmte Lebensbeschreibung, namentlich die Künstlerbiographie, feststehende, schematisch-typische Züge und Vorgänge, biographisches Formelgut sozusagen konventioneller Art in die Geschichte ihres Helden aufnimmt, gleichsam um sie sich dadurch legitimieren, sich als echt, als richtig ausweisen zu lassen — als richtig im Sinne des „Wie es immer war“ und „Wie es geschrieben steht“. Denn dem Menschen ist am Wiedererkennen gelegen; er möchte das Alte im Neuen wiederfinden und das Typische im Individuellen. Darauf beruht alle Traulichkeit des Lebens, welches als vollkommen neu, einmalig und individuell sich darstellend, ohne daß es die Möglichkeit böte, Altvertrautes darin wiederzufinden, nur erschrecken und verwirren könnte. — Die Frage jener Schrift geht nun aber dahin, ob sich denn die Grenze zwischen dem, was Formelgut legendärer Biographik, und dem, was Lebenseigentum des Künstlers ist, zwischen dem Typischen und dem Individuellen also, scharf und unzweideutig ziehen lasse, — eine Frage, verneint wie gestellt. Das Leben ist tatsächlich eine Mischung von formelhaften und individuellen Elementen, ein Ineinander, bei dem das Individuelle gleichsam nur über das Formelhaft-Unpersönliche hinausragt. Vieles Außerpersönliche, viel unbewußte Identifikation, viel Konventionell-Schematisches ist bestimmend für das Erleben — nicht nur

des Künstlers, sondern des Menschen überhaupt. „Viele von uns", sagt der Verfasser, „‚leben' auch heute einen biographischen Typus, das Schicksal eines Standes, einer Klasse, eines Berufes... Die Freiheit in der Lebensgestaltung des Menschen ist offenbar enge mit jener Bindung zu verknüpfen, die wir als ‚Gelebte Vita' bezeichnen." — Und pünktlich, zu meiner Freude nur, kaum auch zu meiner Überraschung, beginnt er, auf den Josephsroman zu exemplifizieren, dessen Grundmotiv geradezu diese Idee der „gelebten Vita" sei, das Leben als Nachfolge, als ein In-Spuren-Gehen, als Identifikation, wie besonders Josephs Lehrer Eliezer sie in humoristischer Feierlichkeit praktiziert: Denn durch Zeitaufhebung rücken in ihm sämtliche Eliezers der Vergangenheit zum gegenwärtigen Ich zusammen, so daß er von Eliezer, Abrahams ältestem Knecht, obgleich er *realiter* dieser bei weitem nicht ist, in der ersten Person spricht.

Ich muß zugeben: Die Gedankenverbindung ist außerordentlich legitim. Der Aufsatz bezeichnet haargenau den Punkt, wo das psychologische Interesse ins mythische Interesse übergeht. Er macht deutlich, daß das Typische auch schon das Mythische ist und daß man für „gelebte Vita" auch „gelebter Mythos" sagen kann. Der gelebte Mythos aber ist die epische Idee meines Romans, und ich sehe wohl, daß, seit ich als Erzähler den Schritt vom Bürgerlich-Individuellen zum Mythisch-Typischen getan habe, mein heimliches Verhältnis zur analytischen Sphäre sozusagen in sein akutes Stadium getreten ist. Das mythische Interesse ist der Psychoanalyse genau so eingeboren, wie allem Dichtertum das psychologische Interesse eingeboren ist. Ihr Zurückdringen in die Kindheit der Einzelseele ist zugleich auch schon das Zurückdringen in die Kindheit des Menschen, ins Primitive und in die Mythik. Freud selbst hat bekannt, daß alle Naturwissenschaft, Medizin und Psychotherapie für ihn ein lebenslanger Um- und Rückweg gewesen sei zu der primären Leidenschaft seiner Jugend fürs Menschheitsgeschichtliche, für die Ursprünge von Religion und Sittlichkeit, — diesem Interesse, das auf der Höhe seines Lebens in „Totem und Tabu" zu einem so großartigen Ausbruch kommt. In der Wortverbindung „Tiefenpsychologie" hat „Tiefe" auch zeitlichen Sinn: Die Urgründe der Menschenseele sind zugleich auch Urzeit, jene Brunnentiefe der Zeiten, wo der Mythos zu Hause ist und die Urnormen, Urformen des Lebens gründet. Denn Mythos ist Lebensgründung; er ist das zeitlose Schema, die fromme Formel, in die das Leben eingeht, indem es aus dem Unbewußten seine Züge reproduziert. Kein Zweifel, die Gewinnung der mythisch-typischen Anschauungsweise macht Epoche im Leben des Erzählers, sie bedeutet eine eigentümliche Erhöhung seiner künstlerischen Stimmung, eine neue Heiterkeit des Erkennens und Gestaltens, welche späten Lebensjahren vorbehalten zu sein pflegt; denn im Leben der

Menschheit stellt das Mythische zwar eine frühe und primitive Stufe dar, im Leben des einzelnen aber eine späte und reife. Was damit gewonnen wird, ist der Blick für die höhere Wahrheit, die sich im Wirklichen darstellt, das lächelnde Wissen vom Ewigen, Immerseienden, Gültigen, vom Schema, in dem und nach dem das vermeintlich ganz Individuelle lebt, nicht ahnend in dem naiven Dünkel seiner Erst- und Einmaligkeit, wie sehr sein Leben Formel und Wiederholung, ein Wandeln in tief ausgetretenen Spuren ist. Der Charakter ist eine mythische Rolle, die in der Einfalt illusionärer Einmaligkeit und Originalität gespielt wird, gleichsam nach eigenster Erfindung und auf eigenste Hand, dabei aber mit einer Würde und Sicherheit, die dem gerade obenauf gekommenen und im Lichte agierenden Spieler nicht seine vermeintliche Erst- und Einmaligkeit verleiht, sondern die er im Gegenteil aus dem tieferen Bewußtsein schöpft, etwas Gegründet-Rechtmäßiges wieder vorzustellen und sich, ob nun gut oder böse, edel oder widerwärtig, jedenfalls in seiner Art musterhaft zu benehmen. Tatsächlich wüßte er sich, wenn seine Realität im Einmalig-Gegenwärtigen läge, überhaupt nicht zu benehmen, wäre haltlos, ratlos, verlegen und verwirrt im Verhältnis zu sich selbst, wüßte nicht, mit welchem Fuße antreten und was für ein Gesicht machen. Seine Würde und Spielsicherheit aber liegt unbewußt gerade darin, daß etwas Zeitloses mit ihm wieder am Lichte ist und Gegenwart wird; sie ist mythische Würde, welche auch dem elenden und nichtswürdigen Charakter noch zukommt, ist natürliche Würde, weil sie dem Unbewußten entstammt.

Dies ist der Blick, den der mythisch orientierte Erzähler auf die Erscheinungen richtet, und Sie sehen wohl: es ist ein ironisch überlegener Blick; denn die mythische Erkenntnis hat hier ihren Ort nur im Anschauenden, nicht auch im Angeschauten. Wie aber nun, wenn der mythische Aspekt sich subjektivierte, ins agierende Ich selber einginge und darin wach wäre, so daß es mit freudigem oder düsterem Stolze sich seiner „Wiederkehr", seiner Typik bewußt wäre, seine Rolle auf Erden zelebrierte und seine Würde ausschließlich in dem Wissen fände, das Gegründete im Fleisch wieder vorzustellen, es wieder zu verkörpern? Erst das, kann man sagen, wäre „gelebter Mythos"; und man glaube nicht, daß es etwas Neues und Unerprobtes ist: das Leben im Mythos, das Leben als weihevolle Wiederholung ist eine historische Lebensform, die Antike hat so gelebt. Ein Beispiel ist die Gestalt der ägyptischen Kleopatra, die ganz und gar eine Ischtar-Astarte-Gestalt, Aphrodite in Person ist, — wie denn Bachofen in seiner Charakteristik des bacchischen Kultes, der dionysischen Kultur in der Königin das vollendete Bild einer dionysischen Stimula sieht, die, nach Plutarch, weit mehr noch durch erotische Geisteskultur als durch körperliche Reize das zu Aphrodites irdischer Verkörperung entwickelte Weib repräsentiert habe. Dieses ihr Aphroditen-

tum, ihre Rolle als Hathor-Isis ist aber nicht nur etwas Kritisch-Objektives, das erst von Plutarch und Bachofen über sie ausgesprochen worden wäre, sondern es war der Inhalt ihrer subjektiven Existenz, sie lebte in dieser Rolle. Ihre Todesart deutet darauf hin: Sie soll sich ja getötet haben, indem sie sich eine Giftnatter an den Busen legte. Die Schlange aber war das Tier der Ischtar, der ägyptischen Isis, die auch wohl in einem schuppigen Schlangenkleid dargestellt wird, und man kennt eine Statuette der Ischtar, wie sie eine Schlange am Busen hält. War also Kleopatras Todesart diejenige der Legende, so wäre sie eine Demonstration ihres mythischen Ichgefühls gewesen. Trug sie nicht auch den Kopfputz der Isis, die Geierhaube, und schmückte sie sich nicht mit den Insignien der Hathor, den Kuhhörnern mit der Sonnenscheibe dazwischen? Es war eine bedeutende Anspielung, daß sie ihre Antonius-Kinder Helios und Selene nannte. Kein Zweifel, sie war eine bedeutende Frau — im antiken Sinn „bedeutend" —, die wußte, wer sie war und in welchen Fußstapfen sie ging!

Das antike Ich und sein Bewußtsein von sich war ein anderes als das unsere, weniger ausschließlich, weniger scharf umgrenzt. Es stand gleichsam nach hinten offen und nahm vom Gewesenen vieles mit auf, was es gegenwärtig wiederholte, und was mit ihm „wieder da" war. Der spanische Kulturphilosoph Ortega y Gasset drückt das so aus, daß der antike Mensch, ehe er etwas tue, einen Schritt zurücktrete, gleich dem Torero, der zum Todesstoß aushole. Er suche in der Vergangenheit ein Vorbild, in das er wie in eine Taucherglocke schlüpfe, um sich so, zugleich geschützt und entstellt, in das gegenwärtige Problem hineinzustürzen. Darum sei sein Leben in gewisser Weise ein Beleben, ein archaisierendes Verhalten. — Aber eben dies Leben als Beleben, Wiederbeleben ist das Leben im Mythos. Alexander ging in den Spuren des Miltiades, und von Caesar waren seine antiken Biographen mit Recht oder Unrecht überzeugt, er wolle den Alexander nachahmen. Dies „Nachahmen" aber ist weit mehr, als heut in dem Worte liegt; es ist die mythische Identifikation, die der Antike besonders vertraut war, aber weit in die neue Zeit hineinspielt und seelisch jederzeit möglich bleibt. Das antike Gepräge der Gestalt Napoleons ist oft betont worden. Er bedauerte, daß die moderne Bewußtseinslage ihm nicht gestatte, sich für den Sohn Jupiter-Amons auszugeben, wie Alexander. Aber daß er sich, zur Zeit seines orientalischen Unternehmens, wenigstens mit Alexander mythisch verwechselt hat, braucht man nicht zu bezweifeln, und später, als er sich fürs Abendland entschieden hatte, erklärte er: „Ich bin Karl der Große." Wohl gemerkt — nicht etwa: „Ich erinnere an ihn"; nicht: „Meine Stellung ist der seinen ähnlich". Auch nicht: „Ich bin wie er"; sondern einfach: „I c h b i n's". Das ist die Formel des Mythos.

Das Leben, jedenfalls das bedeutende Leben, war also in antiken Zeiten die Wiederherstellung des Mythos in Fleisch und Blut; es bezog und berief sich auf ihn; durch ihn erst, durch die Bezugnahme aufs Vergangene wies es sich als echtes und bedeutendes Leben aus. Der Mythos ist die Legitimation des Lebens; erst durch ihn und in ihm findet es sein Selbstbewußtsein, seine Rechtfertigung und Weihe. Bis in den Tod führte Kleopatra ihre aphroditische Charakterrolle weihevoll durch, — und kann man bedeutender, kann man würdiger leben und sterben, als indem man den Mythos zelebriert? Denken Sie doch auch an Jesus und an sein Leben, das ein Leben war, „damit erfüllet werde, was geschrieben steht“. Es ist nicht leicht, bei dem Erfüllungscharakter von Jesu Leben zwischen den Stilisierungen der Evangelisten und seinem Eigenbewußtsein zu unterscheiden; aber sein Kreuzeswort um die neunte Stunde, dies „Eli, Eli, lama asabthani?“ war ja, gegen den Anschein, durchaus kein Ausbruch der Verzweiflung und Enttäuschung, sondern im Gegenteil ein solcher höchsten messianischen Selbstgefühls. Denn dieses Wort ist nicht „originell“, kein spontaner Schrei. Es bildet den Anfang des 22. Psalms, der von Anfang bis zu Ende Verkündigung des Messias ist. Jesus zitierte, und das Zitat bedeutete: „Ja, ich bin's!“ So zitierte auch Kleopatra, wenn sie, um zu sterben, die Schlange an ihren Busen nahm, und wieder bedeutete das Zitat: „Ich bin's!“ —

Sehen Sie mir, meine Damen und Herren, das Wort „zelebrieren“ nach, das ich in diesem Zusammenhang brauchte. Es ist entschuldbar und selbst geboten. Das zitathafte Leben, das Leben im Mythos, ist eine Art von Zelebration; insofern es Vergegenwärtigung ist, wird es zur feierlichen Handlung, zum Vollzuge eines Vorgeschriebenen durch einen Zelebranten, zum Begängnis, zum Feste. Ist nicht der Sinn des Festes Wiederkehr als Vergegenwärtigung? Jede Weihnacht wieder wird das welterrettende Wiegenkind zur Erde geboren, das bestimmt ist, zu leiden, zu sterben und aufzufahren: Das Fest ist die Aufhebung der Zeit, ein Vorgang, eine feierliche Handlung, die sich abspielt nach geprägtem Urbild; was darin geschieht, geschieht nicht zum ersten Male, sondern zeremoniellerweise und nach dem Muster; es gewinnt Gegenwart und kehrt wieder, wie eben Feste wiederkehren in der Zeit und wie ihre Phasen und Stunden einander folgen in der Zeit nach dem Urgeschehen. Im Altertum war jedes Fest wesentlich eine theatralische Angelegenheit, ein Maskenspiel, die von Priestern vollzogene szenische Darstellung von Göttergeschichten, zum Beispiel der Lebens- und Leidensgeschichte des Osiris. Das christliche Mittelalter hatte dafür das Mysterienspiel mit Himmel, Erde und greulichem Höllenrachen, wie es noch in Goethes „Faust“ wiederkehrt; es hatte die Fastnachtfarce, den populären Mimus. Es gibt eine mythische Kunstoptik auf das Leben, unter der dieses als farcen-

haftes Spiel, als theatralischer Vollzug von etwas festlich Vorgeschriebenem, als Kasperliade erscheint, worin mythische Charaktermarionetten eine oft dagewesene, feststehende und spaßhaft wieder Gegenwart werdende „Handlung" abhaspeln und vollziehen. Und es fehlt nur, daß diese Optik in die Subjektivität der handelnden Personagen selbst eingeht, in ihnen selbst als Spielbewußtsein, festlich-mythisches Bewußtsein vorgestellt wird, damit eine Epik gezeitigt werde, wie sie sich in den „Geschichten Jaakobs" wunderlich genug ergibt, besonders in dem Kapitel „Der große Jokus", worin zwischen Personen, die alle wohl wissen, was sie sind und in welchen Spuren sie gehen, zwischen Isaak, Esau und Jaakob, die bitter-komische Geschichte, wie Esau, der Rote, der genasführte Teufel, geprellt wird um seines Vaters Segen zum Gaudium des Hofvolks als mythische Festfarce jokos und tragisch sich abspielt. — Und ist nicht vor allem der Held dieses Romans ein solcher Zelebrant des Lebens: Joseph selbst, der mit einer anmutigen Art von religiöser Hochstapelei den Tammuz-Osiris-Mythos in seiner Person vergegenwärtigt, sich das Leben des Zerrissenen, Begrabenen und Auferstehenden „geschehen läßt" und sein festliches Spiel treibt mit dem, was gemeinhin nur aus der Tiefe heimlich das Leben bestimmt und formt: dem Unbewußten? Das Geheimnis des Metaphysikers und des Psychologen, daß die Geberin alles Gegebenen die Seele ist, — dies Geheimnis wird leicht, spielhaft, künstlerisch, heiter, ja spiegelfechterisch und eulenspiegelhaft in Joseph; es offenbart in ihm seine i n f a n t i l e Natur... Und dieses Wort läßt uns zu unserer Beruhigung gewahr werden, wie wenig wir uns bei scheinbar so großen Ausbeugungen von unserem Gegenstande, dem Gegenstande unserer festlichen Huldigung entfernt — wie wenig wir aufgehört haben, zu seinen Ehren zu reden.

Infantilismus, auf deutsch: rückständige Kinderei — welch eine Rolle spielt dies echt psychoanalytische Element im Leben von uns allen, einen wie starken Anteil hat es an der Lebensgestaltung der Menschen, und zwar gerade und vornehmlich in der Form der mythischen Identifikation, des Nachlebens, des In-Spuren-Gehens! Die Vaterbindung, Vaternachahmung, das Vaterspiel und seine Übertragungen auf Vaterersatzbilder höherer und geistiger Art — wie bestimmend, wie prägend und bildend wirken diese Infantilismen auf das individuelle Leben ein! Ich sage: „bildend"; denn die lustigste, freudigste Bestimmung dessen, was man Bildung nennt, ist mir allen Ernstes diese Formung und Prägung durch das Bewunderte und Geliebte, durch die kindliche Identifikation mit einem aus innerster Sympathie gewählten Vaterbilde. Der Künstler zumal, dieser eigentlich verspielte und leidenschaftlich kindische Mensch, weiß ein Lied zu singen von den geheimen und doch auch offenen Einflüssen solcher infantilen Nachahmung

auf seine Biographie, seine produktive Lebensführung, welche oft nichts anderes ist als die Neubelebung der Heroenvita unter sehr anderen zeitlichen und persönlichen Bedingungen und mit sehr anderen, sagen wir: kindlichen Mitteln. So kann die *imitatio* Goethes mit ihren Erinnerungen an die Werther-, die Meister-Stufe und an die Altersphase von Faust und Diwan noch heute aus dem Unbewußten ein Schriftstellerleben führen und mythisch bestimmen, — ich sage: aus dem Unbewußten, obgleich im Künstler das Unbewußte jeden Augenblick ins lächelnd Bewußte und kindlich-tief Aufmerksame hinüberspielt.

Der Joseph des Romans ist ein Künstler, insofern er spielt, nämlich mit seiner *imitatio* Gottes auf dem Unbewußten spielt, — und ich weiß nicht, welches Gefühl von Zukunftsahnung, Zukunftsfreude mich ergreift, wenn ich dieser Erheiterung des Unbewußten zum Spiel, dieser seiner Fruchtbarmachung für eine feierliche Lebensproduktion, dieser erzählerischen Begegnung von Psychologie und Mythos nachhänge, die zugleich eine festliche Begegnung von Dichtung und Psychoanalyse ist. „Zukunft" — ich habe das Wort in den Titel meines Vortrages aufgenommen, einfach, weil der Begriff der Zukunft derjenige ist, den ich am liebsten und unwillkürlichsten mit dem Namen Freuds verbinde. Aber während ich zu Ihnen sprach, mußte ich mich fragen, ob ich mich nicht mit meiner Ankündigung einer Irreführung schuldig gemacht: „Freud und der Mythus", das wäre nach dem, was ich bis jetzt zum Schluß gesagt, etwa der richtige Titel gewesen. — Und dennoch hängt mein Gefühl an der Verbindung von Name und Wort und möchte einen Zusammenhang dieser Formel wahrhaben mit dem, was ich sagte. Ja, so wahr ich mich zu glauben erkühne, daß in dem Spiel der Psychologie auf dem Mythos, worin jener der Freudschen Welt befreundete Roman sich übt, Keime und Elemente eines neuen Menschheitsgefühls, einer kommenden Humanität beschlossen liegen, so vollkommen bin ich überzeugt, daß man in Freuds Lebenswerk einmal einen der wichtigsten Bausteine erkennen wird, die beigetragen worden sind zu einer heute auf vielfache Weise sich bildenden neuen Anthropologie und damit zum Fundament der Zukunft, dem Hause einer klügeren und freieren Menschheit. Dieser ärztliche Psycholog wird geehrt werden, so glaube ich, als Wegbereiter eines künftigen Humanismus, den wir ahnen, und der durch vieles hindurchgegangen sein wird, von dem frühere Humanismen nichts wußten, — eines Humanismus, der zu den Mächten der Unterwelt, des Unbewußten, des „Es" in einem keckeren, freieren und heitereren, einem kunstreiferen Verhältnis stehen wird, als es einem in neurotischer Angst und zugehörigem Haß sich mühenden Menschentum von heute vergönnt ist. Freud hat zwar gemeint, die Zukunft werde wahrscheinlich urteilen, daß die Bedeutung der Psychoanalyse

als Wissenschaft des Unbewußten ihren Wert als Heilmethode weit übertreffe. Aber auch als Wissenschaft des Unbewußten ist sie Heilmethode, überindividuelle Heilmethode, Heilmethode großen Stils. Nehmen Sie es als Dichterutopie, — aber alles in allem ist der Gedanke nicht unsinnig, daß die Auflösung der großen Angst und des großen Hasses, ihre Überwindung durch Herstellung eines ironisch-künstlerischen und dabei nicht notwendigerweise unfrommen Verhältnisses zum Unbewußten einst als der menschheitliche Heileffekt dieser Wissenschaft angesprochen werden könnte.

Die analytische Einsicht ist weltverändernd; ein heiterer Argwohn ist mit ihr in die Welt gesetzt, ein entlarvender Verdacht die Verstecktheiten und Machenschaften der Seele betreffend, welcher, einmal geweckt, nie wieder daraus verschwinden kann. Er infiltriert das Leben, untergräbt seine rohe Naivität, nimmt ihm das Pathos der Unwissenheit, betreibt seine Entpathetisierung, indem er zum Geschmack am „*understatement*" erzieht, wie die Engländer sagen, zum lieber untertreibenden als übertreibenden Ausdruck, zur Kultur des mittleren, unaufgeblasenen Wortes, das seine Kraft im Mäßigen sucht... Bescheidenheit — vergessen wir nicht, daß sie von B e s c h e i d - w i s s e n kommt, daß ursprünglich das Wort diesen Sinn führte und erst über ihn den zweiten von *modestia, moderatio* angenommen hat. Bescheidenheit aus Bescheid wissen — nehmen wir an, daß das die Grundstimmung der heiter ernüchterten Friedenswelt sein wird, die mit herbeizuführen die Wissenschaft vom Unbewußten berufen sein mag.

Die Mischung, die in ihr das Pionierhafte mit dem Ärztlichen eingeht, rechtfertigt solche Hoffnungen. Freud hat seine Traumlehre einmal „ein Stück wissenschaftlichen Neulandes" genannt, „dem Volksglauben und der Mystik abgewonnen". In diesem „abgewonnen" liegt der kolonisatorische Geist und Sinn seines Forschertums. „Wo E s war, soll I c h werden", sagt er epigrammatisch, und selber nennt er die psychoanalytische Arbeit ein Kulturwerk, vergleichbar der Trockenlegung der Zuidersee. So fließen uns zum Schluß die Züge des ehrwürdigen Mannes, den wir feiern, hinüber in die des greisen Faust, den es drängt, „das herrische Meer vom Ufer auszuschließen, der feuchten Breite Grenze zu verengen".

„Eröffn' ich Räume vielen Millionen,
Nicht sicher zwar, doch tätig-frei zu wohnen.
Solch ein Gewimmel möcht' ich sehn,
Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn."

Es ist das Volk einer angst- und haßbefreiten, zum Frieden gereiften Zukunft.

Die Affekte und ihre Entwicklung

(Affekte, Leidenschaften, Temperament)[1]

Von

Karl Landauer

Amsterdam

Ich glaube, ich verdanke die ehrenvolle Aufforderung, heute über Affektlehre zu sprechen, der Tatsache, daß meine Untersuchungen an alte Gedankengänge *Freuds* anknüpfen. So wird dargetan, daß wir nicht nur in der Therapie stets auf die Kindheit zurückgreifen, sondern daß auch jegliche Wissenschaft sich immer ihrer Ausgänge bewußt bleiben muß. Dann handelt es sich nicht um eine trockene, sozusagen philologische Untersuchung über die Ursprünge, sondern um Wiederaufnahme alter Ideengänge, die uns in jedem Augenblick unseres praktischen Schaffens befruchten können. *Freud* ist, nachdem er ganz am Anfang seiner Tätigkeit auf die Bedeutung der „eingeklemmten Affekte" zu reden kam, nur selten noch auf die Affekte *als Ganzes* eingegangen. Er hat sich zuerst der Trieblehre, später dem Über-Ich zugewandt. Wir aber fragen: was sind denn diese Affekte, deren Schicksal so bedeutungsvoll werden kann? Wie entstehen sie? Welche Entwicklung machen sie im gewöhnlichen durch?

Wir beschäftigen uns phylogenetisch und ontogenetisch mit einem Teil des Ichs. Denn während die Kräfte des Es, die Triebe, kontinuierlich, bezw. rhythmisch entsprechend den Lebensvorgängen an den Organen fließen, handelt es sich bei den Affekten um Reaktionen auf Reize der Außenwelt. Und zwar sind die Affekte *typische, als Möglichkeiten ererbte* Antworten auf typische Anforderungen. Sie gehören somit nicht in den Bereich des persönlichen, im Einzelleben entstandenen Ichs, sondern sind ein wichtiger Teil des „*unpersönlichen Ichs*".

Wenn wir etwas in der Natur erklären wollen, so müssen wir die Entstehungsgeschichte studieren. Wir dürfen also nicht von jenem Endzustand ausgehen, den man fast nur auf dem seelischen Gebiet als Affekttönung und Gefühlsfärbung kennt. Vielmehr müssen wir das zum Ausgangspunkt machen, was man im Leben des Kindes, ja des Neugeborenen jeden Augenblick beobachten kann, dem wir übrigens auch beim Erwachsenen in besondern Situationen nicht selten begegnen: den *Affektanfällen*; diese sind bei jedem Affekt für diesen charakteristische Bewegungskombinationen, die Affektäußerungen oder Affektvorgänge, in Einheit mit bezeichnenden seelischen Erlebnissen, den Affekterlebnissen oder Affekten im

1) Vortrag, gehalten in der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung am 6. Mai 1936.

engeren Sinne. Die meisten Psychologen gehen von diesen schwer greif=baren Erlebnissen aus. Wir folgen Darwin, der die Affektbewegungen stammesgeschichtlich als Wiederholung von Bewältigungsversuchen des Reizvorgangs erklären wollte, die einstmals bei den Ahnen zweckmäßig waren, es heute aber nicht mehr sein müssen. Sie sind ihm Ruinen, analog den Resten ehemaliger Organe. Wir allerdings sehen die Entstehung und die Geschichte der Affekte heute komplizierter als er.

Aber sind die Affekte wirklich Reaktionen? Beim Kinde sehen wir sie noch als solche. Aber später fließt beim Ängstlichen — scheinbar — kontinu=ierlich die Angst, der Pessimist ist dauernd traurig und der Heitere beständig fröhlich. Wie wird aus dem Einmaligen ein Kontinuum? Dies Problem der Affektlehre hat Freud gelöst, indem er die Funktion des Über=Ichs bei der Auslösung von Affekten, hauptsächlich am Beispiel der Angst, darlegte.

Doch schließen wir nun an die täglichen Erfahrungen der Praxis an und nehmen ein häufiges Erlebnis zum Ausgangspunkt: Eine Frau liegt auf dem Analysesofa und berichtet uns von irgend etwas Alltäglichem. Ihre Stimme ist ziemlich gleichgültig, entsprechend den nebensächlichen Inhalten des Mitgeteilten. Nicht gleichgültig ist die Form, in der sie es tut; denn sie liegt nicht ruhig da. Einmal dreht sie sich nach dieser, einmal nach jener Seite, der Kopf wird dahin und dorthin geworfen. Die Schultern machen schraubende Bewegungen. Die Hände tanzen bald im Gesicht, bald an ihrer Bluse, bald am Haar. Unter Herumwerfen auf die Seite gehen beide Kniee in Beugestellung, werden gespreizt, gedreht, nach unten gestoßen und so fort, in immer wiederkehrendem Wechsel. Die Mehrzahl der einzelnen Be=wegungen scheint nichts Sinnvolles mitzuteilen. Und doch möchten wir so gerne glauben, daß die Patientin uns mit ihrer Gebärdensprache, ihr selbst vielleicht noch unbewußt, etwas zu sagen hat.

Da fällt eine Kleinigkeit auf: Trotz der ständigen Unruhe und dem unauf=hörlichen Hin und Her der Beine hat sich der Rock nicht im geringsten verschoben. Sein Saum schließt auch jetzt noch genau so mit dem Knöchel ab wie in jenem Augenblick, da sich die Dame hingelegt und das Kleid zu=rechtgestrichen hat. Eine kontinuierliche Kraft muß tätig gewesen sein, die Verhüllung aufrecht zu erhalten, und sie muß mindestens so stark wie jene Kräfte sein, die den Körper hin und her werfen. Eine gewaltige Bewegung, die enthüllen müßte und fortwährend die Aufmerksamkeit des Zuschauers auf die Person lenkt, hält einer mächtigen Verhüllungstendenz die Waage. Wir beschreiben den beobachteten Vorgang der Patientin und vergessen dabei nicht, darauf hinzuweisen, daß die Hände ständig die Brust berühren, damit die Aufmerksamkeit auf diese lenkend, und die Haare zurecht

streichen. Und wir erfahren, daß die Patientin findet: an ihr sei eine ganze Menge von Dingen außerordentlich bedürftig verborgen zu werden, vor allem Beine, Brust und Frisur, also gerade jene Teile, auf die die merkwürdige Bewegungsunruhe unsere Aufmerksamkeit gelenkt hat.

Wir haben einen Vorgang des Schämens beschrieben. Zwar fehlt in diesem Falle, da die Patientin mit ihrem Gesicht verhältnismäßig zufrieden ist, die Schamröte. Wenigstens zunächst. Denn als wir die Beziehungen der Fingerbewegungen zur Brust erwähnen, überglutet ein tiefes fleckiges Rot den Hals und steigt in den Ausschnitt hinab, auf diese Weise dem Blick den Weg zur ominösen Brust weisend.

Diese Beschreibung des Schamvorganges hat ein wesentliches Moment, das vor Freud unbeachtet geblieben war, herausgestellt. Der Affektvorgang ist keine einfache Antwort auf den Reiz — in unserem Falle auf das Mißfallen an einer bestimmten Körperbeschaffenheit —, vielmehr handelt es sich zum mindesten um zwei sich absolut widerstreitende Tendenzen: einerseits die Aufmerksamkeit anzulocken, andererseits zu verhüllen. Freud glaubt, bei allen Affekten ein solches ererbtes Kompromiß widerstreitender Tendenzen annehmen zu müssen, und sagt deshalb in „Hemmung, Symptom und Angst", die Affekte seien ererbte hysterische Anfälle. Gleich wie beim erworbenen hysterischen Anfall ist nur der eine Agonist ichgerecht und bewußt. Ihm galt die Aufmerksamkeit früherer Untersucher. Der Antagonist ist erst aus seinen Wirkungen zu erschließen, da er sich aus dem Unbewußten Zugang zur Motilität verschafft. Die psychoanalytische Betrachtung wird ihm gerecht und macht so erst den Affektanfall erklärbar.

Diese Theorie scheint geeignet, bisher unerklärbare Tatbestände aus dem Affektleben verständlich zu machen. Eine ganze Reihe von körperlichen Erscheinungen, die das Affekterlebnis begleiten, schienen sich keinem Schema fügen zu wollen. Der Druck des Blutes und der Rückenmarkflüssigkeit, die Erhöhung, bezw. die Herabsetzung des Stoffwechsels, des Atmungsvolumens usw. gehen nicht parallel der Lust-, bezw. Unlustqualität eines Affektes, wie man zunächst geneigt sein könnte, anzunehmen. Vor allem erwiesen sich alle Versuche als ungenügend, Klarheit darüber zu bringen, warum unlustvolle Affekte sich nicht nur immer wieder erneuern, sondern sogar immer wieder gesucht werden. Denn der Ängstliche sucht immer wieder nach Angstanlässen, der Traurige nach traurigen, der Freudige nach freudigen Gelegenheiten. Ließe sich auch noch das erste Phänomen, die Wiederkehr des Unlustvollen, aus jener Form des Trägheitsprinzips erklären, die Freud den Wiederholungszwang genannt hat, die Suche nach der Unlust — d. h. nach dem, was als Unlust bewußt in Erscheinung tritt, — zwingt zu der Annahme

einer Lust am Unlustvollen, also einer Angstlust, wie sie v. Hattingberg in die Psychoanalyse eingeführt hat, dem ich mit der Hypothese einer Trauerlust und ähnlicher Lustarten gefolgt bin. Jedoch scheinen mir heute all diese Lustgewinne sekundär zu sein, entsprechend dem sekundären Krankheitsgewinn der individuellen hysterischen Anfälle. Sie sind nicht imstande, die ungeheure Gewalt der Suche nach unlustvollen Affekten zu erklären. Bliebe also nur die Zurückführung auf den Masochismus, d. h. (trotz der gründlichen Forschungen Freuds und seiner Schüler) auf etwas weitgehend Unbekanntes. Vielleicht — wir dürfen es wegen der außerordentlich nahen Verwandtschaft des Schmerzanfalles mit den Affektanfällen hoffen — werden umgekehrt unsere Forschungen ein Licht auf den Masochismus werfen. Ist dagegen im Affektanfall eine bewußt unlustvolle Strebung mit einer unbewußt fixierten verlötet, so wäre die Suche nach dem bewußt unlustvollen Affekt die vor dem Bewußtsein — und vielleicht dem Über-Ich — verhüllte Tendenz nach dem Lustvollen. Die bewußte Unlust wäre dann — ebenso wie der bewußte Krankheitsdruck — nicht nur kein Hindernis für das Zustandekommen des unlustvollen Affektes, sondern oft sogar geradezu seine Bedingung: das Lösegeld. Die Qualität Lust, bezw. Unlust eines Affektes wäre bestimmt durch die Stärke des Affektanfalles, bezw. Reizes, durch das Verhältnis zum Affektobjekt und, als Unterabteilung des letzteren, durch Schuldgefühle.

Ich habe bisher die Folgerungen aus der Freudschen Behauptung von der hysterischen Natur der Affektanfälle nur konditional gegeben. Sehen Sie bitte darin eine kleine Auswirkung des gekränkten Autorennarzißmus. Denn um dieselbe Zeit, da Freuds oben genanntes Buch mit seiner Behauptung erschien, befand sich eine Arbeit von mir im Druck, in der ich bei der Scham dieses ererbte Kompromiß aufzeigte und es bei einigen anderen Affekten (wie Heiterkeit und Trauer) wenigstens andeutete. Aber ich wagte noch nicht die Feststellung, daß alle Affekte auf das Schema des Kompromisses zurückzuführen seien. Den Mut dazu nahmen mir zweierlei Erscheinungen: Es gibt Affektanfälle, die so einfach gebaut zu sein scheinen, daß man sie fast als Reflexe ansprechen kann. Und ich ging, neurologisch gebildet — oder verbildet —, zur Erklärung der seelischen Reaktion von den Reflexen aus, statt nach deren Erklärung die Reflexe als Endausgänge jener zu deuten.[2] Auf der anderen Seite ist eine ganze Anzahl gerade der wichtigsten Affekte, wie Angst, Trauer und Heiterkeit so kompliziert geschichtet, daß mir ihre Deutung auf so relativ einfache Weise nicht möglich schien.

Ist doch selbst ein verhältnismäßig einfacher Affekt wie die Scham, der

2) Dr. Franz Stein, meinem Mitarbeiter in Frankfurt, habe ich diese Problemstellung zu danken.

sowohl in der Stammesgeschichte wie im Einzelleben spät erscheint und deshalb weniger überarbeitet ist, schon kompliziert genug. Zur Ontogenese der Scham kann man auf ein häufiges Geschehen der Kinderzeit hinweisen: Das Kind im 2. — 3. Halbjahr begegnet einem Fremden, der sich ihm freundlich zuwendet. Zunächst flüchtet es sich an die Brust oder in den Schoß der Mutter, in sie sozusagen hineinkriechend. Dann aber löst es sich von der Mutter: erst kurz, dann immer länger wendet es sich dem Herankommenden zu, faßt ihn ins Auge. Durch dies Sehen macht es sich das Fremde zu eigen und wird mit ihm eins. Denn sehend ist der Mensch weitgehend das Gesehene. Das Pendeln dauert eine Zeitlang und findet meist damit sein Ende, daß das Kind sich dem Objekt in die Arme wirft und so ganz mit ihm eins wird, den als Freund wiedererkannten anfänglichen Feind mit Heiterkeit begrüßend.

Bei diesem Vorgang tritt nicht nur der Antagonismus zwischen der Lust, beschaut zu werden, und der Lust, sich zu verbergen, klar zu Tage, sondern auch zwischen der Lust, zu sehen, und der Lust, blind zu sein, ein reizloses Leben als Teil der Mutter zu führen. Auch beim Sich-Schämenden sehen wir die Neugier durchbrechen, seinerseits das Objekt, vor dem er sich schämt, mit den Blicken zu erfassen. Abwechselnd damit aber schließt er seine Augen oder schlägt sie nieder. In der Folklore erblindet oft der, der die Scham bricht.

Diese Beobachtung am kleinen Kinde stammt aus einer Zeit, da das Ich noch weniger entwickelt ist. Die beiden Antriebspaare (Schau- und Zeigelust mit ihren Widerparten) bestehen zwar gleichzeitig, sie setzen sich aber wie beim Pendel nacheinander durch und werden erst allmählich, wenn das Ich erstarkt, zu Kompromißreaktionen in der Zeiteinheit zusammengefaßt. Nach einem Schock ist oft der Affekt wieder in seine Komponenten zerfallen, zwischen denen dann gependelt wird. Man könnte in einem solchen Falle von einer Regression auf einen der Zwangsneurose ähnlichen Vorläufer des hysterischen Affektes reden. Ähnliche Vorstufen finden sich auch bei anderen Affekten und ebenso Regressionen auf sie, besonders häufig bei Zwangsneurosen und Schizophrenien und ihren Abschwächungen zu Charakterabarten. Das bildet dann eine der größten Schwierigkeiten für die Therapie. Gelingt es nicht, die zu einem Erlebnis gehörigen Affekte zusammen mit den Vorstellungen zum Erlebnis zu bringen, so bleibt alles Bemühen vergeblich — wie schon in Freuds „Studien zur Hysterie" zu lesen ist.

Doch nun zu den reflexähnlichen Affekten: Der Ekel erscheint uns als Reaktion auf schlecht riechende oder schmeckende Nahrung, die unlustvoll ausgewürgt wird. Sie basiert auf der Ausstülpungstendenz, die wir in der ganzen belebten Welt wiederfinden und die so weit gehen kann, daß

ganze Teile der Körpersubstanz ausgestoßen werden können, z. B. bei manchen niederen Tieren der ganze Darm. Aber der Ekel ist kein Würgreflex. Bei diesem ist ein Gegenstand in die Mundhöhle gelangt, hat aufgehört selbständig zu sein, ist Teil der Person geworden und soll aus ihr wieder entfernt werden. Beim Ekel dagegen gelangt das Bild von einem Gegenstand durch Auge oder Nase in den Menschen. Das Objekt selbst bleibt außerhalb der Person weiter wirklich, d. h. selber wirkend und zu bewirken, ist auch ferner Liebes- oder Haßobjekt. Ein Objekt wahrnehmen, heißt ja nur, das Bild von ihm mittels der Sinne aufnehmen. Da trifft es auf die Erinnerungen früherer Einverleibungen und ihrer Folgen und unserer Reaktionen auf sie. Diese können nunmehr gegen das wirkliche Objekt wirksam werden, wodurch wir den schlimmen Folgen der früheren Verinnerlichung entgehen können. Wahrnehmungen entstehen nur durch Verzicht auf Einverleibung. Und Ekel ist das Kompromiß zwischen der Intention der Einverleibung, dem Verzicht darauf unter Wahrnehmung des Objektes und der Wiederausstoßung des in der Wahrnehmung Verinnerlichten. Denn trotz der Ablehnung des Mundes auf Grund der Realitätsprüfung frißt das Auge oder die Nase das Objekt immer wieder aufs neue in sich hinein, um es gleichzeitig durch den Mund auszustoßen. Nur wenn wir im Ekel auch die bewußtermaßen abgelehnte Tendenz zur Einverleibung neben der offenkundigen zur Ausstülpung erkannt haben, verstehen wir die Reaktionen des dreijährigen Kurt, der beim ersten Anblick des neugeborenen Schwesterchens erbrach. Er hatte es mit seinen Blicken verschlungen. Die Stufe der Realitätsprüfung „Ich und Schwesterchen sind zweierlei" ist verlassen; Sehender und Gesehenes sind eins. Er stößt sich aus sich heraus, um sich von dem Ich zu befreien, das er erstrebt zu sein, aber ablehnt zu sehen.

Auch der Schreck in seiner häufigen Form des schlaffen Schrecks imponiert zunächst als Reflex, nämlich als Totstellreflex. Auch ich habe ihn so beschrieben, denn beim Anblick eines Schreckobjektes wird der Tod auf Zeit vorweg genommen, damit man so dem Tod auf Dauer entgehe. Jedoch erscheint mir heute die Wahl des Ausdrucks Totstellreflex einseitig. Es wird damit die sekundäre Zielsetzung zu sehr unterstrichen, den Gegner über den bereits eingetretenen Tod zu täuschen. Diese Tendenz ist sicher gegenüber Verfolgern gerechtfertigt, die nur den Tod des Objektes wünschen oder nur lebendes Wild jagen. Über dies hinaus handelt es sich beim Schreck um eine der wichtigsten Primitivreaktionen, um die Einstülpungstendenz, die wir bereits bei der Enzystierung der Protozoen antreffen. Sie erfüllt nicht nur den Zweck der zeitweiligen Tötung des Subjektes, sondern auch den der Auslöschung des Objektes durch Austilgung des Sinneskontaktes mit ihm. Der Schreck ist demnach nicht nur Flucht, sondern auch Abwehr.

In der Individualgeschichte des Menschen bedeutet die Einstülpung auch die Wiederaufnahme des gesicherten reizlosen Zustandes im Mutterleib, der Präexistenz.[3]

Trifft ein schreckhafter Reiz einen körperlich Kranken oder einen Menschen, dem das Leben nicht mehr lebenswert ist, so tritt bisweilen der Tod ein. Dann ist das Zustandekommen des Schrecks mißglückt, die Einstülpung vollkommen. Anders beim Gesunden, bei dem nach kürzerer oder längerer Zeit die Tendenz zu leben sieghaft über die Zurückziehungstendenz triumphiert. So wird uns deutlich, daß der Affekt Schreck nur zustande kommt als Kompromiß der Tendenzen, zu sterben und zu leben, die Welt zu vernichten und sie zu schonen, auf daß man sie wieder liebend umfassen oder hassend wirklich zerstören könne.

Die bis jetzt beschriebene Form des Schrecks, die schlaffe, hat erst spät diesen Namen erhalten und trüge ihn zu Unrecht, müßten wir uns nicht bei den Benennungen der Affekte daran gewöhnen, daß sie ständig Namen und Bedeutung ändern. So haben oft ganz verschiedenartige Gebilde den gleichen Namen. Ein deutliches Beispiel dafür: Im Holländischen bezeichnet das Wort *trots* nicht jenen Affekt, den Freud in Zusammenhang mit der Analerotik gebracht hat, sondern das, was wir im Deutschen „Stolz" nennen. *Grinzen* und *grienen* ist „Lachen", dasselbe Wort, kaum abgeändert in „Greinen" = Weinen. Das Wort „Schreck" nun bedeutet ganz gewiß nicht: „bewußtlos niederstürzen", sondern vielmehr „Sprung", eine Wortwurzel, die wir im Ursinne noch in „Heuschrecke" kennen. Dementsprechend existiert das Wort „Schreck" auch für das schreckhafte Hochspringen und Zusammenfahren. Dies hat Morro auf den Fluchtsprung des Affenkindes zurückgeführt, dessen Unterlage, ein Ast, im Winde schwankt, und das nun im Sprung die schützenden Arme der Mutter aufsucht. So finden wir als rezeptive Affektzone des Schreckens das Gleichgewichtsorgan und verstehen, weshalb häufig der Schreck als Schwindel zum Bewußtsein kommt. Wenn wir aber vor Schreck erstarren, wie angewurzelt stehen bleiben, so setzt sich auch noch eine weitere Tendenz durch, die jener Tendenz zum Sprung ebenso entgegen gesetzt ist wie der zum Hinstürzen: die Primitivreaktion, die ich Steife nennen möchte. Bei ihr werden wir mit der Umwelt eins, selber Fels oder Baumstamm, unverrückbar. Leblos geworden entschwinden wir dem Verfolger in der leblosen Umwelt. Das Subjekt geht in die Umwelt auf (Mimikry). Der Mensch aber wird in der Steife Phallus und exhibiert als solcher zum

3) Ich spreche nicht von einem lustvollen Zustand, sondern allein von einem reizlosen. Die Lustkomponente erhält er erst durch spätere Unlust, die den lust-unlustlosen Zustand erstrebenswert erscheinen und so — in Negation des Heute — die Mutterleibsphantasien entstehen läßt.

Staunen der Umwelt: d. h. diese wird gleichfalls Fels, Baum, Phallus, zum andern Steifen gleichermaßen ja und nein sagend[4].

Ein einziger plötzlich auftauchender gefahrvoller Reiz setzt die Tendenzen des schlaffen Schrecks in Bewegung: wegflüchten aus der Welt des Lebens in die des Todes, wegeilen von der Gefahr unter Einstülpung des Leibes, magische Vernichtung des Feindes durch Tötung der Welt mittels Auslöschung des Bewußtseins von ihr und doch innerhalb der Mutter weiterleben, um neugeboren die Welt wieder liebend umarmen zu können. Es klingen an die Sprungtendenz vom schwankenden Untergrund zur sicheren Mutter hin und die Erstarungstendenz, um unverrückbar, aber auch unauffällig zu sein, um — ganz Phallus — die Umwelt zu faszinieren. Buritans Esel verhungerte schon zwischen zwei Heubündeln, da die Tendenz zur e i n e n Sättigung die zur anderen hemmte. In den Affekten lähmen zahlreiche Strebungen einander. Jede für sich mag zum mindesten bisweilen nützlich sein. Zwangsmäßig gleichzeitig in Bewegung gesetzt, ist dies keine realitätsgerechte Bewältigung der Reize. Ja, die Gleichzeitigkeit widerstreitender Intentionen wird sogar manchmal den durch den Affekt Zerrissenen aufs äußerste gefährden. Die Affekte als Einheiten müssen also gehemmt werden. Dieser Vorgang wiederholt sich in der Stammesgeschichte schon seit langen Generationsreihen, und so finden wir bereits ererbte Reaktionsbildungen gegen die Affekte, die teilweise in der Individualgeschichte schon frühzeitig auftreten. Das Kind, das als Embryo, wenn auch in sehr beschleunigter und mannigfaltig abgeänderter Form die Stammesgeschichte vom Einzeller über den Kiementräger wiederholt, erneuert dank dem Trägheitsprinzip auch den Entwicklungsgang in bezug auf die Affekte. So sehen wir eigentlich nur bei ihm die Affektanfälle mehr oder weniger rein. Wir sehen aber auch, wie sich über den phylogenetisch älteren Affekten jüngere, noch kompliziertere entfalten, um gleichfalls zu veralten und zur allmählichen Überwindung zu kommen. Dementsprechend finden wir beim Neugeborenen den Schreck noch sehr leicht und ausgiebig auslösbar, besonders in der Form des Hochfahrens. Erst allmählich wird er mehr und mehr von der Angst verdrängt.

D e r A n g s t a n f a l l i s t e i n s e k u n d ä r e r h y s t e r i s c h e r A n f a l l z u r V e r m e i d u n g d e s p r i m ä r e n h y s t e r i s c h e n A n f a l l s S c h r e c k: Nach dem Gesetz der Wiederkehr des Verdrängten im Verdrängenden enthält die Angst sämtliche Komponenten des Schrecks. Über diese hinaus aber bilden sich verschiedene neue Intentionen aus, die nun mit

4) Die Tendenz zur Mimikry ist allgemeiner, auch über das Tierreich verbreitet, existiert z. B. bei der Heuschrecke.

den Schrecktendenzen Kompromisse eingehen. So brachte der Schreck keine Flucht vom Ort der Gefahr weg, anders die Angst; denn inzwischen hat der Mensch den Raum zu durcheilen gelernt. Die selbstverständlichste Fluchtrichtung geht vom Reizanlaß weg. Sie ist so deutlich und auch so bewußtseinsfähig, daß wir von ihr nicht weiter zu sprechen haben. Für uns hier sind jene schon genannten Ziele wesentlicher, die in den Mutterleib, in das Nicht-Ich, in den Tod, ins Aufgehen in die Umwelt führen, und die wir fast in all unseren Analysen nachweisen können. Abgeschwächt wird das ängstliche Kind durch seine Angst sehr häufig an die Mutter herangezogen. Es klammert sich an den Rock der Mutter an, kriecht in die Mutter fast hinein.

Oft auch beschäftigt uns eine ganz besonders realitätswidrige Richtung der Flucht: Die Flucht auf den Verfolger hin. Sie erinnern sich jener fast unerklärbaren Kraft, die z. B. den Ängstlichen beim Herannahen eines Autos geradezu gegen dieses hin, unter es hineinzieht. So ausgebildet ist das eine krankhafte Ungewöhnlichkeit. In abgeschwächter Form aber ist die Tendenz praktisch allen Menschen eigen. Ich erinnere an eine kleine Beobachtung, die beliebig oft wiederholt werden kann: Sie stehen am Bahnsteig und erwarten einen bestimmten Zug. Die Leute um Sie herum kennen aus Erfahrung die Stelle, wo der von ihnen gewünschte Wagen halten wird. Ein Teil hat dies durch wiederholtes Befragen des Bahnpersonals festgestellt und entsprechend den Weisungen seinen Posten bezogen. Im Augenblick, da der Zug heranbraust, kann man bemerken, daß drei Viertel der Wartenden den genau überlegten Platz verlassen, um — dem Zug entgegenzustürzen. Bis er hält. Dann werden die Menschen wieder vernünftig. So erklären sich wohl die zahlreichen Fälle, daß als Selbstmord — bewußter oder unbewußter Weise — der Sturz unter die heranbrausende Eisenbahn gesucht wird. Wie dieser rätselhafte Vorgang zu verstehen ist, zeigt uns das Kind besonders deutlich in jener Epoche, da der Affekt noch nicht als hysterische Kompromißhandlung in der Zeiteinheit zusammengefaßt ist, sondern noch weitgehend ein Pendeln zwischen den Tendenzen besteht. Sie spielen mit einem Kinde im zweiten Halbjahr irgendein Verfolgungsspiel. Der Finger nähert sich dem sitzenden Kinde. Es biegt aus, strebt weg, bis der Finger ganz nah ist. Dann wirft es sich Ihnen in die Arme. Etwas später: das Kind krabbelt von Ihnen weg. Aber trotz allen Kraftaufwandes verringert sich mit jedem Schritt von Ihnen der Abstand. Ängstlich kreischt das Kind auf und — dreht sich plötzlich um und flieht vor Ihnen in Ihre Arme. Für einen Augenblick hatte das Spiel dem Kinde ernst zu werden gedroht. Aus dem Liebesobjekt wurde ein Verfolger. Da wirft sich das Kind ihm in die Arme, um im Verfolger den Liebenden zu erschmeicheln, um im Feinde den früheren Geliebten wieder zu erkennen. Und lachend bohrt sich das Kind mit seinem

Kopf in den Erwachsenen hinein und strampelt und peitscht die Luft und auch ihn in Heiterkeit. *Heiterkeit* ist jene Situation, in der wir ungestraft unserer Lust bis zur Gewalttätigkeit gegenüber geliebten Wesen nachgeben, da wir im Freund den Feind, im Feind den Freund erkannt haben. Es tobt sich in Heiterkeit aus. Beachten Sie den uns geläufigen Ausdruck: austoben; d. h. doch wohl: sich aus sich heraus toben, — suchen, sich auszustülpen, sich, sein Subjekt und seinen Körper, abzustreifen.

Diese Tendenz, der wir schon beim Ekel begegnet waren, und auf die wir nun auch bei der Heiterkeit gestoßen sind, ist auch in der Angst enthalten. Gewaltsam wollen wir uns von uns abtun. So setzen spastische Durchfälle und die spastischen Urinabsonderungen ein, so entströmt uns der Angstschweiß. Die Ausstülpungstendenz erhöht alle Lebensfunktionen. Die Tendenz des Schrecks, hinzustürzen, das Leben einzustellen, ist ihr entgegengesetzt. Aber auch ohne dies ist das Sterben — wenn auch nur auf Zeit — Gefahr. Ihr gegenüber wird das Funktionieren erstrebenswert, das erhöhte Selbsterlebnis Lust.

Narzißtische Lust am Körper-Ich und an seinem Funktionieren sowie am Erleben, am Subjekt, ist das große Antidot gegen das berauschende Gift, sich selbst zu verlieren. Orgasmus und ebenso eine Menge von Angsterscheinungen lassen sich auf diesem narzißtischen Selbsterlebnisdrang in Kompromiß mit der Tendenz, sich aus sich herauszustülpen, zurückführen. Am meisten ins Auge fallend ist die Bewegungsunruhe, die sich in dem vom Standpunkt der Fluchttendenz aus ganz sinnlosen Hin- und Herlaufen äußert, aber auch in dem noch wertloseren Zittern, das jede vernünftige Bewegung ausschließen kann. Der Stoffwechsel ist erhöht, die Zahl der Herzschläge bei relativ nicht allzu großer Leistung des Herzens gesteigert. Die Beschleunigung der Atmung wird umso fühlbarer, als sie gleichzeitig gehemmt ist. *Weil Herzklopfen und beschleunigte Atmung gegen das Nichtsterbenwollen protestieren, eignen sie sich besonders gut zur Rationalisierung der Todesangst.* Laut erhebt das ängstliche Kind seine Stimme, nicht nur um Hilfe herbeizuholen. Es singt, um sich selbst wahrzunehmen. Es sucht das Licht, um — die Welt sehend — sich zu erleben. Nichtsehen ist Töten der Welt, Sehen ihr das Leben lassen, ja sie beleben. Und so hängen die Augen und Ohren des Ängstlichen am Angstobjekt, müssen es suchen und fliehen.

Auch dem Redner, der sich vor dem Anblick der Menge verkriechen möchte, bleibt als Rettung in seinem Lampenfieber nichts anderes übrig, als sich an den eigenen Worten und Gesten zu berauschen. Er muß sich an sein Pult, an sein Manuskript, an seine zur Faust sich verkrampfende eigene

Hand halten, um nicht — nichts fühlend — ins Nichts zu stürzen. Wo die Selbstwahrnehmung noch immer versagt, zumal, wenn das Körper=Ich von Kastrationsgefahr bedroht erscheint, ist die Bestätigung des Mächtigseins von außen im sekundären Geltungstrieb nötig. Ansehen und Ehre ist wich=tigster Besitz des Ängstlichen.

Frühere Versuche, die Affekte zu erklären, hatten sie als Flucht= und Ab=wehrmaßnahmen gewürdigt. Freud lehrte uns, daß sich im Affekt wider=sprechende Tendenzen zu einem ererbten hysterischen Anfall zusammen=schließen. Unter diesen hob die psychoanalytische Untersuchung die beiden Formen der Flucht ins Nichtsein und auf den Feind hin hervor, und zwar in den verschiedenen Schichten als verschiedene Erscheinungsweisen (zu=rück in der Mutter Arme, in der Mutter Leib, in den Tod). Endlich brachte sie die Erkenntnis von der eminenten Bedeutung des primären Narzißmus als Gegenmittel gegen die Tendenz zur Präexistenz und des sekundären Nar=zißmus zur Behebung der intrapsychischen Ataxie als Folge der Kastra=tionsangst. (Beides habe ich in meiner Pubertätsarbeit zu beleuchten gesucht.)

Namentlich die narzißtische Bedeutung der Lebenssteigerung schien mir zur Erklärung der Affekte so groß, daß ich lange Zeit geneigt war, sie als dritte Kraft neben die beiden der Flucht und Abwehr zu stellen. Wohl fühlte ich, daß es sich um zwei verschiedene Ebenen handle: Flucht und Abwehr sind auf das Objekt bezogen, Lebenssteigerung einzig auf das Selbst. Die Objektbeziehung der Affekte ist locker, nicht nur die der frühen libidinösen Triebe. Man mußte also zu den Affektzielen tiefer hinabsteigen: zu den Primitivreaktionen wie Einstülpung, Ausstülpung, Steife.

Auch der Schmerz erhält durch die Erkenntnis des Phänomens „Lebens=steigerung" eine ganz neue Beleuchtung. Ich wäre vielleicht gar nicht auf seine Bedeutung bei den Affekten gekommen, hätte ich es nicht bei der Entzündung kennen gelernt, deren klassische Symptome Röte, Schwellung und Schmerz heißen, die seit Marchand als Lebenssteigerung erkannt und seit Bier als solche benützt wird. Der andere Hauptanlaß des Schmerzes aber ist der Krampf glatter Muskulatur, im Leben des Kleinkindes der Krampf der Darmmuskulatur, die einerseits Unbrauchbares und Schädliches hinwegschaffen soll (Ausstülpungstendenz), andererseits Ichgewordenes im Ich festhalten möchte. Da, wo wir keinen der beiden Anlässe zum Schmerz kennen, sprechen wir von nervösen Reizerscheinungen, ein Zeichen dafür, wie sehr man von der Steigerung der Lebenstätigkeit beim Schmerz überzeugt ist. Im Schmerzvorgang treffen sich Ausstoßungs= und Festhaltungstendenz. Daß hinter ihnen auch die Ausstülpungstendenz besteht, ergibt sich nicht nur aus den Entzündungsvorgängen, die zur Eiterung oder Abkapselung des

vom Feind befallenen Körperteils führen sollen, und dem Vorgang des Spas=mus. Es besteht auch eine starke Tendenz, das schmerzende Organ aus der Psyche auszuschalten. Gerade diese Tendenz beginnt bei länger dauerndem Schmerzvorgang zu überwiegen. Ihr gegenüber und den Schädigungen zum Trotze, die den Schmerzvorgang auslösen, setzt sich mächtig die Lebens=steigerung durch.

Wir müssen nochmals auf die in der Angst enthaltene Tendenz zur Flucht auf den Verfolger hin zurückkommen. Sie führt beim Kinde zur tatsächlichen Vereinigung. Ebenso ist es in jenen oben gestreiften Selbstmorden, in denen sich die Selbstmordsüchtigen unter ein heranbrausendes ungeheures Etwas werfen. Dies Etwas ist — in symbolischer Form — der große Verfolger der Kindheit, die Mutter. Der Tod ist die gesuchte Vereinigung mit ihr.

Diese Tendenz ist — in der Anlage wenigstens — bei allen Menschen an=geboren. Ich glaube, hier liegt das, was Freud die Vermutung aussprechen ließ, es gäbe einen ererbten Kern des Über=Ichs. Angst haben vor den Eltern heißt auch die Tendenz haben, sich mit ihnen zu vereinen. Wenn man weiter leben will — und dazu drängt es —, muß man eins werden mit ihnen. Wenig=stens ein Teil des Ichs muß sich dem geliebten Verfolger angleichen. Gleich=zeitig wird das passive Leiden durch aktives Leidenmachen kompensiert.

Ich habe Ihnen die Angst als sekundären hysterischen Anfall zur Vermei=dung des primären, des Schrecks, beschrieben. Heiterkeit und Trauer ent=standen zur Vermeidung der Verzweiflung und nahmen sie in sich auf, um sie mit zahlreichen anderen Tendenzen zu verschmelzen. Im melancholischen und manischen Raptus sind die beiden Affekte weitgehend zerfallen, und dann treten wesentliche Züge der Verzweiflung in den Vordergrund.

Die Affekte — auch die sekundären — sind auf die Dauer nicht ichgerecht, weil unzweckmäßig. Schon darum müssen sie gehemmt werden. Überdies tritt beim Menschen noch der wichtige Faktor Erziehung auf: Ein bis eineinhalb Jahrzehnte bleibt das Kind hilflos auf die Fürsorge der Eltern angewiesen. Das Schreien des ängstlichen oder traurigen Kindes ruft die Mutter herbei, zwingt sie zur Aufmerksamkeit und damit zum Zeitaufwand — auch zur Un=zeit. Der Schrei und das Weinen appellieren mächtig, nicht nur an die Liebe, sondern vor allem auch an die Schuldgefühle der Mutter. Das stört diese, ja es quält sie. Das Kind, das sich beim Herannahen einer Gefahr an den Mutterrock klammert, ihre Beine umschlingt, in sie hineinzukriechen sucht, belästigt die Mutter, ja es gefährdet sie, wenn wirklich eine Gefahr — z. B. ein Auto — herannaht. Das heitere Kind zieht die Aufmerksamkeit der Mutter auf sich. Heiterkeit steckt an, denn man möchte mitlachen, ja fast muß man es. (Wir werden später nochmals das Echo der Affekte streifen.)

Aber man ist mit anderem, vielleicht Ernstem, beschäftigt. Man kann nicht, wo man es doch gern möchte. Neid und Eifersucht steigt auf, und man darf doch dem Kinde nicht seine Lust mißgönnen. Man sieht: zu dem an sich Unzweckmäßigen der kindlichen Affekte treten für die Erzieher bisweilen Gefährdungen äußerer Natur, öfters auch die Gefahr von innen her: Schuldgefühle über den Schmerz des Kindes, Selbstvorwürfe wegen der Mißgunst auf das Kind. Affekte können gesellschaftswidrig werden. Dies gilt namentlich von Wut, Neid, Trotz und Hohn. Daher sucht der Erzieher die Affektausbrüche des Kindes zu unterbinden. Dies kann im Kinde die Folge haben, daß sein sich bildendes Über-Ich ihm aufzuzwingen trachtet: man darf keine Affekte haben; sie dürfen nicht erlebt, sie müssen zerstört werden. „Täglich erlebt das Kind, daß die Mutter die Äußerungen ihrer Affekte unterdrückt, ihre Erlebnisse verleugnet" (Burlingham). Das Tun der Mutter fordert vom Kinde das gleiche.

Teilweise geschieht das in der Form, daß auf die Zeit regrediert wird, in der die Affekte noch nicht bestanden, sondern nur ihre Vorstufen, da die einzelnen Strebungen sich pendelnd durchsetzen. Das ist die zwangsneurotische (und schizophrene) präaffektive Epoche. Bei der Hysterie wird nur auf die Epoche infantiler Affektinkontinenz oder auch primärer Affekte regrediert. Daher die große Bedeutung von Schreck und Wut bei ihr.

Ein Teil der Affekte wurde subalternen Ich-Anteilen überlassen, während sich das Haupt-Ich vernünftig und brav, liebend und abwehrend der Realität zuwandte. Allmählich kapselten sich diese Affekte ab, verödeten zu Reflexen.

Umgekehrt aber können sich auch Superaffekte bilden. So entsteht die Angst vor der Scham: die Befangenheit — die Angst vor der Angst: die Vorsicht. Da immer wieder aufs neue der verpönte Affekt droht, scheint der nunmehr gebildete Superaffekt kontinuierlich. Es entsteht eine Stimmung, bezw. ein bestimmtes Temperament. Der häufigste Superaffekt ist sicherlich die Angst. Es gibt jedoch noch eine ganze Reihe anderer Superaffekte. Die Befangenheit kann nicht nur eine Angst vor der Scham, sondern auch eine Scham über die Angst sein. Neben der Angst scheint mir am häufigsten die Trauer als Superaffekt aufzutreten. Da sie wirklichen — oder später, in Vorwegnahme dem Über-Ich gegenüber: intrapsychischen Liebesverlust bringen kann, wird sie selber Anlaß zur Trauer. Ebenso kann Trauer über die „Ungezogenheit" der intendierten Angst, über die „Unsittlichkeit" der sich meldenden Wut (natürlich auch über die Verwerflichkeit bestimmter Triebregungen) entstehen und zum Pessimismus, zur depressiven Persönlichkeit führen.

Dies scheint lauterer Unsinn zu sein. Die Affekte sollen als nicht ich-gerecht gehemmt, als nicht über-ich-gerecht zerstört werden — und nun wieder soll der Teufel durch Beelzebub ausgetrieben werden. Vielleicht aber handelt derjenige unsinnig, der bei seelischen Vorgängen äußere Logik erwartet. Täglich hören wir von unseren Patienten den Vorwurf, daß wir uns widersprechen, wenn wir wahrheitsgetreu die widerspruchsvollen Regungen in ihnen beschreiben. Dort handelt es sich allerdings meist um pathologische Fälle. Hier geht es um typische Vorgänge, um eine Erklärung der allgemeinen Holzwege, wenn wir widerspruchsvolle Tendenzen als typische aufzuzeigen suchen. Nun scheint mir die Situation des Menschen (weder als Einzelwesen noch als Gesamtheit) nicht dem Ideal, sicherlich nicht der Logik zu entsprechen. Daher ist auch hier zu erwarten, daß die Untersuchung des Menschen auf innere Widersprüche, sinnlose Kraftvergeudungen und Selbstzerfleischungen führt.

Praktisch ist übrigens durch die Bildung der Superaffekte viel gewonnen. Die innere Reibung zehrt unendliche Kräfte auf, die sonst für den Träger und seine Umwelt gefährlich werden können. Und so gelingt es der Mehrzahl der Menschen, wenigstens insoweit Herr über ihre Affekte zu werden, daß sie sich zu einer einigermaßen lenkbaren Herde zusammenfügen lassen. Zu diesem Zweck wird sogar der Superaffekt der Angst vor dem Liebesverlust der Herrschenden, und ihrer psychischen Repräsentanz, des Über-Ichs, das Schuldgefühl, bewußt hochgezüchtet. Infolge der inneren Reibung erhalten die Superaffekte noch besondere Eigentümlichkeiten:

Alle Trieb- und Außenreize, die ein Individuum mit primitiver Ich-Organisation treffen, rufen Reaktionen des ganzen Wesens, erkennbar als Aktionen des ganzen Körpers oder wenigstens großer Teile von ihm hervor.[5] Ein Kind, das eben zu stehen und zu gehen gelernt hat, habe sich vor uns aufgepflanzt. Wir halten ihm einen begehrenswerten Gegenstand, z. B. eine glitzernde Uhr, hin. Das ganze Menschlein greift danach: Da schießen beide Arme, der Kopf, die Schultern und die Beine auf den Gegenstand zu. Und schon liegt das Kind am Boden. Erst allmählich lernt es diesen Massenantrieb beherrschen. Es befiehlt sozusagen seinen Beinen, stehen zu bleiben, den Schultern und der einen Hand, ruhig zu sein, und dann greift das Ich mit der anderen Hand nach dem Gegenstand. Es hat sich differenziert unter Bildung subalterner (deskriptiv unbewußter) „Iche", welche die „automatischen" Funktionen, z. B. stehen, übernehmen. Es selbst wird frei für neue Aufgaben.

Ganz analog ist der Entwicklungsgang bei den Affekten. Einstülpungs-

5) Dr. Federn hat mich auf die Neigung des Kindes zu massiven Reaktionen hingewiesen.

tendenz, bezw. schlaffer Schreck zwingt den ganzen Menschen zu Boden. Die Steife macht aus dem ganzen Kinde ein Brett. Die Verzweiflung peitscht Arme, Beine, Rumpf und Kopf gleichzeitig durcheinander und gegeneinander. Durch die Schwächung infolge der inneren Reibung werden die Affektbewegungen der einzelnen Gliedmaßen in der Regel wenigstens beherrschbar. Schließlich äußern sich nur mehr die Teile der Primitivreaktionen als Affektziele der gebremsten Affekte, die gleichzeitig Ausdruck wichtiger libidinöser Triebe sind. Diejenigen Affektzonen bleiben in Tätigkeit, die betonte Sexualzonen sind, und färben die Affekte und differenzieren sie zu ungeheurer individueller Mannigfaltigkeit.

Anfangs waren die Affekte nur Reaktionen angesichts des Reizgebers, standen nur in einem örtlichen und zeitlichen Verhältnis zu ihm. Die deutsche Sprache zeigt dies sehr schön: ich ängstige mich vor, ich trauere über, ich bin zornig auf usw. Erst wenn die Affekte Ausdruck der libidinösen Strömungen geworden sind, übernehmen sie von diesen die Sexualobjekte als Affektobjekte. Die Sprache drückt dies mit der direkten Objektbeziehung des Akkusativs oder Dativs aus: ich fürchte jemand, ich betrauere ihn, ich zürne ihm.

Von den Objektbeziehungen gilt ganz besonders, was wir von den Differenzierungen sagten: Mit der Schwächung der Antriebe infolge innerer Reibung wächst die Festigkeit der Objektbindungen. Das Tier hat anfallsweise Brunstzeiten, in denen es zu typischen Handlungen getrieben wird. Sie hemmend und damit kontinuierend, gilt: „Du siehst, mit diesem Trank im Leibe, bald Helenen in jedem Weibe". Erst wenn durch Erstarkung des Ichs die positiven Strebungen großenteils durch negative gebunden sind, es nicht mehr zwischen ihnen pendelt, entsteht die Treue. Ebenso wird die „Furcht des Herrn", der Gehorsam an die tausend Tabus der Gesellschaft durch Bindung von Wut, Eifersucht, Neid usw. möglich.[6]

Da sich die libidinisierten Affekte so mannigfaltig von den ursprünglichen Affektausbrüchen unterscheiden, tut man gut, sie mit einem eigenen Namen zu nennen, etwa mit dem derzeit in der wissenschaftlichen Psychologie ziemlich außer Kurs gekommenen, also praktisch freien Ausdruck: Leidenschaften. Zu ihnen zählen psychische Gebilde, die wir mit als die menschlichsten

6) Die „Ursache" der Kulturentwicklung suchen wir also in der biologischen Verlangsamung der Entwicklung des Menschen. Nun sehen wir aber — heute wie je —, daß das Wachsen der gesellschaftlichen Anforderungen die Verselbständigung des Individuums verzögert, die Verzögerung der Verselbständigung die Kulturforderungen steigert usw. So kann man sich auch die Kulturentwicklung nach der Vergangenheit hin in ständiger Wechselwirkung mit der Einzelentwicklung geworden denken. Im Anfang stünde Realitätswidrigkeit und — intrapsychisch gesehen — Ichwidrigkeit der Affekt- und Triebanfälle, die zeitweisen Aufschub und teilweisen Verzicht erzwängen.

empfinden und die wir — teils an uns, teils an anderen — nicht missen möchten, obwohl sie viel Leid auferlegen.

Die Verpönung der Affektanfälle hat in der Wissenschaft eine merkwürdige Wirkung geübt. Da sich doch zum mindesten kleine Affektanfälle nicht gar zu selten zeigen, hätte sie längst zu der Erklärung der Affektivität aus den deutlichen kindlichen Affektanfällen geführt. Gewiß mußten die regressiven Verzerrungen der Affektanfälle der Erwachsenen diese Gedankenrichtungen erzeugen. Aber das Verbot, das dem Kind erteilt wird: man darf keine Affekte haben, läßt die ganze eigene und ererbte Affektentwicklung vergessen. Man suchte — vergeblich — eine Erklärung der affektiven Färbung und Gefühlstönung der Empfindungen und Handlungen. Freud erst sprach wie manche alte Philosophen von Affekt als psychischer Energie.

Unter denselben Bedingungen, unter denen sich die „Leidenschaften" bilden, kann auch der Intellekt zur Entfaltung kommen. In früheren Zeiten werden fast nur typische Reize wahrgenommen, auf die dann typisch reagiert wird. Vor allem dann, wenn die Kastrationsangst an die Autoritäten bindet, wenn von jeder Miene der geliebt-gehaßten Personen das Schicksal abhängt, bildet sich die Vorsicht heraus. Sie differenziert Objekt und Subjekt, spaltet innerhalb der Objektwelt Böses von Gutem, abstrahiert vom Totalobjekt dessen augenblickliche Stimmungen. Scharfe Beobachtung und harte Logik werden entwickelt — lauter Eigentümlichkeiten, die die Sprache mit Bildern aus dem Bereiche der Gewalttätigkeit bezeichnet, die sich auf diese Weise sublimierten Ausdruck gestatten darf und sie auch endlich zu befriedigender Auswirkung nach außen — in sinnvoller Änderung der Welt — bringen kann.

Aber auch die Liebe wirkt sich unter Einfluß der zur Vorsicht libidinisierten Angst im Intellekt aus: das Mienenspiel der Umwelt wird nicht nur gesehen, auch miterlebt. Anfangs echot das ganze Wesen, später immer kleinere Teile die Affekte der Umwelt. Das Schuldgefühl läßt diesen angeglichenen Teil mit Sorge beobachten: wir lernen — uns beobachtend — die Welt verstehen und uns ihr, sie uns anpassen.

Das wesentliche Ziel des Intelligenzprozesses ist und bleibt, in der Fülle der Reize, denen wir hilflos gegenüber stehen, Bekanntes wiederzuerkennen, damit wir keine Angst entwickeln müssen, nicht mehr der Trauer ausgeliefert sind. In der Wissenschaft nennen wir das vertraute, durch unsere Liebe, unsern Fleiß bestimmbare Gesicht der Mutter Natur: Gesetze.

Das Resultat des Wirkens von Vernunft und Verstand ist aber Milderung der Affektentladungen. Die Affekte, die uns mit die stärksten Erlebnisse

unseres Selbst geben, wirken sich im Intelligenzvorgang aus. Nur im krankhaft zerzerrten Denkzwang ist der Geist der Widersacher des Lebens, sonst aber sein beglückendster Sohn. Im Laufe unzähliger Generationen hat sich die Menschheit wegentwickelt von den typischen Antworten auf als nur typisch wahrgenommene Reize: von den Primitivreaktionen und den Affektanfällen. Sie steht heute in der Hauptsache in der Periode der Leidenschaften, namentlich der Furcht. Doch leise regt sich der Intellekt — gespeist von sublimierten Leidenschaften. Er soll uns lehren, die Anlässe zum Leid zu beseitigen.

Swedenborgs religiöse Krise und sein Traumtagebuch

Von

Alfred von Winterstein

Wien

„*Haec vera sunt, quia signum habeo.*"

Swedenborg (1740).

„Ich bin kein Gaukler und auch kein Wetterhahn, sondern ich bin abwechselnd bald im Licht, bald im Schatten für Euch, also hier ein Fremdling und gleichzeitig ein Einheimischer."

Swedenborg, Vera Christiana Religio 280.

Über Emanuel Swedenborg, den bedeutenden schwedischen Naturforscher und Theosophen, der in vorgerückten Jahren auf Grund göttlicher Visionen die Gabe des Verkehrs mit der übersinnlichen Welt empfangen zu haben behauptete, liegt bisher nur eine psychoanalytische Untersuchung vor, die Eduard Hitschmann zum Verfasser hat und aus dem Jahre 1912 stammt.[1] Hitschmann macht den Versuch einer Deutung der den Psychoanalytiker vor allem interessierenden seelischen Wandlung Swedenborgs vom Wissenschafter zum Mystiker und Theosophen, einer Wandlung, die übrigens keineswegs atypisch ist. Freuds klassische Arbeit über des Senatspräsidenten Schreber Paranoia[2] dient der Deutung als Vorbild.

Ich gebe die wesentlichen Ausführungen Hitschmanns wieder, schon deswegen, weil der Aufsatz vielen Lesern nicht mehr zugänglich sein dürfte. Die äußere Veranlassung der psychischen Veränderung Swedenborgs liegt für uns im Dunkeln. Das Lebensalter, in dem sie eintrat, ist allerdings nicht ohne Disposition zu solchem Geschehnis; es entspräche etwa einem etwas vorzeitigen Klimakterium des Mannes (die Paranoia Schrebers setzte mit 51 Jahren ein, die entscheidende Londoner Vision[3] Swedenborgs ereignete sich in seinem 58. Lebensjahr). Unter Halluzinationen verrät sich der Beginn. Es ist klar, daß es sich um eine Regression auf das Kindesalter, auf Swedenborgs Vaterliebe, des Vaters religiös-mystische Beeinflussungen handelt. „Iß nicht so viel", deutet direkt auf väterliche Ermahnungen. Vater und Gottvater fließen zusammen, und was die Eltern seinerzeit gewünscht und geäußert hatten, „Engel sprächen durch seinen Mund", wird zur Tatsache. Die scheußlichen Schlangen usw. der Halluzination sind Zeichen homo-

1) Swedenborgs Paranoia. Zentralblatt f. Psa., Bd. III, S. 32.

2) Psychoanalytische Bemerkungen über einen autobiographisch beschriebenen Fall von Paranoia. Ges. Schr., Bd. VIII.

3) Vgl. die Beschreibung der Vision unten, S. 326 f.

sexueller Phantasien. Ganz wie bei Schreber nahmen die Wahnideen den Charakter des Mystischen, Religiösen an, er verkehrte direkt mit Gott, die Teufel trieben ihr Spiel mit ihm, er sah Wundererscheinungen. Der asketische Zug des „Nicht-viel-essens“, die tatsächliche frugale Diätetik Swedenborgs, sein Ausspruch, „die Sinnlichkeit verhindere bei anderen Menschen die Offenbarungen“, sprechen für ein Bekämpfen sexueller Anwandlungen, deren Reichtum teils in den wollüstigen Schilderungen der buhlerischen Liebe, teils in der Ausmalung des in Wirklichkeit (trotz seiner durch Verlobung bewiesenen Absicht) entbehrten Ehelebens offenbar wird. Die halluzinatorischen Anfälle entsprechen wohl homosexuellen Befriedigungssituationen. Der ganze Wahn erscheint als Erfüllung infantilen, narzißtischen Größenwahns: der Sohn will den Vater übertreffen, eine Art Gottessohn, Erlöser, Reformator des Christentums werden. Hierher gehört auch das Anmaßen der Sehergabe[4]. Die Enttäuschung durch den Betrug der Braut[5] lag wohl schon viele Jahre zurück und war zweifellos indirekt durch Swedenborgs erotische Eigenart veranlaßt. Sie hat ihn aber der Heterosexualität gewiß noch mehr entfremdet. Eine Art Ablösung der (sublimierten) Libido sehen wir in Swedenborgs Verzicht auf die seinerzeit so intensiv und erfolgreich betriebene wissenschaftliche Tätigkeit, das Zurückziehen aus den zugehörigen Beziehungen. Eine Enttäuschung auf diesem Gebiet wäre anzunehmen. Welche nähere Bedeutung die Anfeindungen durch böse Geister, Teufel haben, kann nur vermutet werden, da einzelne Details fehlen.

Hitschmann entnimmt die seiner Deutung zugrundeliegenden kurzen Daten einem gar nicht der eigentlichen Swedenborg-Literatur angehörigen Werk von Eugen Sierke: „Schwärmer und Schwindler zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts“ (1874) und meint, daß das von ihm entworfene pathologische Bild „später einmal durch ausführlichere zur Verfügung kommende Daten ergänzt werden kann“. Nun sind in der Zwischenzeit zwei interessante Arbeiten über Swedenborg sowie die erste deutsche Übersetzung eines lange nach Swedenborgs Tod entdeckten Traumtagebuches erschienen, die wertvolles, vervollständigendes Material zur Ergänzung Hitschmanns bringen. Diese zwei wissenschaftlichen Publikationen sind das Buch des schwedischen Forschers Martin Lamm: Swedenborg. Eine Studie über seine Entwicklung zum Mystiker und Geisterseher (Aus dem Schwedischen von Ilse Meyer-Lüne. Leipzig 1922) und die Abhandlung des Heidelberger Psychiaters Hans W. Gruhle: Swedenborgs Träume. Ein Beitrag zur Phänomenologie seiner Mystik (Psychologische Forschung. Zeitschrift für Psychologie und ihre

4) Ein Zeitgenosse (Carl Gustav Tessin) erwähnt Swedenborgs „schwache Augen“. Die Sehergabe ist vielleicht als wunschgemäße Überkompensierung dieser Organminderwertigkeit im Sinne Alfred Adlers aufzufassen.

5) Swedenborg bewarb sich erfolglos um zwei Töchter des Professors Christopher Polhem, der damals sein bedeutendster wissenschaftlicher Führer war und in dessen Heim er nach seinen Angaben wie ein Sohn geliebt wurde. Der Betrug bestand darin, daß die ältere, Maria, sich mit einem Hofjunker des Königs verlobte, obwohl sie Swedenborg versprochen war.

Grenzwissenschaften, V, 1924). Swedenborg begann nämlich im Jahre 1736, gleichzeitig mit der Niederschrift seiner Oeconomia regni animalis, die bereits seine Beschäftigung mit metaphysischen Dingen anzeigt, auch seine Träume und Gesichte aufzuzeichnen. Dieses Dokument (5 Quartblätter) aus den Jahren 1736—1740 wurde aus einem bei der Wissenschaftsakademie verwahrten Manuskript leider herausgerissen und der Familie übergeben, bei der es spurlos verschwunden ist. Hingegen wurde 1858 ein von Swedenborg in den Jahren 1743—1744 (während der akuten Krise) geschriebenes und offenbar nicht zur Veröffentlichung bestimmtes Traumtagebuch, Drömmar, wiedergefunden und 1859 von G. E. Klemming herausgegeben. Eine etwas gekürzte Ausgabe erschien in englischer Sprache (s. Anm. 6). Die erste deutsche Übersetzung wurde von Ilse Meyer-Lüne trefflich besorgt (Emanuel Swedenborgs Traumtagebuch aus dem Jahre 1744. Nach dem Druck der Handschrift von 1859 aus dem Schwedischen übersetzt von Ilse Meyer-Lüne. Ausgabe der Hamburger Handdrucke, Hamburg 1925) und Professor Gruhle für seine Arbeit zur Verfügung gestellt, der sie auszugsweise veröffentlichte; auch Lamm bringt eine Reihe von Tagebuchstellen. Es war mir durch das besondere Entgegenkommen der Übersetzerin vergönnt, das Traumtagebuch, dessen Bibliophilenausgabe vergriffen ist, im Original einzusehen (die mir zugänglichen Bibliotheken besitzen kein Exemplar dieses Werkes). Das Tagebuch gewinnt besonderes Interesse dadurch, daß Swedenborg seine Träume mit dem von ihm erfahrenen religiös-mystischen Prozeß regelmäßig in Verbindung bringt.

Swedenborgs seelische Entwicklung legt dem Psychoanalytiker vor allem die Frage nach seinem Verhältnis zur Familie, insbesondere zum Vater, nahe. Emanuel Swedberg (den Namen Swedenborg erhielt er erst durch seine Nobilitierung) wurde am 29. Jänner 1688 in Stockholm als drittes Kind des Pfarrers, späteren Bischofs Jesper Swedberg und der Sarah, geborenen Brehm, Tochter eines Assessors am Bergwerkskollegium, geboren. Er hatte drei Brüder und vier Schwestern. Über die Mutter weiß man nichts Näheres; sie starb schon im Jahre 1696.[6] Viel größeren Einfluß scheint der Vater ausgeübt zu haben, ein aufrechter, kraftvoller, zum Jähzorn neigender, glaubensschlichter Geistlicher, dem alles dogmatische Grübeln durchaus fernlag. Er war von einem geradezu bäurischen Aberglauben, empfing den Besuch

6) Ich zitiere die Angaben, die enthalten sind in: Documents concerning the Life and Charakter of Emanuel Swedenborg, by Dr. R. L. Tafel, London 1875. Nach anderen Darstellungen der Lebensgeschichte Swedenborgs hatte dieser bloß zwei Brüder; einmal wird er als der älteste, ein andermal als zweiter Sohn bezeichnet. Seine Mutter soll erst 1720 gestorben sein. Nun war Jesper Swedberg dreimal verheiratet; die beiden folgenden Ehen blieben kinderlos. Vielleicht liegt also eine Verwechslung mit einer Stiefmutter vor.

seines Schutzengels[7] und hatte allerhand Erlebnisse mit dem leibhaftigen Gottseibeiuns. Seit seinem dreizehnten Lebensjahr berichtete Jesper Swedberg über Wahrträume und Offenbarungen (in Form von Halluzinationen). Auch die Vielschreiberei Emanuel Swedenborgs findet sich schon bei seinem Vater. In dieser Wunderatmosphäre wuchs das Kind heran, und die Gestalt des gütig strengen Vaters (dieser selbst spricht von „donnernder Liebe") verschmolz unmerklich mit jener Gottes, der seine schützende Hand über das Vaterhaus hielt. Schon in seiner frühen Kindheit grübelte Swedenborg, wie er selbst angibt, über „Gott, die Seligkeit und die geistigen Zustände der Menschen" nach und erregte bei seiner Umgebung als religiöses Wunderkind Staunen. Auch ergab er sich bereits damals beim Morgen- und Abendgebet gewissen Atemübungen, die er in seinem Diarium spirituale „innere Atmung" (ein von vielen Mystikern beschriebenes Phänomen) nennt; durch sie versetzte er sich in eine Art Trance, die mystische Seelenzustände herbeiführte (Kontemplation oder wortloses, „mentales" Gebet, „inneres Licht", Visionen). Diese Hemmung des äußeren Atmens bis auf ein Minimum (einen völligen Stillstand würde der Körper ja nicht vertragen) soll später in der theosophischen Periode bis zu einer Stunde gedauert haben; sie wurde von Swedenborg bewußt angestrebt, um mit Engeln und Geistern in Verbindung zu gelangen. Zwei Züge treten also beim jungen Swedenborg in Erscheinung, die in der Religiosität seines Vaters ganz fehlen: der spekulative Trieb und die Neigung zu ekstatischen Seelenzuständen. Wir wissen, daß jener einen wichtigen Beitrag aus dem infantilen Schau- und Wißtrieb bezieht, der aggressiv-sadistisch betont ist, diese hingegen neben Voyeurlust masochistische Tendenzen verrät (masochistische Atemlähmung, Durchstrahltwerden von göttlichem Licht, Hingabe im Gebet u. a.). Swedenborgs kräftiger Forschungsdrang und das Streben nach Gewißheit veranlaßten ihn, bei jenen Wissenschaften Antwort auf die ihn quälenden Fragen zu suchen, die ihm in ihren Methoden und Ergebnissen am sichersten schienen: die Mathematik und Mechanik sollte ihm die Entstehung und Erhaltung der Welt erklären, die Anatomie das Rätsel der Seele lösen (Lamm). Zum Theologiestudium entschloß er sich nicht, so naheliegend es auch gewesen wäre und so sehr es den Wünschen seines Vaters entsprochen haben dürfte. Vielleicht machte ihn auch sein Stottern hiezu ungeeignet. An der Universität Upsala beschäftigte sich Swedenborg außer mit naturwissenschaftlichen Studien auch mit Literatur und erwarb das philosophische Doktorat mit einer Dissertation aus dem Gebiete der antiken Philologie.

Nach Vollendung seiner Universitätsstudien kehrte Swedenborg für kurze

7) Sein Glaube daran datiert von einer wunderbaren Rettung aus Lebensgefahr in den Jugendjahren. Auch Swedenborg empfand sich beständig von „heiligen Engeln" beschützt.

Zeit ins Vaterhaus zurück. Er erhielt vom Bischof Swedberg, der selbst viel gereist war, die Erlaubnis, eine Reise nach den wichtigsten Ländern Europas zu unternehmen, und begab sich zunächst 1710 nach London, wo er sich mit Feuereifer auf die Naturwissenschaften warf und mit den berühmtesten Gelehrten seiner Zeit, einem Newton, Flamsteed, Halley Umgang pflog. Auch beschäftigte er sich mit zahlreichen Erfindungen (Unterseeboot, Dampfmaschine, Flugzeug). Von seiner eigenen Bedeutung hatte er damals eine sehr hohe Meinung; über andere Gelehrte urteilte er geringschätzig. Daß bei dieser weltlichen Richtung die religiösen Neigungen seiner Kindheit starkt verdrängt wurden, ist begreiflich, ja es fehlt nicht bei ihm an respektlosen Bemerkungen über Dinge, die seinem alten Vater heilig waren. Auch beklagt er sich, daß ihm dieser kein Geld schickt. Jesper Swedberg stand nämlich der vom Sohn eingeschlagenen wissenschaftlichen Laufbahn sehr skeptisch gegenüber, insbesondere was die materiellen Aussichten betraf, und war nur schwer dazu zu bringen, ihm die nötige Unterstützung zu gewähren. Swedenborgs Verhältnis zur Familie scheint also in diesen Jahren recht kühl gewesen zu sein. Den ihn damals verzehrenden wissenschaftlichen Ehrgeiz, der Swedenborg seinem Elternhaus entfremdete, betrachtete er später während seiner religiösen Krise als seine größte und hartnäckigste Sünde. 1714 kehrte Swedenborg auf Wunsch seines Vaters über Deutschland in die Heimat zurück. In den folgenden zwei Jahren veröffentlichte er literarische Werke, die ihren Schöpfer nicht berühmt gemacht hätten. 1716 beginnt seine zweite Schaffensperiode, die ausschließlich wissenschaftlichen Arbeiten gewidmet war. Diese bezogen sich teils auf Fragen der praktischen Mechanik, teils auf theoretische Probleme der Mathematik, Physik, Astronomie und Geologie. Karl XII. ernannte ihn zum Assessor am königlichen Bergwerkskollegium, seine Schwester und Nachfolgerin Ulrike Eleonore erhob ihn 1719 in den Adelsstand und änderte seinen Namen in „Swedenborg". 1720 trat Swedenborg neuerlich eine längere Reise zu wissenschaftlichen Zwecken an, hauptsächlich zum Studium der Hüttenkunde; sie führte ihn im folgenden Jahr auch nach Deutschland. In den Jahren 1722—1733 verblieb er in Schweden, durch sein Amt als Bergassessor stark in Anspruch genommen. Es erübrigt sich, die Namen seiner zahlreichen bis 1722 herausgegebenen Schriften aufzuzählen; es folgte eine sechsjährige Periode, in der er nur ganz wenig veröffentlichte. Im Jahre 1733 vollendete er seine großen Opera philosophica et mineralia. Das Werk erschien 1734 in Deutschland, wohin er sich, um es in Druck zu bringen, begeben hatte. Von Leipzig und Dresden machte er noch einen Abstecher nach Böhmen, um die dortigen Bergwerke zu besichtigen. In den Opera sind bedeutsame wissenschaftliche Entdeckungen der Folgezeit vorweggenommen,

wenn auch vielleicht Swedenborgs Verdienste in dieser Beziehung von seinen Anhängern etwas übertrieben wurden. Der erste, naturphilosophische Teil der Opera, Principia rerum naturalium, verrät trotz des mechanistischen Weltbildes bereits den Übergang zur Mystik der späteren Schriften.[8]

Swedenborgs Werk verschaffte ihm verschiedene wissenschaftliche Ehrungen und das Lob des berühmten Philosophen Christian Wolff, des Hauptes der Leibniz'schen Schule. Bei der Kirche erregte es Anstoß — wahrscheinlich weil die dort entwickelte kosmologische Theorie mit den ersten Kapiteln der Genesis schwer zu vereinen war — und wurde auf den Index gesetzt. Im gleichen Jahr 1734 erschien der Prodromus philosophiae ratiocinantis de infinito etc., eine Schrift, die, gleichsam um den Vorwurf der Gottlosigkeit und des Materialismus zu entkräften, vor allem Gottes Existenz und seine Stellung zum Weltall zu beweisen suchte. Auch die Frage nach dem Wesen der Seele und nach ihrer Verbindung mit dem Leib wird hier gründlich erörtert, ein Problem, das von Swedenborgs Denken immer mehr Besitz nehmen und die weltanschauliche Wendung vom Mechanischen zum Organischen herbeiführen sollte. Wir sehen also, wie Swedenborg aus einem Fachwissenschafter immer mehr Metaphysiker wird. Neben der Richtung aufs Psychologische tritt zu jener Zeit das Interesse für die physiologische Forschung in den Vordergrund. Die stärkere Wirksamkeit seiner mystischen Jugendideen kündigt sich in der theologischen Färbung seiner Naturphilosophie an (Oeconomia regni animalis und Regnum animale) und bereitet so das spätere theosophische System vor.

Im Juli 1734 kehrte Swedenborg nach Stockholm zurück und begab sich dann nach Skara, dem Wohnsitz seines Vaters. Dieser starb 1735 im Alter von zweiundachtzig Jahren. Im nächsten Jahr ging Swedenborg wieder auf Reisen, und zwar nach Holland, Frankreich und Italien. Die wissenschaftliche Forschung interessierte ihn anscheinend jetzt weit weniger als die weltlichen Vergnügungen und die Sitten in den einzelnen Ländern. In Italien scheint er eine Mätresse gehabt zu haben. Vorher erfuhr er in Amsterdam (zwischen 17. und 20. August 1736) zum erstenmal jenen von ihm *deliquium* (wohl nicht von *delinquo,* wie Gruhle meint, sondern von *deliquesco,* zerschmelzen, zerfließen) genannten mystischen Zustand von

8) Lamm hat ja mit Recht darauf hingewiesen, daß auch Swedenborgs geistige Führer in London durchaus nicht nur naturwissenschaftliche Empiriker waren, sondern auch mystischen Spekulationen zuneigten (siehe auch G. v. Hertling: John Locke und die Schule von Cambridge. Freiburg 1892). Die mystische Seelenströmung der Kindheit Swedenborgs entschwindet im späteren Verlauf zwar zeitweise dem Auge des Betrachters, besteht aber unterirdisch stets fort, um im gegebenen Augenblick wieder mit Gewalt ans Licht zu drängen.

Bewußtseinseintrübung, auf den er sich im Drömmar unter dem 27. Oktober 1744 bezieht:

„Morgens, als ich erwachte, überkam mich wieder so ein Schwindelgefühl oder *deliquium*, wie ich es vor sechs oder sieben Jahren in Amsterdam hatte, als ich die Oeconomiam regni animalis begann, nur viel subtiler, so daß ich dem Tode nahe zu sein glaubte. Es kam, wenn ich ins Licht sah, und warf mich auf mein Gesicht nieder[9]. Doch ging es allmählich vorüber, und leichter Schlaf umfing mich. Diese Verzückung war innerer und tiefer, ging aber bald vorüber. Bedeutet wie damals, daß mein Kopf wirklich von dem gereinigt wurde, was meine Gedanken hindern konnte, wie auch das vorige Mal geschah, so daß mir die Kraft der Eindringlichkeit zuteil wurde, besonders beim Schreiben. Was mir auch dadurch geoffenbart wurde, daß ich jetzt eine feinere Handschrift schrieb."

Es ist sehr bedauerlich, daß die gerade zu jener Zeit begonnenen Aufzeichnungen Swedenborgs über seine Träume und Gesichte, wie schon oben erwähnt, verlorengegangen sind. Lamm führt den Schwindelanfall auf die durch starke Gedankenkonzentration bewirkte Respirationshemmung zurück.[10] Wir wissen ja, daß Swedenborg schon in der Kindheit diese „innere Atmung" betrieb. Es mußten aber sicherlich noch schwerste seelische Erschütterungen eintreten, um ihn für die Erleuchtung reif zu machen. Die (pseudohalluzinatorische?) Lichtvision, die ihn auf sein Angesicht warf, ist eines der gewöhnlichsten mystischen Erlebnisse.[11] Jaspers,[12] der einen schizophrenen Prozeß bei Swedenborg für gewiß hält,[13] meint, daß das initiale Stadium damals (Swedenborg war 48 Jahre alt) begonnen hat. Wir begnügen uns vorläufig mit der Feststellung, daß mit dieser „ersten göttlichen Offenbarung" der verdrängte mystische Komplex Swedenborgs durchgebrochen war und daß auch die mystische Entwicklung regelmäßig einen phasischen Verlauf aufweist. Die zeitliche Nähe des Todes des alten Bischofs Swedberg, dessen Bedeutung für die seelische Entwicklung des Sohnes ja geschildert wurde, macht es wahrscheinlich, daß das Wiederaufleben frühkindlicher Schuldgefühle nach dem Tode des Vaters (vielleicht auch im Zusammenhang mit stärkerer heterosexueller Betätigung) und das Zurückgleiten in die passiv-feminine Einstellung des negativen Ödipuskomplexes als Äuße-

9) Der Ausdruck findet sich an verschiedenen Stellen des Alten Testamentes, die Swedenborg zweifellos bekannt waren.

10) „Vollständige Atmungshemmung ist das theoretische Optimum der Aufmerksamkeitsleistung" (Suter: Die Beziehung zwischen Aufmerksamkeit und Atem. Arch. f. d. ges. Psych., 1925).

11) Vgl. etwa W. James: Die religiöse Erfahrung in ihrer Mannigfaltigkeit. Leipzig 1907. S. 379 ff.

12) K. Jaspers: Strindberg und van Gogh. Versuch einer pathographischen Analyse unter vergleichender Heranziehung von Swedenborg und Hölderlin. Berlin 1926.

13) „... wenn auch die überlieferten Daten nicht ausreichen, die Diagnose so absolut unausweichlich zu machen wie bei Strindberg" (a. a. O., S. 94).

rungen der Vatersehnsucht dem Konflikt zwischen dem sadistischen Forscher und dem masochistischen Mystiker in Swedenborg zwar noch nicht ein endgültiges Ende bereiteten, aber die spätere Entscheidung zugunsten einer völlig passiven Hingabe (diese als Voraussetzung für die Offenbarung der wahren Erkenntnis) wesentlich bestimmten.[14]

Wir haben Swedenborg in Italien verlassen, wo er nach der mystischen (schizophrenen?) Erlebnisreaktion auf den Tod seines Vaters erhöhte erotische Aktivität an den Tag gelegt zu haben scheint.[15] Wir wissen im allgemeinen wenig von seinem Liebesleben; nichts spricht jedoch dafür, daß er länger dauernde oder zahlreiche Beziehungen zu Frauen gehabt hat. Die von ihm den Jünglingen zugebilligte *fornicatio* dürfte auch seine Art des gelegentlichen geschlechtlichen Verkehrs gewesen sein. Über ein enttäuschendes Erlebnis mit den Töchtern Polhems wurde bereits berichtet. Im Traumtagebuch erklärt er, daß die Neigung zu Frauen seine größte Leidenschaft gewesen sei; lebhafte sexuelle Träume werden im „Drömmar", wie wir sehen werden, beschrieben. Der schüchterne,[16] wohl auch durch sein leichtes Stottern behinderte Junggeselle lebte jedenfalls nach seiner religiösen Krise völlig abstinent.[17] Wie Swedenborgs Freund Robsahm erzählt, empfing dieser keinen Damenbesuch, ohne daß jemand von seiner Dienerschaft zugegen war. „Denn", sagte er, „Frauenzimmer sind listig; sie könnten vorgeben, daß ich ihre nähere Bekanntschaft suche". Seine eheliche Verbindung verschob er auf das Leben nach dem Tode; im Jenseits hoffte er seine Auserwählte zu finden. Es war dies eine Gräfin Gyllenborg, mit deren Mann und Vater Swedenborg schon seit 1733 in freundschaftlichen Beziehungen stand. Die Dame überlebte ihren Gatten um zehn Jahre und starb 1769. Ein Jahr vorher erschien ein merkwürdiges Buch Swedenborgs: De amore conjugiali et scortatorio (Über die eheliche und Huren-Liebe). Er verherrlicht hier die Ehen im Himmel.

1738 war Swedenborg wieder in der Heimat. Zwei Jahre später fuhr er nach Amsterdam, um dort die Oeconomia regni animalis drucken zu lassen. Dieses Werk, nicht eines seiner besten, trug ihm die Ernennung

14) Zur Verdeutlichung des Gesagten verweise ich auf meine im Jahre 1913 erschienene Abhandlung: Psychoanalytische Anmerkungen zur Geschichte der Philosophie. Imago, Bd. II, 1913, S. 228 ff.

15) Swedenborgs Reiselust wird wohl auch libidinös determiniert gewesen sein. Siehe meine Arbeit: Zur Psychoanalyse des Reisens. Imago, Bd. I, 1912.

16) Der Zeichner und Bildhauer John Flaxmann hebt die feminine Stirnbildung Swedenborgs hervor. Im Sinne der Systematik Kretschmers gehört Swedenborg äußerlich dem leptosomen, innerlich vorwiegend dem schizothymen (schizoiden) Typus an.

17) Als Kuriosum erwähne ich, daß Alfred Lehmann (Aberglaube und Zauberei. Stuttgart 1898) Swedenborgs abnorme Zustände damit erklärt, daß dessen Nervensystem durch sexuelle Ausschweifungen gänzlich zerrüttet gewesen sei.

zum Mitglied der königlichen Akademie in Stockholm ein. Nachdem er sich im Frühjahr 1743 von seiner Assessortätigkeit hatte beurlauben lassen, begab er sich im Juli zuerst nach dem Haag, dann nach London, auch diesmal mit der Absicht, ein neues Buch herauszugeben. Es führt den Titel „Regnum animale". Ende 1743 beginnen die Aufzeichnungen des Drömmar; 1744 hat Swedenborg zu Ostern eine erschütternde Christusvision, Vorläuferin der entscheidenden Londoner Vision vom Frühling 1745, die ihn veranlaßt, die wissenschaftliche Forschung aufzugeben und sich ausschließlich der von Gott gewollten religiösen Bestimmung zu widmen. Wir sind an einem Wendepunkt seines Lebens angelangt.

Was für eine seelische Entwicklung Swedenborg seit jenem ersten *deliquium* im Jahre 1736 durchgemacht hat, vermögen wir nur ganz allgemein anzugeben, weil uns eine wichtige Quelle, die Notizen über seine Träume und Gesichte für die Zeit von 1736 bis 1740, nicht mehr zur Verfügung steht. Sicherlich waren jene Jahre bis 1744 erfüllt von heftigen inneren Kämpfen zwischen dem rastlos tätigen, bloß auf empirische Erkenntnis bedachten, intellektuellen Naturwissenschafter und dem gläubig-kontemplativen, auf Einstrahlung des göttlichen Lichtes harrenden Mystiker. Doch die innere Stimme sagt immer deutlicher: Die Sinne trügen, nur die *anima* (die intuitive Seelenfähigkeit) darf uns Führerin sein, wenn es sich darum handelt, die Freiheit unserer Persönlichkeit zu verlieren, um aus Gnade ein Werkzeug des göttlichen Willens zu werden. „Man muß erst wieder ein Kind sein"[18], dann öffnet sich das geistige Gesicht.

Wir haben gehört, daß Swedenborg seit 1736 sein wissenschaftliches Interesse der Anatomie und Physiologie zuwendete. Eine Frucht dieser Studien waren die „Oeconomia" und das „Regnum". Mag man auch seine Verdienste auf diesen beiden Gebieten gebührend einschätzen (zum Beispiel seine Theorie der Lokalisation der Gehirnprozesse), so standen alle diese Untersuchungen doch nur im Dienste der Frage nach der Existenz der Seele im Körper und nach ihrem Fortleben. „*Non licet scandere ad animam nisi per anatomiam*" (Regnum animale). Das immer stärkere Hervortreten religiöser und metaphysischer Ideen in den wissenschaftlichen Werken findet dann seinen Abschluß in dem 1745 veröffentlichten Fragment „De cultu et amore Dei", das an der Grenze zwischen Swedenborgs wissenschaftlicher und theologischer Schaffensperiode steht. Es ist „eine Art Schöpfungsgedicht" zum Preise Gottes. Doch wir greifen vor.

In der Entwicklungsgeschichte bedeutender Mystiker findet man fast

18) Und an einer anderen Stelle des Drömmar: „Gott wird mir alles Geistige und Weltliche schenken, wenn ich wie ein Kind alle Sorge auf ihn werfe." Das Kindwerden schließt auch das Kastriertwerden in sich.

regelmäßig, daß auf eine erste, mehr manisch gefärbte Phase eine ausgesprochen depressive mit all ihrer Qual und Ratlosigkeit folgt. Die Erfahrenen bezeichnen sie in ihren Bekenntnissen als „mystische Dürre", „geistliche Nacht", „Tod der Seele" usw. Die Erlebnisse der Erweckung und ihre ersten Ekstasen haben das Selbstgefühl des Individuums, das sich nunmehr als auserwähltes Gefäß der Gnade Gottes betrachtet, bis zum Größenwahn gesteigert. Bei manisch-depressiv veranlagten Personen, als die wir die Mystiker auch auffassen dürfen, bleibt der Rückschlag nicht aus, und so sehen wir die Zustände ekstatischen Glücksgefühls und überquellender Gottesliebe von solchen heftigster Anfechtungen, peinigendster Skrupel und tiefster Glaubenslosigkeit abgelöst werden, Zeiten, die an die Vorbekehrungsepoche mit ihren Ängsten und Zweifeln erinnern. Erst der Eintritt der „Vergottung" (Ichverlust, Willenloswerdung durch Selbstaufgabe an Gott) bereitet den Ebbe- und Flutzeiten der mystischen Entwicklung ein Ende, indem der mehr oder weniger außerbewußte mystische Komplex, der Sitz des „neuen" Menschen, die ihm vom Ich stets wieder bestrittene Führung ein für allemal an sich reißt. Als ein eigenartiges Zeugnis des Ringens zwischen dem „alten" und dem „neuen" Menschen, des Hinundhergeworfenwerdens zwischen Verzweiflung und Verzückung in der überwiegend depressiven Entwicklungsphase des Mystikers erweist sich nun das erst 1858 wiederentdeckte Traumtagebuch Swedenborgs. Die ersten Seiten des „Drömmar" enthalten wenig bemerkenswerte Reisenotizen aus dem zweiten Halbjahr 1743; Swedenborg fuhr damals über Norddeutschland nach Holland, wo er den Rest des Jahres blieb. Die letzte Reiseaufzeichnung ist vom 20. August, die anschließenden Blätter sind herausgerissen, das Tagebuch findet erst im Dezember[19] 1743 seine Fortsetzung, zunächst nur mit schlagwortartigen Erinnerungen an einige auffallende Träume (*„Von Venedig und dem schönen Palaste"*, *„Vom König, der in einer Bauernhütte etwas so Kostbares verschenkte"* u. a.). Später enthält es ausführliche Niederschriften von Träumen mit neuem, bedeutsamem Inhalt, die aber schon früher begonnen haben müssen. Denn in einer Notiz vom 17./18. April 1744 erwähnt er, daß er nunmehr ein halbes Jahr lang durch Gottes Gnade *„übernatürlichen Schlaf"*[20] habe. Dieser war zwei-

19) Es ist bezeichnend, daß die erste Eintragung seiner Träume im Dezember 1743 lautet: „Von meiner Jugend und der Gustavianischen Familie." Und in einer der letzten Visionen des Drömmar sieht er sich wieder in seines Vaters Haus in Upsala.

20) Es handelt sich vielleicht um die in den Schriften der Mystiker beschriebenen Zustände „der Ligatur der Seelenkräfte", um jenen mystischen Schlaf, „der alle Muskeln erschlaffen, die Sinne sich schließen läßt, das Denken anhält und die Seele mit Wonne erfüllt" (Mattiesen: Der jenseitige Mensch. Berlin 1925.) Ein kataleptischer oder affektepileptischer Zustand? Von einer „absonderlichen Art" des Schlafes spricht auch gelegentlich Strindberg, der einen ähnlichen Krankheitsfall darstellt.

fellos auch von Träumen belebt, die Swedenborg als Bestätigung und Fingerzeige Gottes für die Lösung der ihn gerade beschäftigenden wissenschaftlichen Fragen betrachtete. Eine ähnliche Bedeutung hatten ja für ihn die subjektiven Lichtphänomene[21], über die er verschiedentlich berichtet. „*Haec vera sunt, quia signum habeo*" (*signum* = das Licht). Auch an anderen Zeichen spürt Swedenborg, daß er „wunderliche und unbeschreibliche Umwälzungen" durchmacht. Er schreibt unterm 8. Dezember 1743:

„Wunderte mich über mich selbst, daß es mir keine Freude mehr machte, für eigene Ehre zu arbeiten. Daß ich kein Gefallen mehr am weiblichen Geschlechte fand,[22] was ich mein lebelang gehabt." Und am 11. Dezember kennzeichnet er die in ihm bewirkten Veränderungen folgendermaßen:

„Ich beobachtete, daß seit meiner Ankunft im Haag der Trieb und die Eigenliebe für meine Arbeit vergangen war, worüber ich mich selber wunderte. Wie die Neigung zu Frauen, die meine Hauptleidenschaft gewesen war, so plötzlich aufhörte. Wie ich die ganze Zeit nachts den besten Schlaf hatte, der überaus wohltuend war. Meine Ekstasen vor und nach dem Schlafe. Meine klaren Gedanken in den Dingen."

In die Sprache der Psychoanalyse übersetzt, bedeuten diese Äußerungen Swedenborgs, daß seine narzißtische und heterosexuelle Libido von ihren Objekten abgelöst[23] und der passiv-femininen Einstellung (zu Gott = Vater) zugeführt wurde. Noch ist aber keine dauernde Verlagerung hergestellt; die Träume der nächsten Monate künden von dem Kampf, der in den tieferen, unbewußten Schichten des Seelenlebens weitertobt, bis dann die völlige Unterwerfung unter das göttliche Ideal Identifizierung mit ihm[24], Größenwahn und Allmachtsglauben zur Folge hat und so den Endzustand herbeiführt. Die Londoner Vision schenkt Swedenborg die wahnhafte Gewißheit seiner religiösen Auserwähltheit (auch Schreber fühlt sich mehr von Gott geliebt, als es die anderen sind, und hält sich für den „größten Geisterseher aller

21) Lichterscheinungen erwähnt auch der Senatspräsident Schreber in seinen „Denkwürdigkeiten eines Nervenkranken" (Leipzig 1903, S. 29).

22) Hier und im folgenden rühren alle Sperrungen von mir.

23) Beispiele für das Verlöschen der andersgeschlechtlichen Begierde mit Eintritt der Gottesliebe bei Mattiesen (a. a. O., S. 203). Ein Oberst James Gardiner bezeugt nach seiner Bekehrung, daß die wenigen Minuten seiner Erweckung jede Neigung zur Fleischeslust (er war vorher dem Geschlechtsgenuß sehr ergeben) so völlig hinwegnahmen, als wäre er ein Säugling geworden. Also auch hier wieder eine Regression auf das frühe Kindesalter.

24) Der passagère Glückzustand der Ekstase, den Swedenborg schon vorher erlebte, ist eine Neubelebung und Sublimierung des ursprünglichen unbewußten Wunsches, mit dem Vater in Liebe vereinigt zu sein, ein vorübergehendes Zusammenfließen seines Ich mit dem Vater-Ichideal-Gott (siehe auch H. Deutsch: Über Zufriedenheit, Glück und Ekstase. Int. Ztschr. f. Psa., Bd. XIII, 1927).

Jahrtausende"). L a m m bringt die durchgreifende Sinnesänderung bei Swedenborg in engen Zusammenhang mit seiner wissenschaftlichen Schriftstellerarbeit. Auf den Konflikt zwischen dem Forscher und Mystiker (*ratio* und *fides*) haben wir ja bereits früher (S. 299) hingewiesen.

An sich ist nicht einzusehen, warum die Beschäftigung mit wissenschaftlichen Problemen vom Zweifel an den eigenen Kräften (im Grunde Zweifel an der eigenen Männlichkeit) und vom Bedürfnis nach einem Zeichen der göttlichen Bestätigung begleitet sein und schließlich zu einer völligen Abdankung der aktiven, verstandesmäßigen Forschung zugunsten einer rein passiven, erwartungsvollen Haltung führen muß, wenn nicht eben schon die A r t der gewählten Probleme dem Tiefenpsychologen den Verdacht des Neurotischen nahelegte. Denn es handelt sich hier zumeist um Probleme, die einer gesicherten Lösung — bisher wenigstens — widerstreben, wie das des Fortlebens der Seele, oder um ähnliche ihrer Natur nach schwebende Fragen. Wir werden an den Verstehzwang, an die Vorliebe der Zwangskranken für die Unsicherheit und den Zweifel gemahnt.[25] Von solchen seinen Glauben beeinträchtigenden Zweifeln[26] berichtet auch Swedenborg im Traumtagebuch. Die um die rechte Gläubigkeit Ringenden aller Zeiten wissen von derartigen Anfechtungen zu erzählen. Ins Gedankliche übersetzt, spielt sich hier ein Kampf ab zwischen den aggressiven, aufrührerischen Regungen des Vaterkomplexes und den abwehrenden der Ehrfurcht und Liebe, zwischen der unbewußten Tendenz, jede Sicherheit zu vermeiden, und dem Streben nach vollkommener Gewißheit.

Swedenborgs bezügliche Aufzeichnungen lauten (siehe auch die Träume vom 7./8., 10./11., 13./14., 18./19. und 19./20. April).

6./7. April.

Abends befiel mich eine andere Art Versuchung: als ich zwischen acht und neun Uhr abends von den Wundern las, die Gott durch Moses getan, merkte ich, wie sich mein Verstand einmischte, so daß ich den starken Glauben nicht fühlen konnte, wie ich gemußt hätte. Ich glaubte und glaubte doch nicht. Erkannte daran, warum sich Gott und die Engel den Hirten erzeigten und nicht den Philosophen, die mit ihrem Verstande dazwischen kommen und fragen, wie es zuging, daß Gott den Wind nahm, um die Heuschrecken zu bringen, daß er Pharao verstockte und nicht gleich half, und mehr dergleichen, Fragen, über die ich wohl in meinem Innern lächelte,[27] aber an der Unruhe, die sie mir verursachten, merkte, daß mein Glaube nicht fest sei. Ich sah ins Feuer und sprach zu mir, ebensogut

25) Vgl. auch meine Arbeit: Psychoanalytische Anmerkungen usw., Imago, Bd. II, S. 232.

26) Auch S c h r e b e r gehörte zu den Zweiflern. „... der ich selbst bekennen muß, dieser Kategorie solange angehört zu haben, bis ich durch göttliche Offenbarungen eines Besseren belehrt worden bin" (Denkwürdigkeiten, S. 29).

27) In der Aufwerfung dieser Fragen verrät sich deutlich die infantile Wißbegierde, nicht minder die unbewußte Auflehnung und der verborgene Spott.

könnte ich auch nicht glauben, daß dies Feuer sei, da doch die äußeren Sinne eher trügen können als das Wort Gottes, das die Wahrheit selber ist. Sagte mir, ich müßte Gott eher glauben als mir...

21./22. April

Dann überkam mich Zweifel. Ich glaubte, weit von Gott getrennt zu sein, weil ich nicht mehr so lebendig an ihn denken konnte. Mir kamen Zweifel, ob ich nach Hause reisen sollte. Mich erfaßte körperliche Unruhe und ich verwickelte mich in Bedenken und Gegenbedenken.[28]

Die Auffassung, daß unser Wille, unsere Tätigkeit unserer Erlösung nur im Wege steht, erhellt aus einer einige Monate später niedergeschriebenen Eintragung.

12./13. Oktober

Christus muß alles in uns sein oder Gott durch Christus, so daß wir selber nicht das Geringste dazu tun, geschweige denn, daß wir uns das Ziel setzen. Darum ist es am besten, sich auf Gnade oder Ungnade zu ergeben. Der vollkommenste Zustand wäre es, wenn man ganz willenlos[29] sein könnte.

In der folgenden Aufzeichnung ist hinter der Fassade der ethischen Selbstkontrolle der Widerstreit zwischen narzißtischer Männlichkeit und femininer Einstellung klar zu erkennen:

20./21. Oktober

Was ich erlebte, war sehr gnädig und merkwürdig. Ich fand mich gestern unwürdig aller Gnade, die Gott mir erweisen könnte, weil Eigenliebe und Hochmut bei mir so tief verwurzelt sind. Bat darum Gott, mich davon zu befreien, da es nicht in meiner Macht lag. Da kam ich abends in einen wunderlichen Zustand, in dem ich mich nie zuvor befunden habe. Ich zweifelte an Gottes Gnade, wiewohl ich doch wußte, wie gnädig Gott ist und mir besonders mehr Gnade erwiesen hat als andern. Es war eine Angst der Seele, aber nicht des Bewußtseins, so daß mein Bewußtsein selbst nichts fühlte, aber daß ich sie wie einen körperlichen Schmerz empfand. Ich schlief dann ein. Mir erschienen zwei Hunde, die mir dicht auf den Fersen waren. Schließlich wichen sie wieder von mir. Es wurde mir gesagt, daß ich diesen wunderlichen Schmerz hätte, damit ich von meinen Übeln geheilt würde. Es war ein Schmerz, als würde eine ganz tiefe Wurzel ausgezogen. Dies verdient wohl, im Gedächtnis und in Gedanken bewahrt zu werden.

Auf die Kastrationsangst folgt im Traum die Kastration.[30]

28) Bleuler: (Zur Theorie des schizophrenen Negativismus. Psychiatrisch-neurologische Wochenschrift, 1910/11) führt als Beispiel der von ihm so genannten „intellektuellen Ambivalenz" den Ausspruch eines philosophisch gebildeten Schizophrenen an: „Wenn man einen Gedanken ausspricht, sieht man immer einen Gegengedanken; das verstärkt sich nun und geht so schnell, daß man nicht weiß, welches der erste war."

29) Swedenborg bezeichnet als sein „Symbolum": „Dein Wille geschehe, ich bin dein und nicht mein" (12./13. April).

30) In derselben Nacht träumt Swedenborg dann von seinen Eltern (vielleicht sind sie schon durch die zwei Hunde angedeutet). *Sie treten als König und Königin auf*; solche Träume sind bei ihm nicht selten. Das Ödipusthema scheint recht deutlich durch. Wir finden hier den von Alexander (Int. Ztschr. f. Psa., Bd. XI, 1925) beschriebenen Me-

Swedenborg kämpft in geradezu heroischer Weise gegen seine Neigung zur Selbstüberhebung an. Doch indem er sich der Gnade Gottes völlig passiv überantwortet, um von der Forschereitelkeit geheilt zu werden, erwächst nunmehr ein umso stärkeres Selbstgefühl aus dem Bewußtsein, ein Auserwählter zu sein, „da unser Herr mir gegeben, in gewisse Dinge mit meinen Gedanken tiefer einzudringen als viele andere. Dort aber, in den Gedanken, aus denen die Taten kommen, entspringt die Sünde." Dies stürzt ihn in neue seelische Nöte.[31]

Selbst wenn wir nicht Einblick in Swedenborgs Träume hätten, würden wir vermuten, daß sich in diesen sittlich-religiösen Konflikten Abwehrkämpfe gegen Strebungen des infantilen Kernkomplexes in einer höheren Schicht wiederholen. Die Aggression und die kindlicher Selbstüberschätzung entsprungene phallische Auflehnung gegen den Vater[32] führen zur Einsicht der eigenen Ohnmacht und zu Schuldgefühlen. Kastrationsangst und eine stärker betonte bisexuelle Anlage treiben in die passiv-feminine Einstellung des negativen Ödipuskomplexes, die doch selber die Gefahr der Kastration, als Voraussetzung des Geliebtwerdens durch den Mann, nicht beseitigt. „Die Kastration ist schrecklich, sowohl als Strafe wie auch als Preis der Liebe."[33] Um ihr zu entgehen, hat Swedenborg die Phantasie, als einziger vom Vater zur Belohnung für seine Unterwerfung (er akzeptiert sie also gleichzeitig — eine echt zwangsneurotische Konfliktlösung) die Erlaubnis zur Ödipustat zu erhalten („in gewisse Dinge mit meinen Gedanken tiefer einzudringen als

chanismus der Traumpaare, nach dem z. B. ein Inzesttraum oft erst dadurch möglich werden soll, daß ein Straftraum vorangeht.

„Dann sah ich einen großen König. Es war der König von Frankreich, doch ging er ohne Gefolge und hatte nur eine geringe Begleitung und wurde nicht für einen König gehalten. Einer meiner Genossen schien ihn nicht als König anerkennen zu wollen. Ich sagte er würde sich nicht darum kümmern. Er war ruhig und höflich gegen alle und sprach auch mit mir. Als er fortging, hatte er kein Gefolge, sondern trug die Habe der anderen und war wie sie gekleidet. Dann kam ich in eine andere große, noch prunkvollere Gesellschaft bei Hofe. Sah die Königin. Als der Kammerherr kam und sich vor ihr verbeugte, machte sie auch eine tiefe Verbeugung und war gar nicht hochmütig."

„Große Gesellschaft" bedeutet in der Traumsymbolik „geheime Unterhaltung". Gruhle (a. a. O., S. 278) hat bereits hervorgehoben, daß Träume, in denen Swedenborg zu einer großen Versammlung, unter viele Menschen geht, sich durchdrängt u. dgl., für ihn typisch sind.

31) Ganz ähnlich Strindberg in „Inferno" (16, 17): „Wenn ich die bösen Leidenschaften besiegt habe und durch Enthaltsamkeit zu einen gewissen Frieden des Herzens gelangt bin, empfinde ich eine Selbstzufriedenheit, die mich über meinen Nächsten erhebt; und das ist eine Todsünde, die Eigenliebe, die auf der Stelle bestraft wird."

32) Aus diesen Regungen und aus der Schaulust baut sich dann der Wißtrieb auf. Wegen des damit verbundenen Schuldgefühls hat Swedenborg „bei jedem neuen Schritt, den er in seiner Forschung tut, bei jeder neuen Entdeckung, die er zu machen glaubt, das Bedürfnis nach einem Zeichen der göttlichen Bestätigung" (Lamm, S. 145).

33) Freud: Dostojewski und die Vatertötung. Ges. Schr., Bd. XII, S. 15.

viele andere[34]“). Diese Wunschsituation läßt jedoch die verdrängten Regungen gegen den Vater wiederkehren und in ihrem Gefolge die Schuldgefühle; es scheint also aus diesem Kreise kein Entrinnen zu geben. Da bietet sich als einziger Ausweg die volle Akzeptierung der weiblichen Rolle, die masochistische Wandlung der Kastrationsangst in den Kastrationswunsch.[35] Das Ich wird dann auch im Verhältnis zum Über-Ich masochistisch.

Swedenborg hat zwei Tage vor dem zuletzt erwähnten Kastrationstraum einen ebensolchen (gebissen werden, bedeutet ja in regressiv-oraler Sprache, kastriert werden).

18./19. Oktober

Träumte, *daß ein großer Hund, den ich für angebunden hielt, auf mich zusprang und mich ins Bein biß.*[36] *Es kam jemand und hielt sein schreckliches Maul fest, so daß er nichts Böses mehr tun konnte.* War, weil ich gestern eine medizinische Vorlesung hörte und mich in Gedanken überhob, nämlich glaubte, man würde von mir sagen, daß ich Anatomie besser verstünde(!) War froh, daß das doch nicht geschah. Sah als Vision, daß ein Mann mit schiefem Fuße von mir fortging. Schien zu bedeuten, daß ich durch den Biß einen schiefen Fuß bekommen hatte.[37]

---

34) Bei der Zwangsneurose ist ja der Denkakt im Vorbewußten so stark sexualisiert, daß der Impuls zu gewissen Gedanken einer verbotenen Handlung gleichgestellt wird. „Dort aber, in den Gedanken, aus denen die Taten kommen, entspringt die Sünde.“ — Die Phantasie, vom Vater zum Inzest geführt zu werden, hat Hermann R o r s c h a c h bei dem schweizerischen Sektenstifter Johannes Binggeli aufgezeigt (Imago, Bd. XIII, 1927).

35) Im Drömmar heißt es unterm 5./6. April: Wie ein Strahl kam mir die Erkenntnis, daß es das größte Glück sei, Märtyrer zu werden. Die unbeschreibliche Gnade, in Liebe mit Gott vereint zu sein, erweckt den Wunsch, diese Pein erleiden zu dürfen, die nichts gegen die ewige ist. Sein Leben zu opfern, wäre das Geringste. Ich hatte auch in meinem Sinn und in meinem Körper ein Gefühl unbeschreiblicher Freude. Wenn sie einen noch höheren Grad angenommen hätte, wäre der Körper vor lauter Freude vergangen.

36) Der Storch beißt die Mutter ins „Bein“!

37) Ein früherer Hundetraum, der in einem homosexuellen Akt gipfelt, mag auch noch Erwähnung finden:

5./6. April

Die Versuchung und das Zittern hielt bis zehneinhalb Uhr an, darauf fiel ich in Schlaf; und nun wurde mir meine ganze Versuchung dargestellt: *wie Er(land) B(roman) mich auf verschiedene Weise zu sich hinüberziehen wollte, daß ich mittun sollte in Wollust, Reichtum, Eitelkeit. Aber er konnte mich nicht überreden, ich wehrte mich immer eigensinniger dagegen, weil er mir Verachtung einflößte. Neben mir lag eine dunkelgraue Schlange, die B(romans) Hund war. Ich schlug mehrmals mit einer Keule nach ihm. Aber es war vergeblich, konnte den Kopf nicht treffen. D e r H u n d w o l l t e m i c h b e i ß e n, konnte es aber nicht. Ich packte ihn beim Maule. So konnte er mich nicht beißen, ich konnte ihm aber auch nicht viel tun. Endlich packte ich seine Kinnbacken, preßte sie zusammen und preßte d i e S c h n a u z e, d a ß s i e w i e e i n e E i t e r b e u l e a u f s p r a n g. Sagte, daß mir der Hund nicht gehörte, weil er mich aber beißen wollte, müßte ich ihn züchtigen. Darauf schien er zu sagen, er hätte mich nicht dazu bringen können, ein einziges Wort zu ihm zu sagen. Zankte so mit ihm.* Als ich erwachte, sagte ich das Wort: „Halt den Mund“. Hieraus läßt sich erkennen, wie die

In der folgenden Nacht (19./20. Oktober) erblickt Swedenborg im Traum wieder andere Tiere.[38]

Sah viele Tiere, die sich immer folgten. Als sie ihre Flügel ausbreiteten, waren es D r a c h e n. I c h f l o g ü b e r s i e h i n w e g, a b e r a u f e i n e n s t i e ß i c h n i e d e r. Solche Drachen bedeuten falsche Liebe, d i e s o l a n g e i h r e D r a- c h e n g e s t a l t v e r b i r g t, b i s m a n i h r e F l ü g e l s i e h t. Darüber hatte ich jetzt gerade geschrieben.

Der Drache symbolisiert wohl die phallische Mutter als Kastratorin. Die Angst vor der Kastration durch die Frau (Vagina dentata. Ursprünglich Angst vor dem Gefressenwerden durch den Vater) findet sich in einer Reihe von Träumen Swedenborgs und ist für seine Einstellung zum weiblichen Geschlecht und für die stärkere Betonung des umgekehrten Ödipuskomplexes mitverantwortlich.

Bei der Art seiner Traumdeutungen brauchen wir uns nicht lange aufzuhalten. Sie sind oberflächlich-anagogisch und im Einklang mit seiner Lehre von den „Entsprechungen". Könige und Prinzen bedeuten Gott und die Engel. Feuer bezeichnet Liebe, Gold Weisheit, Licht und Edelsteine stellen sinnbildlich die Wahrheit dar. Jungfrauen verkörpern die Liebe zur Wahrheit usw. Bekannte Personen, die im Traum erscheinen, sind Träger verschiedener Charaktereigenschaften[39]. Swedenborg versucht immer wieder, eine durch jenseitigen Einfluß bewirkte Beziehung zwischen dem Trauminhalt und den ihn im Wachzustand beschäftigenden Fragen (wissenschaftlichen und religiösen Inhalts) herauszulesen. Als Gelegenheit, mit der übersinnlichen Welt in Verbindung zu treten, sind dem heranreifenden Geisterseher Swedenborg die Träume wichtig.

Wir geben im folgenden Beispiele für den obenerwähnten Traumtypus (kastrierende Frau):

13./14. April

Ich lag bei einer Frau, die nicht schön war, ich hatte sie aber doch gern. Sie war sonst wie andere, die ich nahm, nur d a v o r n h a t t e s i e g l e i c h s a m Z ä h n e. G l a u b e, e s w a r A r c h e n h o l z i n F r a u e n g e s t a l t. Was es bedeutet, weiß ich nicht. Entweder, daß ich kein Frauenzimmer anrühren soll, oder daß man *in politicis* die Zähne zeigt oder etwas anderes.[40]

Versuchung gewesen war usw. In einem anderen Traum (26./27. Juni) *ist Swedenborg a m l i n k e n F u ß v e r l e t z t. Oder einer seiner Brüder wird von einem Wildschwein gebissen* (30. April/1. Mai).

38) In anderen Träumen *leidet er an Angst vor Skorpionen* (30. April/1. Mai) oder *vor einem mit den Hörnern drohenden großen schwarzen Ochsen* (18./19. September).

39) G r u h l e bemerkt (S. 293): „Betrachtet man ... Swedenborgs eigene Traumdeutung, so ist man enttäuscht, falls man von der hohen Geistigkeit des naturwissenschaftlichen Forschers oder des Geistersehers besonders feine Sinnbeziehungen erwartet."

40) Ähnlich ein Traum vom 9./10. Oktober.

17./18. April

Schreckliche Träume: *wie der Henker die abgeschlagenen Köpfe briet und einen Kopf nach dem anderen in einen leeren Ofen legte, bis er voll war. Dies sei seine Nahrung, sagte man. Der Henker war ein großes Weib, das lächelte und ein kleines Mädchen bei sich hatte.*

29./30. Juli

Sah ein Tier mit großen Flügeln. Zuweilen sah es aus wie ein Mensch, doch mit einem großen Maul. Es wagte nicht, mich anzurühren. Ich schlug mit dem Degen nach ihm, hatte aber keine Macht und Kraft in den Armen, es zu treffen. Schließlich hatte es ein Schießgewehr, aus dem es Gift schoß, das mir aber keinen Schaden tat, denn ich wurde behütet. Darauf stieß ich ihm den Degen ins Maul, doch ohne große Kraft. Ich stieß noch tiefer und glaubte sagen zu hören, es sei verendet.

Der nachstehende Traum dürfte auf die Mutter mit der Kastrationswunde hinweisen.

28./29. April

Mir träumte, *ich ließe mein Wasser. Eine Frau lag im Bette und sah zu. Sie war rot und dick. Ich griff ihr an die Brust, sie wehrte sich nicht. Sie zeigte mir ihr Heimliches und das war häßlich. Ich wollte nichts mit ihr zu schaffen haben.*

Infantile Urethralerotik, Exhibitions- und Schaulust treten klar zutage. In einem anderen Traum *ist er nackt in einer Kirche* (= Mutterleibssymbol) oder *ein Knabe läuft mit seinem Hemde fort* oder *er findet sich in Gegenwart der Königin nicht so gekleidet, wie er gewünscht hätte, ohne Hut und Perücke,* dann wieder *ohne weiße Weste.*

Das Motiv des Verfolgtwerdens spielt in Swedenborgs Träumen eine beträchtliche Rolle: die Verfolger sind Tiere, Frauen und Männer. Was die zweitgenannten anbelangt, so scheinen diese als Vertreterinnen der phallischen Mutter eine Art Mittelstellung einzunehmen zwischen dem männlichen Verfolger (insgeheim geliebten Objekt) des Paranoikers und der dem Erotomanen angeblich nachstellenden Frau. Freuds Schreberanalyse hat gezeigt, daß diese paranoische Wahnbildung die unbewußte Liebe zu Männern abwehren soll. Im Bilde der Versucherin mag auch nur die eigene inzestuöse Verliebtheit zur Entlastung auf die Mutter projiziert sein.[41]

Für Swedenborgs allegorische Auffassung sind die ihm im Traum begegnenden Frauengestalten zumeist vom Himmel geoffenbarte Verkörperungen von Tugenden und geistigen Beschäftigungen („... daß sich mir alle Gebiete der Wissenschaft als Frauen darstellen"). Geschlechtliche Verbindung

41) Nach Tausk (Über die Entstehung des „Beeinflussungsapparates" in der Schizophrenie. Int. Ztschr. f. ärztl. Psa., Bd. V, 1919) können auch heterosexuelle Personen als Verfolger auftreten, weil in einem regressiven psychischen Stadium, in dem nicht der Gegensatz der Geschlechter, sondern nur der der narzißtischen und Objektlibido in Betracht kommt, jedes Objekt, das Anspruch auf Übertragung erhebt, ohne Unterschied des Geschlechtes als feindlich empfunden wird.

mit Frauen bedeutet seine Liebe zur Weisheit usw. Wenn er wiederum träumt, *daß er vor einer Frau entweicht, die sich in sein Bett gedrängt hat,* so stellt das zum Beispiel seine weltliche Schriftstellerei dar, die er aufgeben soll für das, „was höher ist" (Lamm, S. 175).[42]

8./9. April

Darauf trat ein schwarzgekleidetes junges Weib herein und sagte, ich sollte zum — — gehen. Sie aber kam von hinten und hielt meinen Rücken mit ihren Händen ganz fest, so daß ich mich nicht rühren konnte. Ich rief um Hilfe, damit man mich von ihr befreie, denn ich selbst konnte meine Arme nicht bewegen. Das war meine Versuchung vom gestrigen Tage. Ich erkannte, daß ich nicht fähig bin, etwas Gutes aus mir selber zu tun. Dann hörte ich ein Pfeifen, als ob der Versucher entwiche; ich bebte.

Der Rücken wird noch mehrfach in Swedenborgs Träumen erwähnt:

„*Und fühlte, wie ich mehrere Male von einem spukhaften Wesen festgehalten wurde. Es griff mich am Rücken*" (10./11. April). „*Dann wurde ich herausgerissen und bemerkte hinter meinem Rücken eine Gestalt, die mir bekannt vorkam*" (30. Juli/1. August) u. a. a. O.

23./24. April

Mir war, als würde ich von einem Weib verfolgt. Sie jagte mich in einen See und wieder hinaus. Schließlich schlug ich sie, so fest ich konnte, mit einem Teller vor die Stirn und zerquetschte ihr Gesicht. So schien sie besiegt zu sein. Das waren meine Anfechtungen und Gedankenkämpfe, die ich überwunden hatte... Dann wurden mir heilige Worte diktiert, die mit sacrarium und sanctuarium schlossen. Ich fand mich mit einem Weibe zusammen im Bett liegen und sagte, wenn du nicht sanctuarium gesagt hättest,[43] *so würden wir jetzt — — Ich wandte mich von ihr ab. Da berührte sie mit der Hand mein (Glied), das wurde so groß wie noch nie. Ich drehte mich um, reckte an, wurde schlaff, drang aber doch ein. Sie sagte, es sei sehr lang. Ich dachte, das muß ein Kind geben, so wundervoll ging es*[44]. *Neben dem Bette war ein Weib, das auch darauf lauerte, aber sie ging vorher fort.*

Unterm 25./26. April berichtet er über einen Traum, *in dem er von einem „verheirateten Frauenzimmer" verfolgt wird.*

Auch infantile feminin-masochistische Träume, in denen Swedenborg *Gefahr läuft, in einen Abgrund zu fallen,* finden sich.

1744 Martii 24./25.

Stieg ganz sicher und mutig eine große Treppe hinunter, eine Stufe nach der an-

42) Auch in seiner theosophischen Periode deutet Swedenborg Erscheinungen von nackten Frauen als Zeichen der Liebe für geistliche Dinge.

43) In einem Traumbericht vom 16. September meint Swedenborg in bezug auf ein ihm erscheinendes schwangeres Frauenzimmer: „Ob es das Weib war, das ich hatte, als mir das Wort *sanctuarium* zugerufen wurde, da ich ihr Gesicht nicht sah?" Nach Freud bedeutet die Frau ohne Kopf, ohne Gesicht im Traum die Mutter.

44) In einem späteren Traum (4./5. August) *verkehrt er mit einer Hure „in Assessor Brenners Gegenwart". „Ich schien damit zu prahlen, daß ich so stark sei."*

deren. Unten war ein Loch, das ganz tief hinunter ging. Es war schwer, auf die andere Seite zu gelangen, ohne in das Loch zu fallen. Auf der anderen Seite waren Leute, denen ich die Hand reichte, um herüberzukommen. Bedeutet: daß ich Gefahr laufe, in den Abgrund zu fallen, wenn ich keine Hilfe erhalte. *Sprach ausführlich und vertraulich mit unserem Thronfolger, der sich in eine Frau verwandelt hatte*[45].

Am 11. Dezember 1743 hat er nachstehende Angstträume:

Wie ich mich der Kraft des heiligen Geistes widersetzte und was darauf geschah. Wie mir grausige Gespenster erschienen, die, obwohl sie schwer gefesselt waren, sich doch in ihren Banden bewegten. Ein Tier war dabei, das nur mich angriff, aber nicht das Kind.

Glaubte, auf einem Berge zu liegen, unter dem ein Abgrund war. Ich lag da auf Baumwurzeln, wollte mich aufrichten, indem ich mich an einer Wurzel festhielt, aber mein Fuß fand keinen Stützpunkt, der Abgrund war darunter. Bedeutet, daß es mir nicht möglich ist, mir selber aus dem Abgrund zu helfen.

15./16. Oktober 1744

Träumte, daß ich über eine Brücke ging, sah einen gefährlichen Abgrund. Kletterte an einem Seil empor, sah aber kein Ende und wußte nicht, wie ich herauskommen sollte.

Vielleicht enthält von den folgenden Träumen einer Nacht der zweite auch einen Hinweis auf die Urszene (ähnlich wie der erste Traum vom 11. Dezember 1743).

17./18. April

Dann träumte ich, *der Böse führe mich in die Tiefe und fessele mich. Ich weiß nicht mehr alles. So gebunden wurde ich in die Hölle geworfen.*

Es wurde eine große Prozession veranstaltet, von der ich ausgeschlossen war. Man hieß mich gehen, aber ich wollte absichtlich dableiben und setzte mich hin. Da befahlen sie mir fortzugehen, und ich ging. Doch fand ich ein anderes Zimmer, von wo aus ich die Prozession, die noch nicht gekommen war, sehen konnte.

— — *So wurde ich bis 10 Uhr stark auf die Probe gestellt, bis ich mit Gottes Hilfe in einen Schlaf fiel, wo mir gesagt wurde, daß ich innere Eingebungen haben würde.*

Schließlich ein Angsttraum, in dem der Träumer nicht in die Tiefe, sondern in die Höhe gezogen wird.

1744. Martii 24./25.

Stand an einer Maschine, die von einem Rade getrieben wurde. Ich verwickelte mich mehr und mehr in die Speichen und wurde in die Höhe gezogen. Es gab kein Entrinnen. Erwachte. Bedeutet entweder, daß mir noch mehr Bedrängnis

45) In dem folgenden Traum derselben Nacht *spricht Swedenborg mit der Königin. „Sie schien die Frau zu sein, in die sich unser Thronfolger verwandelt hatte.“* Der Sohn identifiziert sich mit der Mutter (gegenüber dem Vater).

Ein andermal (13./14. April) glaubt er, „es war Archenholz in Frauengestalt“. Der Mechanismus der Verdichtung spielt im Traum überhaupt, aber auch im Seelenleben schizophrener und schizoider Personen eine große Rolle.

widerfahren muß, oder es bezog sich auf die *pulmones in utero*, über die ich bald darauf schrieb.

Nach Freud und Tausk (a. o. O.) stellen die Maschinen im Traum stets die Genitalien des Träumers selbst vor. Solche Träume sind Onanieträume oder, besser gesagt, gehemmte Pollutionsträume. Eine Identifizierung mit dem Penis des Vaters scheint vorzuliegen. Man denkt hier auch an den Beeinflussungsapparat in der Schizophrenie, ferner an Swedenborgs früheres Interesse für die Konstruktion von Maschinen.

Der Typus des Ödipustraumes kehrt in mannigfachen Abwandlungen (auch in einer für Swedenborg charakteristischen Variante: der Vater verhilft zum Verkehr mit der Mutter) immer wieder. Wir sind ihm schon begegnet. Wir geben einige andere Beispiele:

1744 Martii 24./25.

War in einem Gemüsegarten, der viele schöne Abteilungen hatte. Ich hatte den Wunsch, einen Teil des Gartens zu besitzen. Sah nach, ob es nicht einen Weg gäbe, hinauszugehen. Ich glaubte auch einen zu sehen, achtete aber dann auf etwas anderes: da war ein Mann, der einen Haufen unsichtbares Ungeziefer aufsuchte und vernichtete. Er sagte, es seien Wanzen, die jemand hereingelassen und hereingeworfen habe, und die nun den Garten verheerten. Ich sah sie nicht, doch bemerkte ich ein anderes kleines Ungeziefer und setzte es auf das weiße Linnen einer Frau.

Der Vater beseitigt die Geschwister (= Ungeziefer, Wanzen).

Der nächste Traum zeigt wieder den Vater als Störer beim Onanieakt oder Koitus.

14./15. April

Mir war, als fiele ich eine Treppe hinunter, so schnell, daß ich kaum die Stufen berührte, kam aber doch wohlbehalten unten an. Da hörte ich die Stimme meines lieben Vaters: „Du lärmst so, Emanuel". Er schien böse zu sein, aber sein Zorn ging vorüber.

Darauf stieg ich auf eine Leiter, schlug einer Flasche den Hals ab, ein dicker Saft floß heraus und bedeckte den Boden. Ich hörte einen Bären brummen, sah ihn aber nicht. Wagte nicht, im oberen Stockwerk zu bleiben, denn da befand sich verwesendes Fleisch, das er riechen konnte. Ich ging daher hinunter in das Zimmer eines Doktors Morsus und schloß die Fenster.

8./9. Oktober

Diese Nacht war beglückend vor allen andern, *denn ich sah das Reich der Unschuld. Das war der schönste Garten, den man sich nur denken kann. War in Liebe mit einer Frau zusammen, doch entsinne ich mich ihrer nicht mehr genau.*[46]

46) Im Anhang zu diesem Traum findet sich nachstehende Bemerkung: „Konnte am folgenden Tage, dem neunten Oktober, so scharf sehen, daß ich die kleingedruckte Bibel ohne die geringste Schwierigkeit lesen konnte." Die vorangehende Sehstörung dürfte also psychogen gewesen sein (Voyeur-Strafe).

11./12. Mai 1745

Ich schien mit Ölreich bei zwei Frauenzimmern zu sein. Er legte sich nieder und schlief, wie mir schien, mit der einen Frau zusammen. Er gestand es. Es fiel mir ein, was ich früher erzählt habe, daß ich auch bei einer Frau lag und mein Vater es sah, aber vorbeiging und kein Wort darüber sagte.

Die drohende Pollution (ohne manifesten sinnlichen Trauminhalt)[47] scheint in folgenden Fortsetzungen des nämlichen Traumes angedeutet:

Ich ging von Ölreich fort. Auf dem Wege stand Wasser, aber auf der einen Seite nur wenig. Ich ging dort, denn ich glaubte nicht, im tiefen Wasser gehen zu müssen.

Glaubte, daß eine Rakete über meinem Kopfe platzte und eine Menge schöner Feuerfunken ausprühte. Bedeutet vielleicht: Liebe zum Höchsten.

Der Traum vom 28./29. Juli und die beiden letzten Träume enthalten, glaube ich, eine Darstellung der auf S. 305 f und 311 angeführten Phantasie des vom Vater gestatteten Inzestes. Es ist übrigens kennzeichnend, daß der Vater in den Träumen Swedenborgs mehrfach auftritt, während die Mutter als solche (abgesehen von einer flüchtigen Erwähnung in einem Traum vom 11./12. April) niemals erscheint.[48] Ihre Gefühlsbedeutung scheint eben viel tiefer verdrängt zu sein; auch müssen wir dem konstitutionellen Faktor der Bisexualität bei Swedenborg Rechnung tragen.

In den folgenden zwei Träumen begegnen wir wieder dem infantilen Wunsch, vom Vater zu den Beschäftigungen der Erwachsenen zugelassen zu werden. Die Mutterleibssituation gibt näheren Aufschluß über die Phantasie.

20./21. Juni

Mir war, als würde geprüft, ob ich in eine Gesellschaft oder in einen Rat zugelassen werden sollte.[49] *Mein Vater kam heraus und sagte, meine Schrift über die Vorsehung sei das Schönste, das ich geschrieben hätte. Ich entsann mich, daß es n u r e i n k l e i n e r T r a k t a t war. Darauf fand ich mich nachts in einer Kirche. Ich war nackend, nur mit einem Hemde bekleidet*[50]*, darum wagte ich mich nicht hervor.*

---

47) Siehe auch F e r e n c z i s Aufsatz „Pollution ohne orgastischen Traum und Orgasmus im Traume ohne Pollution" (Bausteine zur Psychoanalyse, II. Bd., S. 152 f., Int. Psa. Verl., Wien 1927).

48) Swedenborgs Biograph M. M a t t e r (Emanuel de Swedenborg. Sa vie, ses écrits et sa doctrine. Paris 1863) schreibt: „*En 1720, il perdit sa mère, qui est trop peu citée dans ses pages, et dont la mort ne paraît avoir suspendu aucune de ses activités. Pour son père, ce fut, ce semble, une plus grande perte que pour lui.*" (p. 28). Vgl. damit aber das auf S. 294 über das Todesdatum Bemerkte.

49) Vgl. die ähnliche Situation in der „Parabola" bei H. S i l b e r e r: Probleme der Mystik und ihrer Symbolik. Wien 1914.

50) In einem anderen Traum (22./23. Juli) heißt es: „*Sah, daß ein Knabe mit meinem Hemde fortlief, ich rannte ihm nach.* Scheint zu bedeuten, daß ich meine Füße nicht gewaschen hatte." L a m m erwähnt eigentümliche Fußwaschungen Swedenborgs im Zusammenhang mit den ihm nachgesagten psychotischen Symptomen.

29./30. September

Nacht von Sonnabend auf Sonntag. *Sah den Giebel des schönsten Palastes, den man sich nur denken kann. Seine Mitte leuchtete wie die Sonne. Mir wurde gesagt, es sei in der Gesellschaft beschlossen worden, daß ich ein unsterbliches Mitglied werden sollte. Dies war zuvor noch niemand gewesen, der nicht gestorben war und in der anderen Welt lebte. Andere sagten jedoch, es gäbe bereits mehrere. Ich dachte aber, daß es am wichtigsten sei, in Gott zu sein und so zu leben.*

Die Sonne ist ein Symbol von bisexueller Bedeutung. Es stellt nicht bloß das überwachende Auge des Vaters[51] dar, sondern auch das Genitale der Mutter, das der Sohn nicht ansehen darf. Man wäre mit Rücksicht auf den unmittelbaren Zusammenhang (Palast, Mitte) zunächst geneigt, die Sonne, richtiger das mit der Sonne Verglichene, als weibliches Symbol zu betrachten, wenn nicht auch manches für die andere Deutung spräche (Giebel, „in Gott sein"). Ich habe aber schon in meiner oben zitierten Abhandlung „Psychoanalytische Anmerkungen usw." die Vermutung geäußert, daß sich die „Vaterleibsphantasie", auf deren Vorkommen in Träumen zuerst Stekel und Silberer hingewiesen haben, aus einer bloßen Verschiebung von der Mutter her ergibt, also etwas Sekundäres darstellt.[52] Keinem psychoanalytisch

---

51) Swedenborg schreibt in einem Brief an Erik Benzelius vom Jahre 1719, „daß Gott seinen Sitz in der Sonne hat, wie die Bibel sagt". Benzelius, einer der hervorragendsten schwedischen Vertreter des Humanismus, war sein Schwager und Lehrer.

52) Ein schönes Beispiel einer Mutterleibsphantasie bei Swedenborg:

15./16. Juni

Der 16. war ein Sonntag. *Mir wurde im Traum mein früheres Leben vorgeführt, wie ich einen Weg ging, der rings von lauter Abgründen umgeben war, und wie ich umkehrte. Da kam ich in einen herrlichen Hain, wo schöne Feigenbäume in Reihen standen. Auf einem Baume schienen noch reife Feigen zu sitzen. Der Hain war von Gräben umgeben, doch nicht auf der Seite, auf der ich mich befand. Ich wollte über eine Brücke gehen, auf der Erde lag und Gras wuchs, aber wagte es nicht, da es gefährlich schien. Sah in einiger Entfernung ein großes und schönes Palais mit Flügelbauten. Darin wollte ich gern wohnen und immer die Aussicht auf den Hain und die Gräben haben. Ein Fenster im äußersten Flügel stand offen, dort wünschte ich mein Zimmer zu haben.*

Die infantile Angst des Träumers vor dem Abgrund, vor der gefährlichen Nähe des Weibes, ist uns wohlbekannt. Daß die Brücke das Membrum des Vaters bedeutet, an das sich das kleine Kind anklammern muß, wenn es nicht in der Tiefe umkommen will, wissen wir auch (im Traum vom 15./16. Oktober wird zuerst eine Brücke, dann ein Seil erwähnt). Die Mutterleibsphantasie selbst ist die Inzestphantasie des Impotenten (an Kastrationsangst Leidenden). Der Traum bestätigt die Richtigkeit dieser Behauptung. Die Phantasie über das Leben im Mutterleib enthält aber auch, wie Freud in der „Traumdeutung" bemerkt, „die tiefste unbewußte Begründung des Glaubens an ein Fortleben nach dem Tode, welches nur die Projektion in die Zukunft dieses unheimlichen Lebens vor der Geburt darstellt." In einer Bedeutungsschicht ist die Brücke ferner eine Verbindung zwischen dem „Diesseits" und „Jenseits" (siehe Ferenczis Mitteilung: Die Symbolik der Brücke. Bausteine zur Psychoanalyse, II. Band, Wien 1927). Nun braucht nur daran erinnert zu werden, daß die Beschäftigung mit dem Transzendenten im Mittelpunkte des

gebildeten Leser wird die Ähnlichkeit des Traumes mit dem Inhalt des „Nachtrags" zu Freuds Schreberanalyse (Ges. Schr., Bd. VIII) entgangen sein. Auch hier schaut ein Sohn ruhig, ungeblendet in den Sonnenglanz und wird, gleichsam nach bestandener Ahnenprobe, „ein unsterbliches Mitglied"; der Paranoide Schreber sagt nicht viel anders (S. 24): „Die Schrebers gehören dem höchsten himmlischen Adel an[53]." Der Traum geht dann noch weiter, und die feminine Wunschphantasie tritt jetzt unzweideutig hervor: *Dann sagte jemand, er wollte mich um zehn Uhr besuchen, doch wüßte er nicht, wo ich wohnte. Ich antwortete, daß ich glaubte, im Flügel dieses Palastes zu wohnen.*

War dann mit Frauenzimmern zusammen, wollte aber mit ihnen nichts zu schaffen haben, da ich von heiligeren Wesen angerührt worden war. Ich überdachte alles, was ich Gottes Wille anheimstelle, weil ich ein Werkzeug bin, mit dem er tut nach seinem Wohlgefallen. Ich hätte gewünscht, die Frauen genießen zu dürfen. Aber nicht mein Begehren, sondern Gottes Wille soll geschehen.

Ein religiös gefärbter Traum ist auch folgender:

26./27. Oktober

Mir wurde, als ich mein Buch „De cultu et amore Dei" begann, vorhergesagt, daß ich die gleiche Erscheinung wie damals am siebenundzwanzigsten Oktober wieder haben werde. Es schien mir Christus selber zu sein, mit dem ich wie mit meinesgleichen verkehrte, ohne Umstände. Er lieh von einem anderen mehrere Fünfpfundstücke. Ich war enttäuscht, daß er es nicht von mir lieh. Ich nahm zwei Pfundstücke, ließ eins davon fallen, dann das andere. Er fragte, was das sei. Ich antwortete, ich hätte die beiden Geldstücke gefunden und er schiene sie verloren zu haben. Ich gab sie ihm und er nahm sie an. In vertraulicher Art schienen wir zu verkehren, in einem Zustand der Unschuld.

In seinem Größenwahn geht Swedenborg mit Christus um wie mit seinesgleichen[54]. Er möchte sich von ihm, dem Bruder-Vater (vgl. den Traum vom 6./7. April: „*Ich beobachtete das Merkwürdige, daß ich ihn nicht Vater nannte,*

Denkens Swedenborgs steht (vgl. auch den Traum auf S. 313, in dem er „ein unsterbliches Mitglied" werden soll). Schließlich will ich auch auf die im Traum zum Ausdruck gelangende Schaulust hinweisen.

53) An einer anderen Stelle der „Denkwürdigkeiten" (S. 337) schreibt Schreber: „Demnach glaube ich für eine vielleicht nicht mehr allzuweit entfernte Zukunft voraussagen zu können, daß ich gewissermaßen schon bei Lebzeiten die Seligkeit, die anderen Menschen erst nach dem Tode verliehen ist, im voraus genießen werde."

54) In einem früheren Traum (4./5. April) singt Swedenborg die Melodie und eine Zeile des Chorals „Jesus ist der beste Freund". Die Tagebuchaufzeichnung vom 13./14. Oktober lautet: „Unter anderm wurde mir gesagt, daß ich seit zwei Wochen begonnen hätte, viel geistiger auszusehen und einem Engel zu gleichen." Auch Schreber identifiziert sich an zwei Stellen (S. 338, 431) mehr oder weniger mit Jesus Christus.

sondern Bruder") entmannen lassen, kastriert sich aber dann selbst. Das bekannte Potenzsymbol Geld kommt in Swedenborgs Träumen öfters vor (anale Mitbedeutung): er verliert oder verleiht Geld, bezahlt mit Geld,[55] leiht sich Geld aus, einmal ist auch von Goldmachen die Rede. Swedenborgs Geschwister werden im Drömmar gelegentlich erwähnt. Zwei Brüder Swedenborgs, mit denen er sich offenbar weitgehend identifiziert, treten in Träumen mit Namen auf. Sein verstorbener Bruder Eleasar wird von einem Wildschwein gebissen, dessen Kopf dann von zwei anderen Wildschweinen gefressen wird (30. April/1. Mai); sein Bruder Jesper wird seinetwegen ins Gefängnis geworfen, Swedenborg selbst muß auch für etwas Rechenschaft ablegen. Die Richter, die den Bruder verurteilen sollen, lassen ihn frei, nachdem Swedenborg den auf ihn zufliegenden Vögeln mit einem scharfen Messer in den Hals geschnitten und sie so getötet hat. Er küßt dann Jesper und freut sich darüber (21./22. April). In beiden Träumen herrscht das Kastrationsthema vor. Ich erinnere noch daran, daß der Bruder im Traum auch den Penis bedeutet (so wie die Schwester die Vagina).

Swedenborgs Schwester Hedwig wird in zwei Träumen angeführt (13./14. April und 9./10. Oktober), seine Schwester Caisa in einem Traum (11./12. April).

Schon ein halbes Jahr vor dem Christus-Traum (26./27. Oktober) erscheint dieser Swedenborg im wachen oder zumindest halbwachen Zustand. Am Abend des 6. April 1744 hat Swedenborg seine große Christusvision, die als Vorläuferin der Londoner Vision vom April 1745 anzusehen ist. Erst nach dieser „Erleuchtung“ wendet er sich endgültig seiner religiösen Mission zu.

Ostern war am 5. April gewesen, und Swedenborg hatte diese für den Gläubigen besonders bedeutungsvollen Tage in Angst und Zweifeln zugebracht. In der Nacht vom fünften auf den sechsten wurde er im Traume *von Erland Broman versucht* (S. 27); die Versuchung hat unzweideutig homosexuellen Charakter. Vor dem „sündigen Wesen“ flüchtet er, wie ein Kind zum Vater, zu Gott *(„Zuletzt wurde ich in den Arm genommen)“*, wünscht, mit ihm in Liebe vereint zu sein, und preist das schmerzensvolle Glück des Märtyrertums. Er hat „wunderliche und unbeschreibliche Verwandlungen“ durchgemacht, eine Art Läuterung, und erlebt auch einen ekstatischen Zustand. „Dies alles kann ich nicht beschreiben, es waren *mystica*.“ Den ganzen Tag ist er „in tiefen geistlichen Gedanken, so tief und so schön wie nur je.“ Am Abend tritt neuerlich die Versuchung in Form von Fragen an ihn heran,

55) Es handelt sich in einigen Träumen um 9 Heller. 9 ist die Zahl der Schwangerschaftsmonate. Die weibliche Einstellung zum Vater gipfelt in der Phantasie, diesem ein Kind zu gebären. Das Geld in Verbindung mit der Zahl 9 legt die Deutung „Kot-Kind“ nahe.

die sein Verstand seinem Glauben stellt (S. 303 f). „Ich glaubte und glaubte doch nicht.“ Die Unsicherheit und der Zweifel rühren hier wohl im tiefsten Grunde von dem Triebkonflikt her (Ungewißheit über die eigene Geschlechtsrolle, Gefühlsambivalenz). Um zehn Uhr geht Swedenborg zu Bett und fühlt sich ruhiger. In einem Zwischenzustand zwischen Schlafen und Wachen, der das Auftreten hypnagoger Halluzinationen begünstigt, hat er dann merkwürdige Sensationen, die an Sinnestäuschungen gemahnen. Er beschreibt sie wie folgt: „Eine halbe Stunde darauf hörte ich einen Lärm unter meinem Haupte und glaubte, daß da der Versucher entwich. Alsogleich überkam mich ein Zittern, das vom Haupte ausging und über den ganzen Körper lief. Es wiederholte sich mehrere Male mit einem gewissen Geräusch. Ich fühlte, daß etwas Heiliges über mir war. Ich schlief darauf ein, und ungefähr um zwölf, eins oder zwei in der Nacht überkam mich wieder starkes Zittern vom Kopf bis zu den Füßen, begleitet von einem Donnergetöse, als entlüden sich viele Gewitter. Ich wurde auf unbeschreibliche Weise hin und her geschüttelt und auf mein Angesicht geworfen. In dem Augenblick, als ich hingeworfen wurde, war ich ganz wach und sah, daß ich hingeworfen wurde. Wunderte mich, was das zu bedeuten hätte, und sprach, als sei ich wach, merkte aber, daß mir die Worte in den Mund gelegt wurden: ‚O allmächtiger Herr Jesus Christus, der du aus großer Gnade dich herabläßt, zu einem so großen Sünder zu kommen, mach mich der Gnade würdig!‘ Ich faltete meine Hände und betete und da spürte ich eine Hand, die meine Hände fest drückte. Darauf fuhr ich in meinem Gebet fort und sprach: ‚Du hast gelobt, alle Sünder in Gnaden anzunehmen, du kannst nicht anders, du mußt dein Wort halten‘. Im selben Augenblick s a ß i c h i n s e i n e m S c h o ß und sah ihn von Angesicht zu Angesicht. Sein Antlitz hatte so heilige Züge, daß es nicht beschrieben werden kann. Er lächelte, und ich glaubte, daß dies sein Antlitz war, als er auf Erden wandelte. Er sprach zu mir und fragte, ob ich ein Gesundheitszeugnis habe. Ich antwortete: ‚Herr, das weißt du besser als ich!‘ ‚Nun, dann tue also!‘ sagte er. Wie ich nachher erkannte, sollte dies bedeuten: ‚Liebe mich wirklich!‘ oder: ‚Tue, was du versprochen hast!‘ Dazu gebe mir Gott Gnade! Denn ich erkannte, daß es in meiner Macht nicht lag. Erwachte mit Zittern.“

Swedenborg zweifelt zunächst, ob es wirklich Christus war, den er gesehen, erkennt aber dann nach längerer Überlegung, daß es doch Gottes Sohn war, der im Donner zu ihm hernieder kam, ihn zu Boden warf und das Gebet vorsprach. Er schläft beim Morgengrauen wieder ein und sieht im Traum seinen Vater in einem fremdartigen rötlichen Gewand usw. Der Inhalt dieses Traumes läßt anfangs die heterosexuelle Strömung an die Oberfläche treten, bis sich wieder die gegensätzliche vordrängt. Die Verdichtung des Vaters und Bruders zu einer Person wurde bereits hervorgehoben.

Nach der Christus-Offenbarung, in der K. Jaspers einen schizophrenen Anfall erkennen will, hat Swedenborg nunmehr die tiefe Überzeugung von seiner Auserwähltheit. Die folgenden Tagebuchaufzeichnungen legen in ergreifender Weise Zeugnis ab von der Seelenqual, in die ihn der Kampf zwischen seinem „äußeren" und „inneren" Menschen verstrickt, zwischen dem Stolz, zu dem ihn das Bewußtsein seines Berufungserlebnisses bisweilen verleitet, und dem Verlangen, sich als unwürdiger Sünder ganz dem Willen und der Gnade Gottes anheimzugeben. Die Spaltung seiner Persönlichkeit schildert er folgendermaßen (15./16. April): „Das Merkwürdige war, daß ich nun einen inneren Menschen lebte, als wäre ich nicht ich selber, so daß ich meine Gedanken betrachten, über meine Erinnerungen erschrecken und sie anklagen konnte, als gehörten sie einem andern Menschen. Dies zeigt, daß mein Zustand sich umgekehrt hat: ich verkörpere den inneren Menschen, der ein Gegner des äußeren Menschen ist, denn ich habe Gott gebeten, daß ich nicht mir selber anzugehören brauche, sondern Gottes eigen sein darf. Dies hat nun einandzwanzig Tage gewährt." Und einige Tage später (24./25. April) berichtet Swedenborg ähnlich: „Befand mich die ganze Nacht fast elf Stunden lang in einem wundervollen Halbschlaf. Ich war weder wach noch im Schlaf, wußte alles, was ich träumte, hielt meine Gedanken offen. Zuweilen brach mir der Schweiß aus. Den Zustand dieses Schlafes, durch den meine doppelten Gedanken gleichsam getrennt oder zerrissen wurden, kann ich nicht beschreiben." Aber noch macht ihm der äußere Mensch mit seinen Fragen und Zweifeln viel zu schaffen; er hat Angstzustände und zuweilen ist er der Verzweiflung nahe. Die religiösen Grübeleien bewirken bei Swedenborg eine tiefe Depression. „So kann ich bezeugen, daß die Betrübnis oder Melancholie, die aus Geldnot entsteht, geringerer und leichterer Art ist und jener geistigen nicht gleichkommt." Zwischendurch hat er dann auch wieder manisch-ekstatische Erlebnisse. So schreibt Swedenborg unterm 9./10. April:

„Diese Liebe in sterblichem Leibe zu fühlen, von ihr erfüllt zu sein, gleicht der Freude, die ein keuscher Mann hat, wenn er in wirklicher Liebe und in Begattung mit seinem Weibe geeint ist. Solch ein höchstes Wonnegefühl war durch meinen ganzen Leib ergossen. Dies währte eine lange Zeit, vor dem Einschlafen und nach dem Aufwachen eine halbe bis ganze Stunde."

In dieser mystischen Ekstase wird die Liebe zu Christus wie die Liebe eines Mannes zu einer Frau empfunden.[56] Einen anderen Charakter hat das

56) Auch Zinzendorf, der Stifter der Herrnhuter Gemeinden, empfindet Jesus bald als Mann, bald als Weib (siehe O. Pfister: Die Frömmigkeit des Grafen Ludwig von Zinzendorf. Schriften zur angewandten Seelenkunde. 8. Heft. Leipzig und Wien 1910).

nachstehende Erlebnis (1./2. Juli):

„Geschah mir etwas sehr Wunderbares. Mich überfiel ein heftiges Zittern wie damals, als mir Christus seine göttliche Gnade erwies. Dies wiederholte sich ungefähr zehn= bis fünfzehnmal nacheinander. Ich erwartete, daß ich auf mein Gesicht geworfen werde wie das letztemal, aber das geschah nicht. Bei dem letzten Schauer wurde ich emporgehoben und fühlte mit den Händen einen Rücken, umfaßte den Rücken und die Brust. Alsogleich legte die umfaßte Gestalt sich hin, und ich sah ihr Gesicht, aber nur sehr undeutlich. Ich kniete nieder und dachte, ob ich mich neben sie legen sollte, aber das schien mir nicht erlaubt zu sein. Das Beben ging unten vom Körper aus und hinauf bis zum Kopf. Dies geschah in einer Vision, da ich weder wach war noch schlief, denn ich hatte alle meine Gedanken beisammen. Der innere Mensch, der von dem äußeren getrennt war, empfand dies. Als ich schon ganz wach war, überfielen mich noch mehrere Male derartige Schauer des Körpers. Die Gestalt muß ein heiliger Engel gewesen sein, da ich nicht auf mein Angesicht geworfen wurde. Was es bedeuten soll, weiß unser Herr am besten... Aus allen diesen Anzeichen ersehe ich, daß ich die *veritates de sensationibus internis*, die Wahrheit der inneren Erregungen, erforschen soll, aber von hinten aus[57], denn von vorn sind sie undeutlich . . ."

Ein andermal spürt Swedenborg hinter seinem Rücken eine Gestalt.

30. Juli/1. August

Befand mich lange in heiligen Schauern, aber dabei in tiefem Schlaf. *Dachte, ich würde etwas Heiliges sehen, wurde, glaube ich, auf das Angesicht geworfen, doch alles blieb unbestimmt. Dann wurde ich herumgerissen und bemerkte hinter meinem Rücken eine Gestalt, die mir bekannt vorkam. Ich war ärgerlich, daß sie mich herumgerissen hatte, sagte ihr auch, als sie von mir ging, sie möchte das nicht wieder tun. Das Beben hielt an, aber ich sah weiter nichts... War dann in Erwartung eines Reiterzugs. Es kamen viele isabellfarbne schöne Pferde, dann schöne Gespanne stattlicher großer Pferde mit reich geschmückten Geschirren.*

Das „Gerittenwerden" wird im zweiten Teil des Traumes durch die Pferde symbolisiert.

Die im Drömmar folgende Traumaufzeichnung verrät die passiv=homosexuellen Vergewaltigungswünsche in unmißverständlicher Weise:

4./5. August

Sah jemand mit gezogenem Degen auf mich zukommen. Ich

57) Vgl. auch die Deutung zu einem Traum, den Swedenborg in der Nacht vom vierten auf den fünften Mai hatte: „Daß jenes Weib seinen Ort wechselte, will sagen, daß sich meine Spekulationen, die bis jetzt *a posteriori* waren, von nun an zum *a priori* wenden werden."

glaubte, selber auch einen Degen mit Silberknauf zu haben. Aber als mein Gegner herankam, hatte ich weiter nichts als eine zerbrochene Scheide. Er hing sich an meinen Rücken und biß mich in die Hände. Ich rief um Hilfe, aber es kam niemand.

Dann hatte ich mit einer Hure zu tun in Gegenwart Assessors Brenners. Ich schien zu prahlen, wie stark ich sei.

Die für das männliche Selbstgefühl unannehmbare feminine Einstellung wird im späteren Traumstück zur Selbstberuhigung durch das Prahlen mit der Potenz kompensiert (immerhin in Gegenwart eines Mannes, Assessor Brenners). Schon früher waren Männer mit Degen Swedenborg im Traume begegnet.

30. April/1. Mai

Sah einen degenbewaffneten Mann, der Wache stand, der Degen war gezackt und scharf. In den Rockärmeln hatte er irgend etwas stecken. Ich fürchtete mich vor ihm, denn ich sah, daß er betrunken war und mich verletzen konnte. Bedeutet, daß ich gestern mehr getrunken habe, als ich durfte. Dies war nicht geistig, sondern fleischlich und also sündig.

Man erkennt in dem Mann unschwer eine Darstellung des mit der Kastration drohenden Vaters.[58] In derselben Nacht träumt Swedenborg noch, *daß er mit seinem verstorbenen Bruder Eleasar beisammen ist* (siehe S. 315). Das Thema der Entmannung wird fortgesponnen, am Ende *wird der „Kopf" des Vatertieres gefressen.*

11./12. Juni

Ich gedachte derer, die sich dem Heiligen Geiste widersetzen, und derer, die sich von ihm leiten lassen. *Da erschien mir ein weißgekleideter Mann mit einem Degen. Ein anderer Mann ging ihm entgegen, wurde aber von jenem mit dem Degen verwundet. Der andere drang noch einmal an, wurde aber schwer am Ohr und an den Schläfen verletzt. Dann kam noch ein Mann, der mit ihm kämpfte. Auch dieser wurde gestochen, so daß Blut rann. Ich hatte einen langen Speer, dachte, wenn der Mann in Gefahr käme, wollte ich ihn damit verteidigen. Da aber sah ich, wie er dicht vor mir den Degen fortwarf und fortging. Wie ich mich noch darüber wunderte, merkte ich, daß ein Mann bei mir vorbeikam, der seinen Degen umgedreht hatte, um ihn auszuliefern und sich auf Gnade oder Ungnade zu ergeben. Daraufhin hatte der andere den Degen fortgeworfen.*

Die Zweikämpfe, Verwundungen und das Fortwerfen des Degens sprechen eine eindeutige Sprache.

Es kann sich selbstverständlich nicht darum handeln, alle Träume Swedenborgs zu bringen, die gleichgeschlechtliche Wunschregungen symbolisieren. Nur noch einige wenige Beispiele.

58) Wenn Swedenborg in einem Traum (5./6. Mai) *Schläge von einem großen Mann empfängt,* die er geduldig aushält, so ist dies ein spezifischer Ausdruck der Verdrängung der Kastration durch den Vater. Vielleicht spiegelt sich hier aber auch ein Kindheitserlebnis mit dem Vater wider, das Swedenborgs masochistischen Triebanteil fixierte.

30./31. März

Sah eine Prozession von Männern, die so prächtig war und so schön geschmückt, daß ich Schöneres nie gesehen. Sie entschwand aber bald.

12./13. April

Darauf glaubte ich mit Leuten zusammen zu sein, die sich im Goldmachen versuchten. Aber sie mußten dazu in die Höhe klimmen, das vermochten sie nicht. Anders war es unmöglich, Gold zu machen. Sie mühten sich lange und sehr. Schließlich war ich nur noch mit zwei Menschen zusammen, die empor zu klimmen versuchten, obwohl der Herr ihnen nicht beistand. Ich sagte, so könne das nicht gelingen, und ging voran. Ich hatte ein Seil und zog, merkte aber, daß jemand stark in entgegengesetzter Richtung zog. Endlich sah ich, daß ich einen Mann mitzog und emporhob. Da freute ich mich und sagte, ich hätte also recht gehabt.

15./16. April

Darauf kam ich in eine große Männerversammlung. Viel schöne junge Leute standen an einem Platze zusammen. Neue kamen hinzu. Henning Gyllenborg kam auch geritten. Ich ging zu ihm, küßte ihn und stellte mich neben ihn.

Die Beziehungen der Analerotik zur Homosexualität sind bekannt; ich erinnere auch an die symbolische Gleichung Gold = Kot = Sperma (vgl. das auf S. 315 über das Geld Gesagte). Sensationen des Geruchsinnes, der ja in enger Verbindung mit der Koprophilie steht, scheinen gleichfalls in einzelnen Träumen vorzukommen[59]. So sagt eine Frau zu Swedenborg, sie sei rein, er aber rieche schlecht (1743, ohne näheres Datum);[60] in einem anderen Traume (siehe S. 323) glaubte er, *wie schon früher einmal, einen starken Weinduft zu verspüren.* (16. September, Sonntagnachmittag). Er hatte eigentlich erwartet, *von einem sehr dicken Frauenzimmer Schokolade zum Trinken zu erhalten, sie gibt ihm aber statt dessen Wein.* Auf Grund der Ausführungen von E. Jones[61] läßt sich ferner vermuten, daß viel von der Bedeutung, die dem Atem bei Swedenborg zukommt, ursprünglich dem Interesse an den Darmgasen entstammt. Wenn Swedenborg in der Ekstase und im Schlaf den Atem anhält, um den *influxus* von oben aufzunehmen (vgl. das Wort „Inspiration"), so offenbart sich hier der kindliche Glaube an eine Befruchtung durch väterliche Gase[62], und zwar, wie Jones (S. 199) ausge-

59) Geruchs- und Geschmackserlebnisse werden von Mystikern sehr häufig beschrieben. Ich erwähne nur den „Geruch der Heiligkeit" und seinen Gegensatz, den „teuflischen Gestank".

60) Bei Schizophrenen treten ähnliche Klagen als Äußerungen des Schuldgefühls auf. In späterer Zeit erwähnt Swedenborg unter den Streichen, die ihm die Geister spielen: „Sie geben der Nahrung einen Geruch von Exkrement und Urin".

61) E. Jones: Die Empfängnis der Jungfrau Maria durch das Ohr. Jahrbuch der Psychoanalyse, VI. Bd., 1914.

62) Schreber (Denkwürdigkeiten, S. 205) vermerkt, daß das Auftreten kurzer Windstöße mit den Pausen seiner Denktätigkeit zusammenfällt.

führt hat, als Reaktion auf eine intensive Kastrationsphantasie.[63] Die sich im Traum und im visionären Zustand kundgebenden akustischen Inhalte (siehe S. 309, 316 u. 327), sind möglicherweise in Zusammenhang zu bringen mit der unbewußten frühinfantilen Bedeutung des eigenen oder fremden (namentlich väterlichen) Flatusgeräusches. Der Versucher entweicht mit Pfeifen (die nahe Beziehung des Teufels, des Verfolgers[64] zum Darmtrakt und Skybalon[65] ist ja bekannt). — Ein Donnergetöse, als entlüden sich viele Gewitter[66] (enge Verbindung zwischen den Begriffen „Vater" und „Donner"). — Gewürm verbrennt mit Geräusch; „es war mir, als ob so alle Würmer, welche aus unmäßigem Appetit erzeugt werden können, ausgestoßen und verbrannt worden wären und ich jetzt von denselben gereinigt sei" (Londoner Vision April 1745. Gruhle mutmaßt Delirien toxischer, gastrischer Herkunft).[67]

In anderen Fällen hört Swedenborg tierische oder menschliche Stimmen, einmal ist es geradezu die Stimme seines Vaters („Du lärmst so, Emanuel"). Er hört einen Bären brummen („Brummbär"), glaubt, ein Huhn gackern zu hören, als hätte es eben ein Ei gelegt. „Jemand" sagt ihm: „Halte den Mund oder ich schlage dich." Im Verlauf der Londoner Vision ruft ihm ein Mann, der sich später als Gott offenbart, die Worte zu: „Iß nicht so viel" (nach den Memoiren Robsahms). Alle diese Zurufe klingen wie in der Erinnerung fortlebende Äußerungen Jesper Swedbergs zu seinem Sohn.

---

63) Ein Traum Swedenborgs (12./13. April) lautet:
Ich kam an einen Ort, wo sich wunderbar große und hohe Windmühlen in rasender Eile drehten. Ich warf mich ins Dunkle nieder und kroch auf der Erde, da ich fürchtete, ein Windmühlenflügel könnte mich treffen und meinem Leben ein Ende machen...
Die Angst, vom Flügel einer Windmühle (Wind, Magenwind) verletzt zu werden, ist wohl auch Kastrationsangst.

64) „Das Mißtrauen, der Verfolgungsgedanke, hat eine anale Betonung, die Kastration erwartet man mehr vom genital-oralen Teile der Trias — nicht vom Teufel, sondern von Gottvater" (A. Stärcke: Die Rolle der analen und oralen Quantitäten im Verfolgungswahn. Int. Ztschr. f. Psa., Bd. XXI, 1935). Die Trias besteht aus dem Kot (und dem Urin), dem Penis und der Brustwarze.

65) W. Stekel (Die Sprache des Traumes. Wiesbaden 1911, S. 488) macht auf „den merkwürdigen Zusammenhang zwischen analen Funktionen und Halluzinationen" aufmerksam (Luther; Goethes Zeitgenosse, „der Proktophantasmist" Nikolai).

66) Eine ältere Übersetzung dieser Stelle lautet: „Mit einem Getöse, als ob viele Winde zusammenstießen."

67) Ein analerotischer Charakterzug ist die Unsauberkeit Swedenborgs, über die verschiedene Zeitgenossen berichten. „Gesicht und Hände sahen so aus, als wären sie viele Jahre lang nicht gewaschen", „er bürstet niemals seine Kleider im Glauben, daß kein Staub und keine Unreinlichkeit an ihm hafte": so ähnlich lauten die Äußerungen über seine Ungepflegtheit. Swedenborgs holländische Wirtin soll von der Unsauberkeit ihres Gastes geradezu haarsträubende Beschreibungen gemacht haben (bei Lamm, S. 224 f.). Eine Äußerung des Analcharakters wird durch die Mitteilung Carl Robsahms, seines ver-

Wir finden bei Swedenborg neben einer betonten Analerotik eine sehr ausgeprägte Oralerotik[68] (auf die enge Beziehung beider als Quellen der Charaktergestaltung hat namentlich K. Abraham in seinen „Psychoanalytischen Studien zur Charakterbildung" hingewiesen). Die Lust des Aufnehmens äußert sich als Eßlust, durch eine Verschiebung des Hungers auf das Geistige als Wißbegierde, Forschertrieb[69] und als Bereitschaft, den göttlichen Einstrom[70] im Ausnahmezustand einzuatmen („innere Respiration", Sexualisierung des Atems).[71] Die Freude an Speise und Trank gehörte zu den sinnlichen Versuchungen, mit denen Swedenborg während seiner seelischen Wandlung einen besonders harten Kampf[72] zu bestehen hatte, er ist ihrer aber später Herr geworden; denn wir wissen, daß er in den letzten Jahrzehnten seines Lebens eine äußerst frugale Diät beobachtete und bloß im Genuß von stark gesüßtem Kaffee des Guten zuviel tat. Seine sonstige Nahrung bestand zumeist nur aus Milch, Trink-Schokolade, Brot und Zwieback.

Im Drömmar schreibt er anschließend an den Traum von seinem verstorbenen Bruder Eleasar (S. 315): „Bedeutet, glaube ich, daß ich gestern übermäßig viel Speise zu mir genommen habe. Das ist Fleischeslust und feindlich dem Geiste. Denn so leben die Schweine, wie Paulus sagt, da er die Festgelage verbietet.

Am folgenden Tage nahm ich mich sehr in acht, wurde aber doch sehr stark in Versuchung geführt. Bei dem Gedanken, daß ich von jetzt an meine Eßlust bezwingen sollte, kam ich in einen sonderlichen Zustand von Traurigkeit, wurde aber davon erlöst, als ich gebetet und einen Psalm gesungen

trauten Freundes, enthüllt, daß sich Swedenborg nicht durch Almosengeben ausgezeichnet und sein Geld nicht ausgeliehen habe (bei Dr. J. F. Tafel: Sammlung von Urkunden, betreffend das Leben und den Charakter Emanuel Swedenborgs. Tübingen 1842. Dritte Abteilung, S. 19). Swedenborgs Beschäftigung mit der Metallurgie, in der er Hervorragendes leistete, stellt wohl eine Sublimierung der analerotischen Triebregungen dar.

68) Der Amsterdamer Bürger Christian Cuno erzählt in seiner Selbstbiographie (A. Scheler: Aufzeichnungen eines Amsterdamer Bürgers über Swedenborg. Hannover 1852), daß Swedenborg ein großer Kinderfreund war und nie ohne Süßigkeiten für die Kinder seiner Wirtsleute von einem Ausgang heimkehrte.

Hier wäre auch Swedenborgs Stottern zu erwähnen, eine der Zwangsneurose verwandte prägenitale Konversionsneurose auf oral- oder anal-sadistischer Triebgrundlage.

69) Nach Swedenborg haben die Geister keinen Geschmackssinn, sondern statt dessen eine Art Sehnsucht nach Lernen und Wissen; das ist gleichsam die Speise, von der sie sich nähren (Emanuel Swedenborg: Himmel, Hölle, Geisterwelt. Eine Auswahl aus dem lateinischen Text in deutscher Nachdichtung von Walter Hasenclever. Berlin 1925. S. 155 f.).

70) Der paranoide Schreber schreibt (Denkwürdigkeiten, S. 177): „Als weitere Folge der Entmannung konnte natürlich nur eine Befruchtung durch göttliche Strahlen zum Zwecke der Erschaffung neuer Menschen in Betracht kommen."

71) Siehe auch O. Fenichel: Über respiratorische Introjektion. Int. Ztschr. f. Psa., Bd. XVII, 1931.

72) Zu diesen Anfechtungen gesellten sich auch die Verlockungen der Schriftstellereitelkeit.

hatte, gemäß dem Willen, nicht mein eigen zu sein, sondern als neuer Mensch in Christus zu leben."[73]

Und in seinem „Diarium spirituale" heißt es bei der Schilderung der Londoner Vision: „Um Mittag beim Essen sprach mit mir ein Engel, der bei mir war, daß ich bei Tische nicht zu sehr dem Bauche frönen solle usw." (abweichend von Robsahms Darstellung).

Im Traumtagebuch beschreibt Swedenborg ausführlich einen Traum, in dem er von einer Mutterfigur zu trinken verlangt (siehe auch meinen Hinweis auf S. 320).

16. September, Sonntagnachmittag.

Als ich am Nachmittag schlief, *erschien mir ein Frauenzimmer, ich sah ihr Gesicht nicht, sie war sehr dick und trug ganz weiße Kleider. Ich wollte von ihr etwas zu trinken kaufen, sie sagte, sie habe nichts. Doch jemand stand daneben, der mir sein Recht abtrat, auf ein Glas, das sie in ihren Kleidern verborgen hielt. Als sie danach suchte, sah ich, wie sehr dick sie war, scheinbar schwanger. Nachdem sie in ihren Ärmelfalten gesucht hatte, fand sie etwas zu trinken. Ich dachte, es sei Schokolade, aber es war Wein. Ich wollte es nicht trinken, wenn es Schokolade wäre,* da erwachte ich. Glaubte da, wie früher schon einmal, einen starken Weinduft zu spüren. Ich wunderte mich am meisten über ihre schneeweißen Kleider. Ich kann mir die Bedeutung nicht erklären. Ob es das Weib war, das ich hatte, als mir das Wort *sanctuarium* zugerufen wurde, da ich ihr Gesicht nicht sah[74]?

Frühkindliche Erinnerungen scheinen in diesem Traume wieder aufzusteigen. Der kleine Emanuel sieht sich von der Mutterbrust durch ein jüngeres Geschwister verdrängt und möchte, wenn schon nicht Milch, so doch etwas anderes von der Mutter Herrührendes zum Trinken haben. Schokolade und Wein stellen wohl die Fäzes und den Urin dar. Man meint, hier die Quelle der oralen Charakterzüge Swedenborgs zu entdecken: die mangelhafte Befriedigung seines frühesten Lustbegehrens.

Es wäre sicherlich eine reizvolle Aufgabe, sämtliche Träume des Tagebuches anzuführen und zu kommentieren, zumal da Swedenborgs Sprache Gestaltungskraft und Anschaulichkeit besitzt, doch würde für das psychoanalytische Verständnis kein irgendwie wesentlicher Zuwachs erfolgen. Ich fürchte ja, schon jetzt manchen Leser ermüdet zu haben. Freilich konnte nur die Menge[75] zu einem bestimmten Typus gehöriger Träume als Beweismaterial

73) Zu einem früheren Traum derselben Nacht vermerkt er (siehe auch S. 319): „Bedeutet, daß ich gestern mehr getrunken habe, als ich durfte. Dies war nicht geistig, sondern fleischlich und also sündig."

74) Bezieht sich auf den Traum vom 23./24. April (S. 309), in dem Swedenborg den Geschlechtsverkehr mit einer Frau ausführlich schildert.

75) Hitschmann (Beiträge zu einer Psychopathologie des Traumes I., Int. Ztschr. f. Psa., Bd. XX, 1934) sagt mit Recht: „Da wir ursprünglich alle bisexuell sind und ‚normal'

für die Richtigkeit der Behauptung dienen, daß Swedenborgs religiöse Krise in engstem Zusammenhang steht mit seiner durch äußere und durch innere, auch somatische Faktoren erzwungenen Regression zur alten passiven Sohneseinstellung, die sich bei dem religiös Veranlagten als mystisches Streben äußert, nur noch willenloses Werkzeug Gottes zu sein und auf die eigene wissenschaftliche Arbeit völlig zu verzichten, da ihre Triebfeder bloß Ehrsucht sei.

Mit der Schilderung jenes Schwindelgefühls oder jener Verzückung *(deliquium)*, eines Zustandes, den Swedenborg zum erstenmal im Jahre 1736 in Amsterdam erlebte (S. 297f), schließt das Traumtagebuch des Jahres 1744 am 26./27. Oktober ab. Nach mehreren leeren Seiten wird noch unterm 11./12. Mai 1745 ein Traum erzählt, den ich bereits wiedergegeben habe (S. 312). Auf der letzten Heftseite des Notizbuches, das die Aufzeichnungen Swedenborgs enthält, stehen dann einige lateinische Sätze, die in deutscher Übersetzung folgendermaßen lauten: „Die Wahrheiten, die gleichsam die jungfräulichen Priesterinnen der Gottheit des Wahren sind, halten es für schmählich, gekauft zu werden. Sie achten sich für so kostbar und so teure Gabe für die, so Liebe zu ihnen tragen, daß sie es unwillig aufnehmen, wenn einer auf sie bieten oder gar sie durch Kauf gewinnen wollte. Den andern vollends, von denen sie für gering genommen werden, erweisen sie ihre Verachtung. Darum, um nicht dem Kaufangebot jener, der Geringwertung dieser anheim zu fallen, ziehen sie es vor, sich ihren Liebhabern freiwillig hinzugeben. Ich, der ich ihr Diener bin, möchte nicht wagen, ihnen darin entgegen zu sein, um meiner Dienstschaft nicht verlustig zu werden."

Die Wahrheit, ein Muttersymbol[76], das im Sinne der Wünsche des Sohnes jungfräulich gedacht wird, bietet sich ihrem Liebhaber freiwillig an, der nicht wagen würde, ihr Widerstand zu leisten. Hier tritt uns die aus Träumen bekannte Verfolgerin und Versucherin wieder entgegen.

Swedenborg ringt im letzten Teil des Traumtagebuches hauptsächlich mit der Frage, ob er seine wissenschaftliche Forschung, die für ihn sittliche Gefahren birgt, zugunsten der Erkenntnis Gottes aufgeben soll, vermag aber aus den Träumen und Offenbarungen zunächst keine deutliche Ent-

werden unter Sublimierung und Verdrängung des homosexuellen Anteils, ist der Traumbefund der unbewußten Homosexualität ein alltäglicher und wird erst durch den Grad bedeutsam."

76) Siehe auch das Beispiel in meiner Abhandlung „Psychoanalytische Anmerkungen zur Geschichte der Philosophie", S. 226, Anm. 2. Die edle Jungfrau Sophia Jakob Boehmes ist gleichfalls eine Mutterfigur (vgl. die Abhandlung von A. Kielholz über Jakob Boehme. Schriften zur angewandten Seelenkunde. Siebzehntes Heft. Leipzig und Wien 1919).

scheidung herauszulesen. In der Nacht vom 6. auf den 7. Oktober werden ihm dann „gnadenhafte Ausblicke" gewährt: Er sieht einen schwarzen Schleier. „Ich hatte mit meinem Verstand und mit meiner Phantasie zu sehen versucht. Dies wurde mit dem schwarzen Schleier verglichen." Weiterhin heißt es: „Ich wußte nun, daß jede Liebe, sie mag nun auf meine Arbeit gerichtet sein oder auf andere Dinge, die ich jetzt betreibe, eine heuchlerische Liebe ist. Denn man liebt eine Arbeit um ihretwillen und nicht als Mittel zu der einzig wahren Liebe, der Liebe zu Gott und Jesum Christum." Unendlich schwer wird aber dem Denker Swedenborg der Entschluß, sich nur auf Gott und Christus zu verlassen und nicht auf sich selbst und auf die Kraft seines Verstandes. Es zieht ihn immer wieder zu seiner alten Forschertätigkeit zurück. Durch einen Traum, den er in der Nacht vom 9. zum 10. Oktober hat, wird er bestärkt, seine wissenschaftliche Arbeit fortzusetzen. Swedenborg hat das Gefühl, sich auf dem rechten Wege zu befinden; denn ein paar Tage später vermerkt er: „Unter anderm wurde mir gesagt, daß ich seit zwei Wochen begonnen hätte, viel geistiger auszusehen und einem Engel[77] zu gleichen" (siehe S. 314). Diese narzißtische Phantasie ruft Gewissensängste wach, und Swedenborg bittet Gott um die Gnade, ihn von seinen Sünden zu befreien. Er gerät am Abend des 20. Oktober in einen qualvollen Zustand, in dem er an Gottes Gnade zweifelt. Im Traum *bedrängen ihn dann zwei Hunde usw.* (vgl. S. 304). Während der Nacht vom 26. auf den 27. Oktober hat er im Traum *ein Zwiegespräch mit Christus* und glaubt, aus einem zweiten Traum zu entnehmen, daß er die Ausarbeitung des Werkes „De cultu et amore Dei", über das er schon früher eine Offenbarung empfangen hat, nunmehr mit Gottes Hilfe beginnen solle. Diesen Traum deutet er auch so, daß er nicht anderer Leute Gedanken, sondern nur Eigenes bringen dürfe. Als Swedenborg morgens erwacht, hat er dann das gleiche *deliquium* wie in Amsterdam acht[78] Jahre früher beim Beginn der „Oeconomia regni animalis" (siehe S. 297). Dazu bemerkt er: „Bedeutet wie damals, daß mein Kopf wirklich von dem gereinigt wurde, was meine Gedanken hindern konnte, wie auch das vorige Mal geschah, so daß mir die Kraft der Eindringlichkeit zuteil wurde, besonders beim Schreiben. Dasselbe wurde mir auch dadurch geoffenbart, daß ich eine feinere Handschrift schrieb." Nicht lange vorher hatte er ja auch erfahren, daß sich sein Aussehen vergeistigt

77) Der Wunsch des unter dem Zwange der Geschlechtlichkeit leidenden Menschen. Vgl. das Goethesche

„Und jene himmlischen Gestalten,
Sie fragen nicht nach Mann und Weib."

78) Swedenborg war 1736 in Amsterdam gewesen, also nicht sechs oder sieben Jahre früher, wie Swedenborg, und sieben Jahre früher, wie Lamm schreibt.

hatte, und noch früher notierte er: „Konnte am folgenden Tage, dem neunten Oktober, so scharf sehen, daß ich die kleingedruckte Bibel ohne die geringste Schwierigkeit lesen konnte." Swedenborg will offenbar auch an diesen äußeren Veränderungen erkennen, daß er sich seinem geistlichen Ziel genähert hat.

Über seine fernere Entwicklung bis zum Abschluß der Krise wissen wir leider nichts; die Tagebuchaufzeichnungen brechen ja Ende Oktober plötzlich ab und finden nur in einem einzigen Traumbericht vom Mai des folgenden Jahres ihre Fortsetzung. Wir besitzen hingegen Mitteilungen über jenes Erlebnis während seines Londoner Aufenthaltes im April 1745, das ihn endgültig bewog, seiner weltlichen Forschertätigkeit zu entsagen und sich nur mehr als auserwähltes Sprachrohr der göttlichen Eingebung zu betrachten[79]. Swedenborg selbst läßt sich über die Londoner Vision in seinem „Diarium spirituale"[80] (Nr. 397) vernehmen. Der Zusammenhang zwischen der Erscheinung und seiner übermäßigen Eßlust wird hier besonders betont (siehe S. 322):

„Um Mittag beim Essen sprach mit mir ein Engel, der bei mir war, daß ich bei Tische nicht zu sehr dem Bauche fröhnen solle *(non nimis indulgerem ventri)*, dann war es mir deutlich, wie wenn ein Dunst aus den Poren des Körpers strömte, wie ein Wasserdunst, der sehr sichtbar war und auf den Boden niederfiel, wo ein Teppich erschienen war, auf welchem der Dunst sich sammelte und sich in allerlei Würmer verwandelte, die auf dem Tische sich versammelten und augenblicklich mit Geräusch verbrannten; ein feuriges Licht erschien dann an der Stelle und ein Knistern ward gehört; es war mir, als ob so alle Würmer, welche aus unmäßigem Appetit erzeugt werden können, ausgestoßen und verbrannt worden wären und ich jetzt von denselben gereinigt sei. Daraus kann man abnehmen, was die üppige Lebensart und dergleichen in sich schließt."

Dieselbe Begebenheit findet bei Swedenborg noch an einer zweiten Stelle Erwähnung, und zwar in den von J. F. Tafel herausgegebenen „Adversaria in Libros Veteris Testamenti" (IV, 1956—1957), Swedenborgs erstem großen Bibelkommentar. Er spricht über die Kröten, mit denen Gott das Land Pharaos heimsuchte, und fährt dann fort:

79) Matter (p. 68) vergleicht die Wandlung Swedenborgs in gewisser Beziehung mit der des Apostels Paulus auf dem Wege nach Damaskus. Die vor der großen Vision (April 1745) begonnene Schrift „De cultu et amore Dei" enthält bereits das Wesentliche seiner späteren theosophischen Lehre; die Vision ist also nicht die Ursache der Wandlung, sondern vielmehr eine auffällig in Erscheinung tretende Folge dieser Sinnesänderung, die sich während der Krise vorbereitet hatte („la vision, loin d'être une cause, est réellement un effet", Matter, p. 77). Übrigens hat Swedenborg die Beschäftigung mit profanen Dingen damals tatsächlich noch nicht aufgegeben; er trat erst 1747 von seinem Amt als Assessor am kgl. Bergwerkskollegium zurück.

80) Herausgegeben von J. F. Tafel, Tübingen 1843—1846. Die Eintragungen reichen von April 1745 bis 29. April 1765.

„Derartige Gestalten zeigten sich mir einmal, da sie (von mir) ausgingen, und dieses so deutlich, daß ich sie vor meinen Augen kriechen sah: sie sammelten sich plötzlich in einer Gestalt, wurden zu Feuer und gingen mit einem Laut auseinander, der in meinen Ohren wie ein Knall klang, bei ihrem Zerspringen. Darauf war der Platz wieder rein. Dieses geschah zu London im April 1745.[81] Durch meine Poren ging es wie ein Rauch hinaus, aber auf dem Fußboden sah ich kriechende Schlangen in großer Anzahl".

Vergleichen wir damit die Darstellung, die Swedenborgs Freund Carl Robsahm, gewesener Kämmerer (Direktor) der Schwedischen Bank, aus dessen eigenem Munde erfahren zu haben behauptet, allerdings erst in späten Jahren, wo Swedenborg auch sonst Erinnerungstäuschungen unterliefen:

„Ich war zu London und speiste eben spät zu Mittag in meinem gewöhnlichen Speisequartier, in dem ich mir ein Zimmer vorbehalten hatte, um darin nach Gefallen über naturwissenschaftliche Gegenstände nachdenken zu können[82]. Ich war hungrig und aß mit großem Appetit. Gegen das Ende der Mahlzeit bemerkte ich, daß eine Art von Nebel sich über meine Augen verbreitete, und ich sah den Boden meines Zimmers mit den scheußlichsten kriechenden Tieren bedeckt, als da sind Schlangen, Kröten u. dgl. Ich war darüber erstaunt, denn ich war ganz bei Sinnen und vollem Bewußtsein. Die Finsternis nahm nun immer mehr überhand, verschwand jedoch bald wieder, und ich sah jetzt in einem Winkel des Zimmers einen Mann (inmitten eines lebhaften und strahlenden Lichtes)[83] sitzen, der mich, da ich ganz allein war, durch seine Worte in Schrecken setzte. Er sagte nämlich: ‚Iß nicht so viel!' Mein Gesicht verdunkelte sich jetzt wieder, kehrte aber bald wieder zurück, und ich sah mich allein im Zimmer. Ein so unerwarteter Schrecken beschleunigte meine Heimkehr. Ich ließ mich gegen meinen Hauswirt nichts merken, überdachte aber, was mir begegnet war, sehr genau und konnte es nicht als eine Wirkung des Zufalls oder irgend einer physischen Ursache ansehen. Ich ging nach Hause; aber in der folgenden Nacht stellte sich mir derselbe (von Licht strahlende) Mann noch einmal dar. Ich war jetzt durchaus nicht erschrocken (und das Licht, von dem er umgeben war, obgleich sehr lebhaft und glänzend, machte doch keinerlei schmerzhaften Eindruck auf meine Augen. Er war in Purpur bekleidet, und das Gesicht dauerte eine gute Viertelstunde). Der Mann sagte: ‚Ich bin Gott, der Herr, der Welt Schöpfer und Erlöser. Ich habe dich erwählt, den Menschen den geistigen Sinn der heiligen Schrift auszulegen; ich werde dir selbst diktieren, was du schreiben sollst.' In der nämlichen Nacht wurden zu meiner Überzeugung die Geisterwelt, die Hölle und der Himmel mir geöffnet, wo ich mehrere Personen meiner Bekanntschaft aus allen Ständen fand. Von diesem Tage an entsagte ich aller weltlichen Gelehr-

81) An einer anderen Stelle der „Adversaria" (1003) nennt Swedenborg als Datum Mitte April 1745.

82) In einer anderen Fassung lautet die Stelle: „Meine Gedanken waren beschäftigt mit den Gegenständen, die wir soeben besprochen haben." Hier ist nicht von Meditationsübungen die Rede, die das Auftreten der Vision begünstigt hätten.

83) Der französische Geistliche und Berliner Akademiker Anton Joseph Pernety gibt Robsahms Bericht mit diesen (eingeklammerten) Zusätzen wieder. Weitere Quellen sind für ihn die Doktoren Beyer und Rosen, denen Swedenborg sein Erlebnis persönlich erzählt haben soll.

samkeit und arbeitete nur in geistlichen Dingen, gemäß dem, was der Herr mir zu schreiben befahl. Täglich öffnete mir der Herr in der Folge die Augen meines Geistes, bei völligem Wachen zu sehen, was in der anderen Welt vorging, und ganz wach mit Engeln und Geistern zu reden."

Es fällt auf, daß in Swedenborgs eigenen Berichten von einem Sichtbar-werden Gottes oder Christi nicht die Rede ist; denn von dem Engel, den er übrigens vor der Vision der Kriechtiere erwähnt, sagt er nur: „... sprach mit mir ein Engel, der bei mir war..." Auch Pernetys Gewährsmann Dr. G. A. Beyer weiß in unmittelbarem zeitlichen Zusammenhang mit der Tierszene nichts von der Erscheinung eines Mannes zu erzählen, der Swedenborg „Iß nicht so viel!" zurief, sondern bloß von der göttlichen Vision der folgenden Nacht (Brief an Herrn Nordenskjöld, Gothenburg, 23. März 1776). Anderseits hält Lamm (S. 178) gerade das von Swedenborg selbst geschilderte Geräusch des verschwindenden Gewürms für bedeutungsvoll im Hinblick auf eine anschließende Christusoffenbarung, da auch in der ersten Christusvision vom April des vorhergehenden Jahres der Versucher mit Lärm entwich, ehe Jesus sich zeigte, während nach Lamm in Robsahms Fassung der Zusammenhang zwischen den beiden Szenen, die sich im Speisehaus abspielten, sehr unklar[84] erscheint.

Lamms Argumentation ist jedoch nicht zwingend, und wir müssen die Frage auf sich beruhen lassen. Nur so viel dürfen wir mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen, daß diese visionären Zustände im April 1745 vorfielen und Swedenborgs mystische Krise hiemit ihren Abschluß fand.

Über den Charakter der Londoner Gesichte sind verschiedene Meinungen geäußert worden. Jaspers erblickt in ihnen Sinnestäuschungen des schizophrenen Anfalls, die, wenigstens was die Vision im Speisehaus betrifft, echte Halluzinationen gewesen zu sein scheinen; die meisten derartigen Erlebnisse bei Swedenborg seien aber wohl nur als pseudohalluzinatorische Versinnlichungen[85] (innere Stimmen und Bilder) anzusprechen, es käme bei ihm auch jenes schizophrene Symptom vor, das man als Gedankenmachen (und Gedankenabziehen) bezeichnet. Schließlich handle es sich manchmal nur um vernommene Gedanken und einfache Vorstellungen. Halte man diese Anzeichen mit seinen körperlichen Beeinflussungsideen, seinem Auserwähltheitsglauben, seiner Überzeugung, mit Engeln und Geistern verkehren zu können, und anderem mehr (z. B. „doppelter Orientierung") zusammen, so ergebe sich mit ganz überwiegender Wahrscheinlichkeit die Diagnose

84) Freilich stammt Swedenborgs Darstellung, auf die sich Robsahm beruft, aus seinen letzten Lebensjahren.

85) Näheres über die verschiedenen Halluzinationen Swedenborgs bei G. Ballet (Swedenborg. Histoire d'un visionnaire du XVIIIe siècle. Paris 1899, p. 105 ff.), wo auch die einschlägige französische Literatur (Séglas u. a.) genannt wird.

Schizophrenie. Gruhle, der die Möglichkeit einer schizophrenen Erkrankung nicht grundsätzlich bestreitet, glaubt persönlich nicht recht daran, da nach seiner Meinung eine im 48. Lebensjahr ausbrechende Prozeßpsychose das Verhältnis Swedenborgs zur Realität in ganz anderer Weise hätte beeinträchtigen müssen, als dies tatsächlich, im Verlaufe von 36 Jahren, der Fall war. Auch Gruhle hält die echten Sinnestäuschungen bei Swedenborg für selten. Die Londoner Vision weise allerdings solche auf: nicht so gewiß die Erscheinung des Herrn als das Gewürm, der Dunst usw. „Aber die Verdunkelung und Erhellung, die dabei statthat, die Bewegung der sich krümmenden Tiere u. dgl. macht eher einen deliriösen Eindruck (toxischer, gastrischer Herkunft?). Selbst bei der Formung dieses sicher abnormen Erlebnisses ist, wie schon oben erwähnt, des vorstellungsmäßigen Einschlags: der Parallele zu der Erscheinung Petri[86] zu gedenken" (S. 316, 317).

Lamm will in Übereinstimmung mit Herrlin die tiefe Wirkung der Vision auf Swedenborg dadurch erklären, daß es seine erste echte Halluzination gewesen sei. Dieser betont (in Robsahms Fassung), er sei ganz bei Sinnen und vollem Bewußtsein gewesen, indes er im Drömmar sagt, er empfange seine Offenbarungen zumeist in einem Zustande zwischen Traum und Wachen. Die Sinnestäuschungen sind hier auf den Gesichts-[87] und Gehörsinn lokalisiert. Für den objektiven Eindruck, den der Halluzinant hatte, ist nachstehende Mitteilung kennzeichnend. Dr. Beyer fragte Swedenborg, ob nicht der starke Schein seinen Augen weh getan habe, was er verneinte (Brief an C. F. Nordenskjöld). Dies setzt wohl voraus, daß Swedenborg es ihm auf die gleiche Weise geschildert hat. (Auch auf die Dauer des Gesichtes, die Swedenborg angibt, sei verwiesen.) Noch bemerkenswerter dünkt es Lamm, daß Swedenborg die Erscheinungen in die wirkliche räumliche Umgebung projiziert: die Reptilien kriechen auf dem Fußboden herum, die Menschengestalt zeigt sich in einem Winkel des Zimmers. Zu diesen typischen Merkmalen einer echten psychosensoriellen Halluzination kommt weiter die Angabe, daß Swedenborg in Schrecken gesetzt wurde. Lamm meint,

86) M. Matter (a. a. O. p. 65) hebt die Ähnlichkeit der Tiervision im Londoner Speisehaus mit der Erscheinung des Petrus hervor (Apostelgeschichte 10, 9 ff. und 11, 5 ff.). „Stieg Petrus hinauf, auf den Söller zu beten, um die sechste Stunde. Und als er hungrig ward, wollte er anbeißen. Da sie ihm aber zubereiteten, ward er entzückt, und sahe den Himmel aufgetan und herniederfahren zu ihm ein Gefäß, wie ein großes leinenes Tuch, an vier Zipfeln gebunden, und ward niedergelassen auf die Erde. Darinnen waren allerlei vierfüßige Tiere der Erde und wilde Tiere und Gewürm und Vögel des Himmels. Und geschah eine Stimme zu ihm: Stehe auf, Petre, schlachte und iß. Petrus aber sprach usw." Ich lege dieser Analogie kein großes Gewicht bei.

87) Gruhle hält komplizierte plastische echte Täuschungen des Gesichtssinnes bei Schizophrenen für recht selten. Ballet vermißt wieder in der Regel Gehörshalluzinationen bei den *„délirants mystiques"*.

daß dieses Schreckmoment für die wirkliche Halluzination symptomatisch ist, besonders wenn das Subjekt sie zum erstenmal erfährt. Der Charakter objektiver Realität der Vision erkläre gerade Swedenborgs Überzeugung, nunmehr endgültige Gewißheit über seine Berufung und Verbindung mit der Geisterwelt erlangt zu haben. Auch die von dem Manne ausgesprochenen Worte „Iß nicht so viel", über die sich die Psychiater lustig gemacht hätten, besäßen im Zusammenhang mit der folgenden nächtlichen Erscheinung einen guten Sinn als Aufforderung zur Askese, die nach der Ansicht der meisten Visionäre eine unentbehrliche Voraussetzung des Umganges mit dem Jenseits[88] sei. Verschiedene Stellen im Traumtagebuch legen ja Zeugnis ab von dem Kampf, den Swedenborg mit dieser „Fleischeslust" zu bestehen hatte. In seinen späteren Jahren beobachtete er dann, wie wir bereits gehört haben, eine frugale, vegetarische Diät[89].

Wir haben gehört, daß Swedenborg das Gesicht gegen Ende seiner Mahlzeit erlebt, der er mit großem Appetit zugesprochen hat. Wir erinnern uns ferner, daß Swedenborg seine Eßlust als besonders sündhaft und seiner geistigen Entwicklung hinderlich empfand. Es liegt nahe anzunehmen, daß diese

88) Der schwedische Geistliche Arwed Ferelius berichtet (bei J. F. Tafel, 3. Abt., S. 49), Swedenborg habe ihm auf die Frage, warum niemand außer ihm solche Offenbarungen und Umgang mit Geistern habe, geantwortet, daß ein jeder sie gegenwärtig eben so gut haben könnte als im alten Testament, daß aber die Menschen jetzt so sinnlich seien, dies sei das wahre Hindernis.

89) Schließlich sei die Auffassung eines französischen Swedenborg-Forschers, Henry de Geymuller (Swedenborg et les Phénomènes Psychiques, Paris 1934, p. 296 f.), wiedergegeben, der in den Tiergestalten Materialisationen des physikalischen Mediums Swedenborg erblicken will. Er unterstreicht die Stelle aus den „Adversaria", wo es heißt: „Durch meine Poren ging es wie ein Rauch hinaus, aber auf dem Fußboden sah ich kriechende Schlangen in großer Anzahl." Der Physiologe Charles Richet habe ähnliche „ektoplastische" Bildungen (Schnecken) in einer Materialisationssitzung wahrgenommen. Was den von Swedenborg erwähnten Knall anbelangt, so seien derartige Phänomene auch bei den bekannten Medien Mrs. Piper und Eusapia Paladino festgestellt worden. Auch Descartes hörte in einer seiner Ekstasen plötzlich einen Knall und sah Funken durch das ganze Zimmer sprühen (wie bei Swedenborg und Eusapia Paladino). Man vergleiche damit die Szene aus Faust I. (Studierzimmer), in der sich Mephistopheles aus einem Pudel in einen fahrenden Scholasten verwandelt. Selbst die Tatsächlichkeit von Materialisationsvorgängen zugegeben, muß es als auffällig bezeichnet werden, daß die Phänomene nach Swedenborgs eigenen Worten bei vollem Bewußtsein auftraten und sich, soweit wir unterrichtet sind, bei ihm sonst niemals ereigneten. Allerdings werden aus späterer Zeit Fälle von Hellsehen oder zumindest Telepathie (Swedenborgs bekannte Vision des Brandes in Stockholm) berichtet, die viel dazu beigetragen haben, Swedenborg berühmt zu machen. An Medien wurde im allgemeinen beobachtet, daß die parapsychische Fähigkeit die paraphysische weitgehend einschränkt und umgekehrt. Doch ist hier nicht der Ort, darüber ausführlicher zu reden. Da die Hypothese der Ideoplastie, die für die Erklärung der Entstehung des Materialisationsproduktes aufgestellt wurde, den unbewußten Vorstellungen des Mediums eine bestimmte Rolle zuweist und wir den unbewußten Sinn der Tierszene zu verstehen bemüht sind, besteht kein Anlaß, die schwierige Entscheidung zu treffen, ob hier eine Materialisation oder bloße Halluzination vorliegt.

Eßlust bei ihm eine unbewußte Verstärkung aus oral-sadistischen, kannibalischen Antrieben[90] erhalten hat, die die eigentliche Ursache seines Schuldgefühls waren. Wenn ihm nun der Mann plötzlich „Iß nicht so viel" zuruft (wir sind derartigen Stimmen auch schon bei Besprechung der Träume Swedenborgs begegnet), so dürfen wir in diesen Worten, die ihn in Schrecken versetzen, ein väterliches Verbot, einen väterlichen Verweis vermuten. „Ein so unerwarteter Schrecken beschleunigte meine Heimkehr", fährt der Erzähler dann später fort. Die Betonung des Schreckmomentes durch Swedenborg erheischt unsere Aufmerksamkeit und verhilft uns vielleicht zum tieferen Verständnis der Szene. Th. Reik[91] hat die Meinung geäußert, daß das Spezifische des Schreckens im Eindruck des plötzlichen Aktuellwerdens einer alten unbewußten Angst zu suchen sei (S. 21). In unserem Falle scheint der Zuruf „Iß nicht so viel" seine traumatische Wirkung der unausgesprochenen Drohung zu verdanken: „Sei nicht oral aggressiv gegen mich, sonst fresse ich dich." Diese Angst vor dem Gefressenwerden durch den Vater würde bei Swedenborgs feminin-masochistischer Einstellung nur den regressiv erniedrigten Ausdruck für seinen Wunsch darstellen, vom Vater wie ein Weib gebraucht zu werden, einen Wunsch, gegen den seine narzißtische Männlichkeit Einspruch erhob[92]. Die Halluzination ist ja in topischer und zeitlicher Beziehung als eine Regression zu betrachten. Dieses Stadium entspricht dem Narzißmus; der Rückschritt von der sublimierten Homosexualität bis zum Narzißmus gibt nach Freud (Analyse der Schreberschen Selbstbiographie) den Betrag der für die Paranoia charakteristischen Regression an.

Was bedeuten in diesem Zusammenhange die scheußlichen kriechenden Tiere, als da sind Schlangen, Kröten, die Swedenborg auf dem Fußboden herumwimmeln sieht? Diese Tiere sind unzweideutige Genitalsymbole, teils männlicher, teils weiblicher Art. Das massenhafte Auftreten ist eher für das Alkoholdelir typisch; vielleicht bezeichnet im vorliegenden Fall die Menge gerade das Gegenteil, ebenso wie wir bei Swedenborg nicht selten einem Traum begegnet sind, wo er unter viele Menschen geht, sich in eine Versammlung drängt, was auf ein Geheimnis, eine geheime Unterhaltung hinweist. Die Vision würde also eine symbolische Reproduktion der Ur-

90) Daß Swedenborg im Traum wiederholt gebissen wird, bestätigt diese „Auffassung (Vergeltungsangst).

91) Th. Reik: Der Schrecken und andere psychoanalytische Studien. Int. Psa. Verl., Wien 1929.

92) Vgl. damit die Entwicklung des Wolfmannes bei Freud: Aus der Geschichte einer infantilen Neurose (Ges. Schr., Bd. VIII). Ich erinnere auch an das über Swedenborgs Angst vor der Vagina dentata Gesagte (S. 307).

szene[93] darstellen; die Schaulust, die den Genitalien der Eltern bei der Koitusbeobachtung galt und durch dieses Erlebnis eine Verstärkung erfahren haben dürfte, wäre als ein Faktor anzusprechen, der das Auftreten von Halluzinationen begünstigte und Swedenborgs Wendung zur Mystik und Theosophie überhaupt entscheidend bestimmte. Die durch den Anblick der Urszene hervorgerufene Sexualerregung wird sich in oral-sadistischen Impulsen geäußert haben, die gegen den Vater und sein Membrum gerichtet waren. Hier setzt dann jene Entwicklung ein, die unter dem Eindruck der seitens des Vaters drohenden Gefahr teilweise von der Aktivität zur Passivität, vom Sadismus zum Masochismus führt. Die knallenden Geräusche und das Feuer, die in Swedenborgs eigenen Darstellungen beschrieben werden, deuten hingegen auf die nächsthöhere anal-sadistische Stufe hin. Die Würmer (hier gleichsam Kotpenisse) werden ausgestoßen, verbrannt, zerspringen. Feuer oder Hitze besitzt nach J o n e s (a. o. O. S. 166 f.) eine primäre symbolische Beziehung nicht zur Genitalsexualität, sondern zum Flatus und zu den Exkrementen. Die anale Charakteristik der Tierszene erklärt sich aus der wichtigen (reaktiven) Rolle, die der Analerotik bei Swedenborg im Hinblick auf seinen Kastrationskomplex und Eßtrieb[94] zukommt (siehe auch S. 320f).

Die masochistische Einstellung zum Vater erscheint dann in der folgenden Nacht religiös sublimiert[95]. Der Mann der ersten Vision offenbart sich als Gott, der Herr, der „in Purpur und majestätischem Schein" in der Nähe des Bettes Swedenborgs sitzt, während er dem Assessor seine Aufträge gibt[96]. Er hat ihn auserwählt, sein Diktat über den inneren Sinn des Bibelwortes aufzunehmen, das Swedenborg als „Medium" den Menschen vermitteln soll, und er öffnet seinem geistigen Blick von Stund an alle Reiche der übersinnlichen Welt[97]. Durch diese Einstrahlung der Gnade Gottes ist Swedenborg

93) Vgl. auch die Träume auf S. 310, die von mir mit der Urszene in Verbindung gebracht werden.

94) Eine Stelle bei Swedenborg lautet: „Wer sein Leben in Vergnügungen verpraßt, Bauch und Gaumen gefrönt und darin das höchste Lebensgut erblickt hat, weidet sich nach dem Tode an Exkrementen und Kloaken; denn solche Vergnügungen sind geistiger Schmutz" (Emanuel Swedenborg: Himmel, Hölle, Geisterwelt. Eine Auswahl aus dem lateinischen Text in deutscher Nachdichtung von Walter H a s e n c l e v e r. Berlin 1925, S. 48 f.)

95) Tiefenpsychologisch bilden Tag- und Nacht-Gesicht eine Einheit, mag auch der unmittelbare zeitliche Zusammenhang in Wirklichkeit fehlen oder die zweite Vision erst viel später dazuphantasiert worden sein.

96) Brief von B e y e r an N o r d e n s k j ö l d. — Gott erscheint hier deutlich als Projektion der Vaterimago.

97) Der Wahn, mit Gott und der Geisterwelt ständig in Verbindung zu stehen, könnte als eine in die Außenwelt projizierte Darstellung der dauernden Wiederbesetzung infantiler Objekte (vor allem des verstorbenen Vaters) gedeutet werden. Schon die Träume, in denen der Vater Swedenborgs erscheint, weisen auf diese Aktualisierung hin.

zum „inneren" Menschen geworden, nur noch „ein Instrument, auf dem Gott nach seinem Wohlgefallen spielt" (Lamm, S. 181). Alle diese Ausdrücke weisen übereinstimmend auf die passive Selbstaufgabe[98] zugunsten Gottvaters hin. Die verdrängte homosexuelle Triebkomponente, die in Swedenborgs Traumtagebuch so beängstigend spukt, ist nunmehr zum Teil befreit und der Sublimierung zugeführt worden. Sie leiht ihre Kraft der künftigen Lebensaufgabe Swedenborgs, die ihm geoffenbarten religiösen Wahrheiten dem Menschengeschlecht zu verkünden. Diese praktische, expansive Seite, die schon in der naturwissenschaftlichen Periode bei Swedenborg stark betont war, tritt nunmehr wieder in den Vordergrund als paradoxe Ergänzung zu der völlig passiven Unterwerfung unter den göttlichen Willen. Es scheint sich hier um eine auch bei vielen anderen Mystikern zu beobachtende, typische Entwicklung zu handeln, wie J. H. Leuba[99] dargetan hat. Lamm (S. 181) bringt einen Auszug aus der psychologischen Erklärung Leubas; ich führe einige bezeichnende Sätze an: „In der Gewißheit, nicht länger irre zu gehen, wird seine (sc. des Mystikers) Persönlichkeit aufs neue aktiv und zielbewußt. Die Zurückgezogenheit hört auf, und er tritt als Reformator und religiöser Organisator mit vollen Kräften ins soziale Leben ein. Der geistige Prozeß, den er durchmacht, hat die selbstischen Triebe bei ihm getötet und ihm anstatt dessen altruistische Neigungen geschenkt." Diese Bemerkungen können im großen und ganzen auch auf Swedenborg angewandt werden, und es ist kennzeichnend, daß er den eigenen Bekehrungsvorgang der Entichung[100], des Willenloswerdens, den er als einzigartige, nur ihm verliehene Begnadung empfindet, den anderen nicht als Erlösungsweg empfiehlt, vielmehr sie lehrt, persönlich-bewußte Willensarbeit in der Angleichung des Ich an das moralische Ideal zu leisten, um so der geistlichen Wiedergeburt teilhaftig zu werden. Diese schon in jungen Jahren betonte aktivistische Strebung[101] macht sich sogar während der quietistischen Seelenkrise bemerkbar. „So ist ein Glaube ohne gute Werke kein rechter Glaube", schreibt Swedenborg völlig unlutherisch in sein Traumtagebuch (21./22. April). Und nach der Christusvision zu Ostern 1744 gibt er den Worten des Herrn „Nun dann tue also!" die nämliche aktivistische Deutung im Hinblick auf den Charakter der Liebe. „Liebe mich wirklich! oder: Tue, was du versprochen

98) Auch Schreber (Denkwürdigkeiten, S. 141) betrachtet „eine absolute Passivität gleichsam als eine religiöse Verpflichtung."

99) J. H. Leuba: Die Psychologie der religiösen Mystik. Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens, Heft 128—130. München 1927.

100) Die Entmannung wird auch als Verlust des Ich empfunden.

101) Das war auch des alten Jesper Swedbergs theologische Auffassung. „Tun, tun, tun, sagte unser aller Heiland" (Lamm, S. 9).

hast!“[102]

Mit dem großen Londoner Erlebnis sind alle zwangsneurotischen Zweifel und Selbstquälereien geschwunden, und der felsenfeste Glaube an die eigenen Dogmen (Lamm spricht von „Köhlerglauben“) hat über die kritisch forschende Auflehnung den Sieg davongetragen: es beginnt die letzte, die theosophische Periode seines Lebens. Er wirkt nunmehr durchaus selbstbewußt und ausgeglichen[103] im Gegensatze zur früheren Zerfallenheit. Zwar hat er auch weiterhin Anfechtungen durch die bösen Geister[104] zu erleiden, aber er sieht darin nur Prüfungen Gottes, der sie nicht weiter kommen läßt, als sein erwähltes Werkzeug sie zu tragen vermag. Die vielen Offenbarungen und Visionen, die Swedenborg in den folgenden Jahren hat, unterscheiden sich durchaus von den Inhalten des Traumtagebuches. Hier spürt man bewegt und manchmal auch erschüttert schwerste Seelenkämpfe, Aufschwung und Sturz, mystische Verzückung und letzte Verlassenheit, aber auch das Zwingende des echten Gesichts, während die Schilderungen in den theosophischen Schriften, etwa in den „Arcana Coelestia“ und in „De Coelo et de Inferno“, das Gepräge der sinnlichen Anschauung vermissen lassen, den Eindruck des

102) Swedenborg hat selber die Gefahren ermessen, die dem in religiöse Grübeleien vertieften Menschen drohen, und auch deswegen den anderen den Weg des Handelns gewiesen. In einer Unterredung mit ihm fragte Robsahm einmal, ob es möglich sei, daß jemand zu derselben geistigen Stufe gelange, auf der er sich befinde. Er erwiderte: „Nehmen Sie sich in acht davor; dies ist ein Weg, der gerade zum Irrenhause führt; denn der Mensch weiß in solchem Zustande, wenn er über geistige und geheimnisvolle Dinge grübelt, sich nicht zu behüten vor den Betrügereien der Hölle usw.“

103) Vgl. hiemit nachstehende Stellen bei Schreber (Denkwürdigkeiten, S. 140 f.): „... die Sicherheit meiner Gotteserkenntnis und die unmittelbare Gewißheit, daß ich es mit Gott und göttlichen Wundern zu tun habe, steht turmhoch über aller menschlichen Wissenschaft... Es ist ja auch nicht mein Verdienst, daß infolge einer wunderbaren Verkettung von Umständen die Einsicht in das wahre Wesen göttlicher Dinge mir in ungleich höherem Maße aufgegangen ist als irgend je einem Menschen zuvor... Darauf beruht die gleichmäßige Heiterkeit meiner Stimmung... Daraus entspringt das ruhige Wohlwollen... Daraus erklärt sich auch der unvergleichlich hohe Wert, den ich auf Bekanntgabe meiner Denkwürdigkeiten lege.“

104) Robsahm teilt in seinen Memoiren (a. a. O. S. 15) folgende Geschichte mit: „Er war nie krank, außer wenn die Anfechtungen über ihn kamen. Ich kam einmal zu ihm, da er in diesem Zustande war und sehr über heftige Zahnschmerzen klagte, die schon mehrere Tage gedauert hatten. Ich nannte ihm ein allgemeines Mittel gegen dieses Übel. Allein er wollte es nicht brauchen, sondern erwiderte, sein Schmerz rühre nicht vom Zahnnerv her, sondern vom Einflusse der Hölle und der Heuchler, die ihn anföchten und durch Entsprechungen (per correspondentias) diese Plage verursachten, von der er jedoch sagte, er wisse, daß sie bald aufhören werde.“ Der paranoide Charakter dieser Deutung ist nicht zu verkennen. Auch Schreber spricht an einer Stelle (Denkwürdigkeiten, S. 336) von Zahnschmerzen, die an ihm „gewundert werden“.

Swedenborg wußte in seinen späteren Lebensjahren Besuchern zu erzählen, daß ihm in seinem Munde eine neue Zahnreihe für die verlorene zu wachsen begänne.

dichterisch Erfundenen oder Übernommenen machen.

Bevor ich auf Grund des vorliegenden Materials zu der Frage der Geistesgestörtheit Swedenborgs endgültig Stellung nehme, möchte ich noch kurz die zeitgenössischen Quellen anführen, in denen sich ein Hinweis auf seine angebliche Verrücktheit findet. Bei J. F. Tafel (Sammlung von Urkunden usw.) habe ich drei bezügliche Stellen ermittelt (Bericht des Akademikers Pernety, John Wesleys Zeugnis und Robsahms Memoiren). Lamm (S. 229) zitiert noch zwei ungünstige zeitgenössische Urteile über Swedenborg (Lidén in einer Aufzeichnung über seine Begegnung mit ihm in London 1769 und Carl Gustav Tessin), die gleichfalls dartun, daß dieser auf eine ganze Anzahl Zeitgenossen einen „verrückten" Eindruck gemacht haben muß, und zwar sicherlich nicht nur deswegen, weil seine Lehren der Staatskirche widersprachen. Die anders lautenden Zeugnisse, die die ruhige, kluge Art seiner Gespräche über mannigfache Gegenstände rühmen, entkräften diese Meinung nicht, da der mehrere Dezennien in Swedenborgs Leben andauernde Prozeß[105], den man als Dementia paranoides (aus paranoiden und schizophrenen Erscheinungen zusammengesetztes Krankheitsbild) bezeichnen kann, im wesentlichen nur durch eine „partielle Verrücktheit", eben durch die Ausbildung eines religiösen Wahnsystems gekennzeichnet war und im übrigen Swedenborgs geistige Fähigkeiten, seine Besonnenheit und Orientierung, sein Gedächtnis und logisches Denken unversehrt ließ, soweit nicht eine stärkere Beeinflussung anderer Vorstellungskomplexe durch die Wahnbildungen stattgefunden hatte. Ein solcher Kranker, insbesondere aber ein reiner Paranoiker, wird in vielen Situationen auf einen Laien, möglicherweise sogar auch auf einen Psychiater, einen durchaus normalen Eindruck machen[106]; sobald sich ein Stück seiner phantastischen, wahnhaften Anschauungen in Wort oder Tat, jedoch nicht über ein gewisses Maß hinaus verrät, wird der Kranke dann zumeist nur als ein Sonderling oder Original bezeichnet werden und auch weiterhin unangefochten in seiner bürgerlichen Existenz verbleiben, ohne vielleicht je in das Bereich ärztlicher Untersuchung zu treten. Wenn Lamm, der gegen die Psychiater polemisiert, auf S. 230 schreibt: „Er scheint ihnen (den Zeitgenossen) ein großes Original zu sein, etwas kindlich und naiv, besonders in seinen letzten Jahren, aber keineswegs verrückt bis auf seine religiösen Ideen", so bestätigt er durch seine Bemerkungen nur den oben dargelegten mehr oder weniger monosymptomatischen Charakter der Psychose, an der Swedenborg litt. Auch der Einwand eines Psychiaters

105) Die Psychose setzte wohl schon 1736 (*deliquium* in Amsterdam) schleichend ein, steigerte sich 1743 zur akuten Phase, die bis 1745 dauerte und dann zum Endzustand abklang.

106) Man bedenke auch im Falle Swedenborgs den Stand der Psychiatrie und die Verbreitung psychiatrischer Kenntnisse unter den Gebildeten im achtzehnten Jahrhundert!

wie G r u h l e (a. a. O. S. 318 f.) erscheint nicht recht stichhaltig, es wäre dies eine recht eigenartige Prozeßpsychose, die im 48. Lebensjahr ausbricht und keineswegs, obwohl Swedenborg noch bis zum 84. Jahre lebt, die Persönlichkeit vernichtet; denn er setze vielfach die wissenschaftlichen Arbeiten seiner Jugendjahre fort, seine Reisen reichten bis dicht an seinen Tod, seine Betriebsamkeit, in den Städten des Kontinents seine Werke drucken zu lassen, erlösche erst mit seiner letzten Krankheit usw. Swedenborgs Prozeß ist ja nicht der einzige, der von den klinisch bekannten Schizophrenieformen stark abweicht, indem er trotz tiefer Spaltungen keinen schweren Zerfall, keine Demenz zeigt. Ich erinnere bloß an S t r i n d b e r g[107].

Ich nenne noch einige Krankheitszeichen bei Swedenborg: Böse Geister verfolgen und quälen ihn, suchen ihn zum Stehlen anzureizen. Man hört Swedenborg des Nachts und später auch bei Tag in seinem Zimmer laut sprechen und gegen die bösen Geister eifern. Er kämpft mit weiblichen und männlichen (!) Sirenen und glaubt, im Schlafe vom Satan ehebrecherische Eingebungen zu empfangen. Die Geister machen, daß Zucker wie Salz schmeckt, geben der Nahrung einen Geruch von Exkrement und Urin (siehe auch S. 320, Anm. 60). Swedenborg spürt die Geister an gewissen Körperstellen; er kann ihre „lautlose“ Gedankenrede dadurch verstehen, daß sie Veränderungen in seiner Mundstellung bewirken (vgl. L a m m, S. 255).

Swedenborgs Psychose (der Name macht schließlich nicht viel aus[108]) widerspricht nicht seiner Persönlichkeitsentwicklung,[109] sondern erscheint nur als Fortsetzung und Ausbau von Neigungen und Anomalien seiner Jugendjahre. Daher ist die Ableitung der Inhalte aus der Persönlichkeit oder aber auch aus der Zeit[110] kein Argument gegen die Diagnose.

107) Siehe auch die psychopathologische Analyse von A. S t o r c h: Strindberg im Lichte seiner Selbstbiographie. Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens, Heft 111. Wiesbaden 1921. — L a n g e - E i c h b a u m (Genie, Irrsinn und Ruhm. München 1928, S. 427 f.) meint, daß bei beiden die zyklothymen Komponenten der Konstitution, namentlich manische Züge, den Zerfall hintanhielten; daher wäre die Psychose, wenn auch wahrscheinlich zum Formkreis der Schizophrenie gehörig, als Paraphrenie und nicht als echte Schizophrenie zu bezeichnen. Für die Wirkung und den Dauerruhm beider Persönlichkeiten sei die Mischung aus Resten hoher gesunder Begabung und echt psychotischen Symptomen wichtig.

Gegen die Hilfsidee der „Legierung“ mit zykloiden Konstitutionsfaktoren spricht sich J. B e r z e in seiner Abhandlung „Vom Schizoid“ aus (Ztschr. f. d. ges. Neur. u. Psych., 153. Bd., 4. u. 5. H., 1935, S. 610).

108) So bezeichnet der französische Psychiater B a l l e t Swedenborgs Geistesstörung als *théomanie raisonnante*, eine Unterart der *folie raisonnante*, die zu den Formen von paranoischer Erkrankung gehöre.

109) Es wird hier nicht die von J a s p e r s vorgeschlagene Gegenüberstellung von Prozeßpsychosen und Persönlichkeitsentwicklung diskutiert.

110) Ein Verkehr mit Geistern etwa sei im achtzehnten Jahrhundert als durchaus möglich, nicht als ein Wahn betrachtet worden. Dieser Auffassung widersprechen die

Forscher wie Lamm haben sich damit begnügt, nur die akute Phase während Swedenborgs seelischer Krise (1743 — 1745) dem Geltungsbereich der Psychiatrie, freilich auch mit Vorbehalt, zu überantworten; im späteren Teil seines Lebens, nach den Erschütterungen und Ekstasen, sei er wahrscheinlich normal[111] gewesen. So meint auch Gruhle, daß man Swedenborgs Persönlichkeit sehr weitgehend verstehen könne; er sei eben nur ein psychopathischer Charakter. Mattiesen bemerkt dagegen („Der jenseitige Mensch", S. 126): „Swedenborg gilt sicherlich vielen als religiöses Genie von selbständigstem Wert. Und doch hat Swedenborg Zeiten unzweifelhaften ‚Irreseins' gehabt."

Kehren wir nunmehr zu dem Ausgangspunkt unserer Arbeit und zu dem eigentlichen Gegenstand unserer Untersuchung zurück. Die von Hitschmann ausgesprochene Hoffnung, daß das von ihm flüchtig gezeichnete pathologische Bild „später einmal durch ausführlichere zur Verfügung kommende Daten ergänzt werden kann", meinen wir durch das vorgelegte Material vollauf erfüllt zu haben. Es war das Traumtagebuch, das uns die Entwicklung des paranoiden Wahnes Swedenborgs infolge eines Durchbruches seiner Homosexualität (passiv-feminine Wunschphantasie) verstehen ließ[112]. Parallelstellen aus der Krankengeschichte Schrebers bestätigten die Diagnose des vorliegenden Falles, während wiederum dieser einen neuen Beweis für die Rich-

---

Zeugnisse aufgeklärter Zeitgenossen. Auch war die Art des Geisterverkehrs Swedenborgs vollkommen singulär.

111) Zwar fügt Lamm vorsichtigerweise hinzu (S. 230): „Ich habe hiermit keineswegs die Möglichkeit abstreiten wollen, daß Swedenborg in dieser Zeit an einer Art Geisteskrankheit gelitten habe. Aber die Zeugnisse der Zeitgenossen lassen sich nicht als Beweis hierfür anführen."

112) Man vergleiche damit, wie Strindberg in den „Legenden", die ein einziges Bekenntnis zu Swedenborg sind, die im „Traumtagebuch" geschilderten Zustände religiös deutet (S. 308):

„Die Leiden, die uns auferlegt werden, haben die Besserung des Ichs zum Zweck.

Die Verfahren, welche die Vorbereitung zu einem geistlichen Leben bilden, beginnen mit Verwüstung (*vastatio*) und bestehen in Brustbeklemmungen, Atemnot, Erstickungssymptomen, Herzstörungen, Angstanfällen, Schlaflosigkeit, Alpdrücken. Diese Prozedur, der Swedenborg in den Jahren 1744 und 1745 ausgesetzt war, wird in den ‚Träumen' geschildert.

Und die Diagnose dieses Krankheitszustandes entspricht in jedem Punkt den jetzt üblichen Affektionen, so daß ich nicht vor dem Schlußsatz zurückschrecke: wir befinden uns vor einer neuen Aera, in der ‚die Geister erwachen und es eine Lust ist zu leben'. Diese Angina pectoris (nervosa. A. W.), der Fall der Schlaflosigkeit, all die nächtlichen Schauder, die den Gemütern Schrecken einjagen und welche die Ärzte gern als Epidemien bezeichnen wollen, sind weiter nichts als die Arbeit des Unsichtbaren. Wie kann man das für eine epidemische Krankheit erklären wollen, daß gesunde Menschen systematisch von unvorhergesehenen, sonderbaren Begebenheiten, von Unruhe und Verdrießlichkeiten verfolgt werden? Eine Epidemie zusammentreffender Umstände? Das ist ja ein Unsinn!" (Ähnlich, aber kürzer auf S. 249).

tigkeit der Theorie Freuds über die Bedeutung des homosexuellen Wunsches für die Erkrankung an Paranoia (paranoider Demenz)[113] erbrachte.

Auch Äußerungen zwangsneurotischen Charakters[114] (erwachsen aus der beiden Affektionen gemeinsamen analsadistischen Grundlage) begegneten uns nicht selten im Tagebuch; sie künden von dem durch den Vorstoß der weiblichen Phantasie hervorgerufenen inneren Konflikt, der erst beigelegt erscheint, sobald sie von der Persönlichkeit voll akzeptiert wird. Dies wird, wie R. Wälder[115] dargelegt hat, durch eine innere Umschichtung im Ichideal ermöglicht, indem das Verbot der Homosexualität einer narzißtischen Kompensationsbildung auf der höheren Ebene der religiösen Sublimierung weicht: die nunmehr als passive Selbstaufgabe zugunsten Gott-Vaters wiederkehrende feminine Einstellung ist ein Gebot geworden, da Gott in seiner Gnade das betreffende Individuum als einziges zu seinem Werkzeug für eine bestimmte Aufgabe auserwählt hat. Erst die Londoner Vision vom April 1745 (der halluzinatorische Mechanismus spricht gegen eine reine Paranoia) zeigt die endgültige Überwindung des seelischen Konfliktes und damit die volle Ausbildung des religiösen Wahnes an.

Der besondere Wert des Traumtagebuches für die psychoanalytische Forschung scheint mir endlich darin zu liegen, daß hier, in den Trauminhalten und dazwischen liegenden Wacherlebnissen, ein Nebeneinander von religiös-mystischer Entwicklung und unbewußten Triebvorgängen in einzigartiger Weise für uns sichtbar wird, so daß es selbst für den Gegner der Tiefenpsychologie schwer sein dürfte, einen kausalen Zusammenhang zu verneinen, wengleich wir sicherlich nicht übersehen wollen, daß die Verarbeitung des Triebkonfliktes durch das besondere Ich Swedenborgs, einer geistig und sittlich hochbegabten Persönlichkeit mit reichen religiösen Kindheitseindrücken, hinzutreten mußte, um aus den Aufzeichnungen eben nicht Bekenntnisse eines beliebigen passiven Homoerotikers[116], sondern „eines der bedeutungsvollsten Zeugnisse über das Wesen religiöser Mystik überhaupt" (Ilse Meyer-Lüne) werden zu lassen.

113) Siehe auch die von Freud unabhängigen „Psychologischen Untersuchungen an Dementia praecox-Kranken" von A. Maeder (Jahrb. f. psychoanalyt. u. psychopath. Forsch., II. Bd., 1. Hälfte, Leipzig u. Wien 1910) und die Arbeit von S. Ferenczi: Über die Rolle der Homosexualität in der Pathogenese der Paranoia (Bausteine zur Psychoanalyse. I. Bd., Int. Psa. Verl., Wien 1927).

114) Schreber (Denkwürdigkeiten, S. 29) bekennt, der Kategorie der Zweifler solange angehört zu haben, bis er durch göttliche Offenbarungen eines Besseren belehrt worden sei.

115) Robert Wälder: Über schizophrenes und schöpferisches Denken. Int. Ztschr. f. Psa., Bd. XII, 1926.

116) Der Ausdruck stammt von F. Karsch-Haack (Das gleichgeschlechtliche Leben der Naturvölker. München 1911). Im Gegensatze zum biologischen Terminus „Sexualität" betont er die psychische Seite des Triebes.

Bemerkungen zur Bildnerei der Geisteskranken[1]

Von
Ernst Kris
Wien

I.

Vorbemerkung.

Die Bildnerei der Geisteskranken stellt ein Thema von außerordentlicher Weite dar; es reicht von der Psychopathologie bis zur Ästhetik, der es nach Meinung einiger angehört. Aus diesem weiten Gebiet sollen hier einige Ausschnitte herausgegriffen werden; angesichts der Vielgestalt der Probleme, die das Thema stellt, mögen sie willkürlich gewählt scheinen, doch bieten sie den Vorzug, daß sie mit Hilfe psychoanalytischer Erwägungen ein Stück weit aufklärbar sind. Auch innerhalb der im folgenden erörterten Fragen muß auf eine allseitige Betrachtung verzichtet werden. Es handelt sich um Probleme, zu deren Erörterung die Psychoanalyse beizutragen, von denen sie einen Aspekt zu erfassen vermag; für wie wichtig oder wie aufklärend man ihn ansieht, hängt von der grundsätzlichen Einstellung ab, die man dem Thema gegenüber für angemessen hält; von dem Ergebnis der folgenden Untersuchung allein — ihrem Gelingen oder Scheitern — sollte eine Entscheidung über die Wichtigkeit dieses Beitrages nicht abhängig gemacht werden; denn die Anwendung psychoanalytischer Gesichtspunkte, die hier versucht wird, geht nicht von der Absicht aus, systematisch darzustellen, was die Psychoanalyse zu den Fragen, die die Bildnerei der Geisteskranken nahelegt, beizutragen vermöchte, oder alle Fragen anzuschneiden, zu denen ein solcher Beitrag möglich wäre. Vielmehr muß ich mich zu einer willkürlichen Stellung des Themas bekennen: mir schwebte vor, an einer einseitigen Fragestellung zu entwickeln, was die ichpsychologische Richtung innerhalb der psychoanalytischen Auffassung, die in den letzten Jahren — seit Freuds „Hemmung, Symptom und Angst" — so wertvolle Ergänzungen zu unseren älteren Anschauungen gebracht hat, im besonderen zu berühren schien. Es ist mir bewußt, daß dieser Versuch noch nicht allen Fragen gegenüber mit gleicher Konsequenz durchführbar ist, bewußt, daß es sich um einen Versuch handelt; für die Bildnerei der Geisteskranken möchte er die Fruchtbarkeit psychoanalytischer Betrachtung, für die

1) Nach einem Vortrag („Die Bildnerei der Geisteskranken in psychoanalytischer Betrachtung") im Akademischen Verein für medizinische Psychologie in Wien am 28. Mai 1936. — Ich belasse der Darstellung ihre stückhafte Form, da ich hoffe, das Thema zu einem späteren Zeitpunkt in systematischem Zusammenhang nochmals zu behandeln.

Psychoanalyse das bildnerische Schaffen der Geisteskranken neuerlich als ein ergiebiges Beobachtungsgebiet nachweisen.

Danach wird es nicht wundernehmen, daß gerade die wichtigsten Fragen, die an die Bildnereien Geisteskranker geknüpft zu werden pflegen, außer Betracht bleiben. Ich erwähne einige von ihnen. Übergangen werden muß, was in irgendeinem Sinn an klinische Fragen rührt; mir fehlt die Kompetenz, sie zu erörtern. (Wo ich mich im folgenden auf Ergebnisse und Anschauungen klinisch-psychiatrischer Forschung beziehe, geschieht es gestützt auf möglichst unparteiische Eindrücke aus der weitschichtigen Literatur,[2] ohne an umstrittene Einzelfragen zu rühren.) Damit ist auch gesagt, daß jedes Eingehen auf eine Schilderung des Gesamtphänomens, das man unter „Bildnerei der Geisteskranken" versteht, hier unterbleibt. Es scheint mir — im Gegensatz zu manchen, die das Thema in letzter Zeit behandelt haben — als lasse sich die Schilderung der Erscheinungen nicht aus dem Rahmen der bekannten klinischen Bilder lösen, ja sie enger mit diesen zu verbinden, gleichsam in klinischer Einzelforschung zu verankern, müßte als Voraussetzung weiterer fruchtbarer Forschungsarbeit gelten; nur wer an ihr teilzunehmen vermag und nicht wie ich zu ihrem Nutznießer wird, erwirbt das Recht, das Ganze der Erscheinungen zu überblicken.

Neben den im engeren oder weiteren Sinne „klinischen" Fragen, dem gesicherten Fundament also, zu dessen Ausbau hier nichts beigetragen werden kann, soll außer Betracht bleiben, was sich als Turmarchitektur über dem Bauwerk zu erheben pflegt: Grundprobleme allgemeiner Art, die man angesichts der Bildnereien Geisteskranker zu erörtern gewohnt ist. Sie betreffen zweierlei Themen: das eine ist auf die Erforschung der allgemeinen Grundlagen des menschlichen Gestaltungsdranges gerichtet, das andere, entwicklungspsychologische, bezieht sich auf den Vergleich der Bildnerei der Geisteskranken mit der der Kinder oder der „Primitiven". Ein solcher Verzicht bedarf keiner ausdrücklichen Rechtfertigung. Und doch möchte ich an späterer Stelle noch hervorheben, was mich zur Zurückhaltung mahnt: Einsichten, die sich zu ergeben scheinen, wenn man versucht, einzelne Erscheinungen aus dem bildnerischen Schaffen der Geisteskranken mit den strukturellen und dynamischen Einsichten zu verbinden, die wir in der Psychoanalyse erwerben und nutzen.

Das Material, auf dem die folgende Untersuchung ruht, ist zum kleineren

---

2) Zitiert wurden nur solche Arbeiten, denen Material entnommen oder auf deren Fragestellung im besonderen Bezug genommen wurde. Das ergibt eine etwas willkürlich anmutende Auswahl, in der — ohne die Erwähnung an dieser Stelle — auch ein Buch fehlen würde, wie das Morgenthalers (Ein Geisteskranker als Künstler. Arbeiten zur angewandten Psychologie, I, Bern, 1921), dem ich viel verdanke.

Teil der kunstwissenschaftlichen, zum größeren Teil der klinisch-psychiatrischen Literatur entnommen. Sie ist weit verstreut und meines Wissens nie systematisch zusammengefaßt worden; in Frankreich in der Mitte des 19. Jahrhunderts einsetzend, gewinnt die Frage nach den Bildwerken Geisteskranker durch Lombrosos Auftreten allgemeine Beachtung; in der Problemstellung spiegeln sich deutlich die wechselnden Phasen psychiatrischer und psychologischer Grundeinstellungen; man kann eine Art Geistesgeschichte im kleinen aus diesem Ablauf herausschälen.[3]

Aus der jüngeren Literatur hebe ich zwei fruchtbare Richtungen hervor, die zwar wenig Fortsetzung fanden, aber des weiteren Ausbaues fähig scheinen: eine im wesentlichen auf diagnostische Fragen gerichtete Untersuchung von Mohr[4] und Arbeiten von Bertschinger[5], Pfister[6] und Rorschach[7], die sich um die inhaltliche Interpretation einzelner Bildwerke bemühen; diese letzteren Untersuchungen stehen auf dem Boden der Psychoanalyse; es liegt an unserer Fragestellung, daß wir die Gedankengänge, auf die sie hinführen, an dieser Stelle nicht wieder aufnehmen.

In neuerer Zeit hat die Forschung durch Prinzhorns 1922 erschienenes Buch „Die Bildnerei der Geisteskranken" entscheidende Anregungen erfahren. Der Titel dieser Arbeit ist dem Buche Prinzhorns mit Absicht nachgebildet, um die Dankesschuld an den Verfasser zu bekennen[8]; er hat als erster eine große und seither unentbehrliche Materialsammlung vorgelegt. Aber der Standpunkt Prinzhorns ist von dem unseren verschieden. Er steht auf dem Boden der Ausdruckslehre von Ludwig Klages; es ist ihm — nach seiner eigenen Angabe — „nicht um psychologische Erklärung sondern um Wesensschau" zu tun. Diese Einstellung zieht sich durch Prinzhorns ganze Darstellung und reicht — nach einer Stichprobe, die ich vor mehreren Jahren in einer flüchtigen Stunde in der Sammlung der Heidel-

3) Vgl. dazu H. Prinzhorn: Das bildnerische Schaffen der Geisteskranken, Ztschr. f. d. ges. Neurologie u. Psychiatrie, 52, 1919, mit guter Bibliographie.

4) Mohr: Über Zeichnungen geisteskranker Personen und ihre diagnostische Verwertbarkeit, Journal für Psychologie und Neurologie, 8, 1906.

5) Bertschinger: Illustrierte Halluzinationen, Jahrbuch f. psychoanalytische und psychopathologische Forschungen, 3.

6) Pfister: Die psychoanalytische Methode, Leipzig 1913. Ders.: Die Entstehung der künstlerischen Inspiration, Imago II (1913). Ders.: Der psychologische und biologische Untergrund des Expressionismus, Bern 1920.

7) H. Rorschach: Analyse einer schizophrenen Zeichnung. Zentralblatt für Psychoanalyse und Psychotherapie IV (1914), Analytische Bemerkungen über das Gemälde eines Schizophrenen, ibid. (III. 1913).

8) Wenn im folgenden Prinzhorn ohne nähere Angabe zitiert wird, handelt es sich stets um dieses Buch. Vgl. auch einen Nachtrag Prinzhorns mit zum Teil neuem Bildmaterial: Gibt es schizophrene Gestaltungsmerkmale in der Bildnerei der Geisteskranken? Zeitschr. f. d. ges. Neurologie und Psychiatrie, 78, 1922.

berger Klinik vornehmen durfte — bis in die Auswahl des Materials, das reproduziert wird: es dient zuweilen mehr einer bestimmten ästhetischen These — dem leidenschaftlichen Bemühen um eine Rechtfertigung „expressionistischer“ Kunst — als einem psychologischen Problem. Wir trennen uns von Prinzhorn schon in der Fragestellung. Um sie zu begründen, ist es unerläßlich, einige bekannte Tatsachen über das bildnerische Schaffen Geisteskranker ins Gedächtnis zu rufen.

II.

Das bildnerische Schaffen der Geisteskranken und die bildnerische Tätigkeit der Ungeübten.

Als Kern des Phänomens des bildnerischen Schaffens Geisteskranker darf es gelten, daß manche Geisteskranke an einer Stelle ihres psychotischen Prozesses zu Bildnern werden. Als besondere Bedingung tritt hinzu, daß die bildnerische Tätigkeit nicht nur gelegentlich geübt wird, sondern im Leben des Erkrankten einen erheblichen Raum einnimmt. Ein Drang zum Bildnern, der verschiedenartigste Gegenstände als Werkstoff oder Instrument zu nutzen weiß, tritt deutlich in Erscheinung. Jeder Fetzen Papier, die Wand und Bodenflächen selbst können als Zeichengrund, jede Art Stift als Zeichenmittel dienen; aus Brot wird geknetet, aus jeder Art Holz geschnitzt; ein Glasscherben kann dabei das Messer ersetzen.

Das Phänomen des geisteskranken Bildners ist statistisch selten. Nach optimistischer Schätzung sind weniger als 2 % der Anstaltsinsassen zu den Bildnern zu zählen. Sie zeigen untereinander wenig gemeinsame Züge. Nach Prinzhorns Angaben dürfte man sie höchstens in der Zugehörigkeit zu bestimmten Krankheitsformen suchen; 75 % der geisteskranken Bildner seien Schizophrene (wobei in der Mehrzahl der Fälle offenbar nicht die weiteren Bleulerschen, sondern engere Kriterien, etwa die der Kräpelinschen Dementia praecox den Diagnosen zugrunde zu liegen scheinen); 8% werden als manisch beschrieben; der Rest entfällt auf verschiedene klinische Bilder.

Auch die Stelle des Krankheitsprozesses, an der der bildnerische Drang auftritt, ist inkonstant. Ein Überwiegen zugunsten eines Auftretens im Initialstadium ist nicht nachzuweisen;[9] öfters bezeichnet die neue Betätigung eine Veränderung des im Ablauf begriffenen Prozesses; sie kann etwa einen der späteren Schübe einleiten.

Ein festes Verhältnis zwischen dem Auftreten des bildnerischen Drangs und anderen Merkmalen der Persönlichkeit besteht, soweit die Literatur dar-

9) Dies ergab sich aus einer rohen Statistik, die ich an Hand der veröffentlichten Krankengeschichten gelegentlich für mich angelegt habe.

über berichtet, nicht; er kann bei voller Intaktheit etwa der Sprache und Schrift auftreten oder bei weitgehender Störung des sprachlichen Ausdrucks. Meist ist die Bildnerei ein gleichwertiges oder leicht bevorzugtes Ausdrucksmittel neben Sprache und Schrift; öfters ist sie mit dieser verbunden.[10]

Ich breche diese etwas willkürliche Übersicht ab und hebe nur noch einen Tatbestand hervor, der für den folgenden Gedankengang von besonderer Wichtigkeit ist: eine feste Beziehung zu Kenntnissen und Fähigkeiten der vorpsychotischen Persönlichkeit ist nicht nachzuweisen. Im besonderen: der Übungsfaktor — daß also der geisteskranke Bildner sich schon vor der Erkrankung als Zeichner oder Plastiker in irgendeinem Sinne betätigt habe — ist nach den Anamnesen nicht als Voraussetzung des „Zum-Bildner-werdens" anzusehen. Damit ist noch nichts ausgesagt über einen „Begabungsfaktor"; er ist schwer einzuschätzen, psychologisch noch kaum abzuleiten, aber vor dem Phänomen läßt er sich nicht übersehen.

Wir fassen zusammen: als typischer Fall darf es gelten, daß der geisteskranke Bildner ungeübt ist.

Dieser Sachverhalt sei nun an einem klinischen Beispiel erläutert, dessen Wahl durch seinen deutlichen Verlauf empfohlen wird. Nach Villamil[11] wird in die Anstalt zu Conjo ein Bauer eingeliefert, der an einer akuten Alkoholvergiftung leidet; hinter diesem Bilde steht der ganze Symptomkomplex einer Manie, die sich nach der Einlieferung weiter entwickelt. Während der Dauer der Krankheit wird der Patient zum Schnitzer. Die eigenartigen Gebilde, die er schafft, regen zu mannigfachen Überlegungen an. Hier ist nur ein Zug bedeutsam: Die fortschreitende Besserung drückt sich darin aus, daß der Patient zuerst statt symbolischer Gebilde etwa einen Weinkrug oder einen Pfeifenkopf schnitzt und dann, als er der Beschäftigungstherapie zugeführt werden soll, dem Arzt, der ihn in der Tischlerwerkstatt beschäftigt wissen wollte, erklärt, er verstehe sich nicht darauf, Holz zu bearbeiten, sei Landmann und wolle in diesem seinem Berufe tätig sein. So steht hier die bildnerische Betätigung dem Leben der gesunden Persönlichkeit fremd gegenüber.

Das Faktum der Ungeübtheit geisteskranker Bildner ist für uns bedeutsam; es rückt die ganze Frage nach der Bildnerei der Geisteskranken in ein neues Licht. Denn ehe man den Sondercharakter der bildnerischen Tätigkeit Geisteskranker erörtert, wäre zu untersuchen, welche Züge und Eigenheiten ihrer Werke allein schon aus ihrer Ungeübtheit zu verstehen sind.

10) Vgl. O. Haßmann und H. Zingerle: Untersuchung bildlicher Darstellungen und sprachlicher Äußerungen bei Dementia praecox, Journal für Psychologie und Neurologie, 20, 1913.

11) Matiz intenso de religiosidad en el contenido incosciente del psiquismo humano, Los Progressos de la clinica, Madrid 1933, No. 254. Der Gedankengang dieser Arbeit, die nach der Bedeutung der von dem Kranken geschaffenen Schnitzereien fragt und ihre Ähnlichkeit namentlich mit Erzeugnissen altorientalischer Kultur aufzuklären sucht, muß hier unerörtert bleiben.

In einzelnen Fällen läßt sich zeigen, daß die Übereinstimmungen außerordentlich weit gehen. Das gilt etwa für die Kritzeleien geisteskranker und gesunder Ungeübter[12], im besonderen für die geometrischen und ornamentalen Kritzeleien, die Geisteskranke wie Normale produzieren, von Zeichnungen, als deren Paradigma hier etwa Abb. 1 anzusehen ist.

Der Unterschied scheint zunächst nur in der Rolle zu liegen, die der Betätigung des Kritzelns beim normalen und beim geisteskranken Ungeübten zufällt. Beim Geisteskranken nimmt sie einen bedeutenden Platz in seinem Lebensraum ein, beim Normalen entstehen solche Kritzeleien nebenbei. (Prinzhorn, der auf die Übereinstimmungen aufmerksam gemacht hat, weist auf Kritzeleien auf dem Telephonblock hin.)

Soweit ich mich durch gelegentliche Beobachtung an normalen Ungeübten, wie auch durch Eigenbeobachtung über den psychischen Vorgang beim Herstellen solcher Gebilde unterrichten konnte, entstehen sie bei voller Untätigkeit, aber auch bei abgelenkter Aufmerksamkeit, wenn das Ich mit anderem beschäftigt ist.[13] Anfänglich ist öfters eine bestimmte Zielvorstellung bewußt, eine „Zeichenintention" vorhanden, die ein beliebiges geometrisches oder dekoratives Gebilde betreffen mag; in manchen Fällen ist dabei „beabsichtigt" einen Gegenstand der Umwelt nachzubilden, in anderen nicht. Während des Kritzelns oder Zeichnens geht diese Zielvorstellung verloren; d. h. sie ist nicht bewußt. Die zeichnende Hand „schafft" autonom. In dieser Hinsicht ähnelt der Prozeß offenbar grundsätzlich Zuständen, die auch bei als „künstlerischer Betätigung" geübtem Zeichnen begegnen. Eine Versuchsperson Pfeifers[14] etwa sagt: „Der Einfall ist von mir, wenn ich aber einmal begonnen habe, zu zeichnen, dann ist es die geschickte Hand, die für mich waltet und denkt." Diese Beschreibung nähert den Vorgang außerordentlich Erlebnissen an, die in Selbstzeugnissen von Künstlern immer wieder beschrieben werden.

Die Frage, wo der Unterschied zwischen dem psychischen Vorgang beim „Kritzler" und beim Künstler gelegen sei, steht hier nicht zur Diskussion. Sie ist schwer zu beantworten. Man wird darauf verwiesen, von der Beteiligung und Stellung des Ich bei der Verarbeitung der auftauchenden Vorstellungen auszugehen.[15] Fasse ich verschiedenartige Beobachtungen — u. a. auch solche aus analytischer Erfahrung — zusammen, so rückt das Kritzeln in außerordentliche Nähe

12) Ich möchte auch das nicht ohne Einschränkung behaupten. Ein „graphologischer" Unterschied scheint manchmal faßbar zu werden. Die Störung des rhythmischen Gefühles etwa („daß im äußersten Falle jedes rhythmische Gefühl verloren zu gehen scheint") wird von Prinzhorn (Die Bildnerei der Gefangenen, Berlin, 1926, S. 21), als solches Merkmal angeführt. Andere Merkmale liegen in einer quantitativen Steigerung von auch beim Gesunden nachweisbaren Elementen.

13) Prinzhorn erwähnt diese Bedingung nicht; ich halte das für einen Mangel der Beobachtung.

14) R. A. Pfeifer: Der Geisteskranke und sein Werk, Leipzig, 1923, (Kapitel C. Versuch einer experimentellen Kunst, S. 125).

15) Diesen Zusammenhang wird E. Bibring an einem Beispiel des literarischen Schaffens ausführlich und im Zusammenhang mit klinischem Material darstellen. Dem mündlichen Berichten über diese Arbeit danke ich vielfache Anregung.

zum „vorbewußten und phantasierenden Denken" im Sinne Varendoncks,[16] unterscheidet sich von diesem aber dadurch, daß es sich ausschließlich um visuelle Vorstellungen handelt; „das archaische Bilddenken" ist in seine Rechte getreten und wie bei den von Silberer zuerst beschriebenen hypnagogen Phänomenen wird der Gedankeninhalt in visuelles Material überführt. Ein Beispiel aus analytischer Beobachtung mag das illustrieren. Eine vierzigjährige Frau, in jedem Sinn im Zeichnen ungeübt, versucht Kritzeleien, die sie während eines Konzertes auf der Rückseite einer Partitur gemacht hat, zu erklären. Sie sei sonst gewohnt, eine dreiblättrige Blüte zu zeichnen; diesmal habe sie nur zwei der Blütenblätter hingesetzt, das wisse sie noch; dann schließen sich seltsame zwei- und dreiblättrige Ornamentformen an; die Blätter sind mit den Enden gegeneinander gestellt; die äußeren Konturen sind halbkreisförmig, aber sie berühren einander nicht. Die Patientin weiß, als sie das Blatt neuerlich vor sich sieht, worum es sich handelt: nach vielen Monaten ist die lang erwartete Periode eingetreten. Ihre Unregelmäßigkeit macht ihr seit langem Sorgen. Eine organische Behandlung schien erfolglos zu bleiben. Die Kritzeleien zeigen die Reaktion auf das Wiedereinsetzen der Menstruation. Das Fehlen des dritten Blattes am Beginn des Zeichnens kann sie leicht aufklären: es bedeutet den Verzicht auf Geschlechtsverkehr für die Dauer der Menstruation; die sich nicht berührenden Blätter aber vertreten die „platzenden Eizellen". Sie weiß jetzt anzugeben, wie Gedanken, die sich hier anschließen lassen und weiterführen, sie anfänglich beim Zuhören gestört hätten — der Gedanke vor allem, daß sie doch noch Kinder haben könne — und wie sie von dem Augenblick an, da ihre graphische Betätigung einsetzte, der musikalischen Darbietung mit besonderem Anteil zu folgen vermochte.

Ich teile diese Beobachtung nicht nur mit, weil sie den Zusammenhang, in dem die graphische Betätigung bei „Kritzlern" steht, beleuchtet, sondern weil sie einen Einzelzug aufweist, den ich gleichfalls, wenn nicht für regelmäßig, so doch für häufig halten muß: Daß die Inhalte, die sich in den Kritzeleien verbergen, zu jenen gehören, von denen das Ich sich befreien will.

Wir nehmen den Faden unserer Darstellung wieder auf: die Kritzeleien ungeübter Geisteskranker und ungeübter Gesunder zeigen Ähnlichkeiten. Methodische Gründe erlegen uns die Verpflichtung auf, zu fragen, wie weit diese Ähnlichkeiten auch für die anderen Zweige geisteskranker und normaler Darstellungsweise unter der Voraussetzung der Ungeübtheit gelten. Doch diese Frage entzieht sich zunächst unserer Erfahrung; es liegt kein geeignetes Vergleichsmaterial vor.[17] Die wenigen Beobachtungsreihen, die heranzuziehen wären, reichen nicht aus, ja es hat den Anschein, als stütze sich, was vorgebracht wird, im wesentlichen auf Analogieschlüsse, auf den Vergleich der bildnerischen Fähigkeiten der ungeübten Erwachsenen mit denen der Kinder, der Naturvölker und der Volkskunst; auf Ana-

16) Über das vorbewußte phantasierende Denken, Internat. Psychoanal. Bibliothek, Bd. 12, 1922.

17) Als nicht ausreichend darf etwa Prinzhorns Darstellung über die „Bildnerei der Gefangenen", Berlin 1925, angesehen werden.

logieschlüsse, deren Wert man in diesem Falle Grund hat, mit besonderer Zurückhaltung zu beurteilen[18].

Vergegenwärtigen wir uns, um dies zu verstehen, nochmals die Problematik: Die Bildnerei ist eine Ausdrucksfunktion, die nicht jeder in gleichem Maße erwirbt; wir unterscheiden roh Begabte und Unbegabte. Wissen wir auch noch nicht recht, wie weit eine sorgfältige Erfassung dessen, was mit diesen Bezeichnungen gemeint ist, führen wird[19], so trifft sie einen Tatbestand, mit dem wir alle vertraut sind. Von dieser Ausdrucksfunktion gilt es, daß ihr Fehlen in unserem Kulturkreis im Regelfall nicht schwer empfunden wird, daß also Versuche zu ihrem Ausbau im Leben des erwachsenen Gesunden nicht spontan auftreten. Das heißt: Der ungeübte Erwachsene wird nicht zum Bildner. Damit ist zur Kenntnis unseres Untersuchungsgegenstandes etwas gewonnen: Schon die Mobilisierung der verkümmerten oder unentwickelten Ausdrucksfunktion beim geisteskranken Bildner ist pathognomonisch — ohne daß es freilich gelungen wäre, über die besonderen Voraussetzungen etwas zu ermitteln, die im Krankheitsfall gerade die Mobilisierung dieser Ausdrucksfunktion begünstigen.

Unsere Auffassung läßt sich noch schärfer formulieren, wenn wir eine Ungenauigkeit berichtigen. Auch der ungeübte Erwachsene kann in seltenen Fällen — wir wissen nicht in welchen — mit einem Male das Bedürfnis empfinden, zu zeichnen, zu malen oder zu schnitzen; ja auch dieses Bedürfnis kann gehäuft auftreten, als Drang imponieren; aber dann bleibt er nicht ungeübt; er holt nach, was ihm an Schulung fehlt; sein Darstellungsniveau verändert und erweitert sich; er lernt. Der Geisteskranke produziert massenhaft; das Niveau seiner bildnerischen Tätigkeit bleibt grundsätzlich gleich[20]. Damit scheint der Vergleichsmöglichkeit zwischen der Kunst ungeübter Gesunder und Geisteskranker grundsätzlich eine Grenze gesetzt zu sein, die den Sondercharakter der Bildnerei der Geisteskranken bezeichnet.

18) Vgl. dazu etwa N. Michailov: Zur Begriffsbestimmung der Laienmalerei, Zeitschr. für Kunstgeschichte. IV, 1935, S. 283, der zwischen Laienkunst und Volkskunst zu unterscheiden sucht (im Gegensatz zur Volkskunst sei „das selbständige Werk eines Laien . . . immer in gewissem Sinne voraussetzungslose Neuschöpfung"), ohne daß zur näheren Begriffsbestimmung etwas Verwertbares beigetragen würde.

19) Neuere Untersuchungen über das Verhalten von Kindern im Zeichenunterricht lassen erwarten, man werde bald zu faßbaren Ergebnissen gelangen.

20) Prinzhorn hat gelegentlich versucht, auf ein Entwicklungsmoment in der Bildnerei seiner „schizophrenen Meister" hinzuweisen. Seine Darlegungen haben mich nicht überzeugt. Ich sehe Varianten, keine „Stil-Entwicklung"; darunter verstehe ich eine (kontinuierliche oder sprunghafte) Veränderung der Leistung, die als sinnvolle Abfolge von Lösungsversuchen verstanden werden kann. Ich meine: Stil-Entwicklung in diesem Sinne setzt Intaktheit der Ichfunktion — oder, genauer, einen bestimmten Grad von Intaktheit — voraus.

Dieser Auffassung, die hier nur roh und schematisch vorgebracht wurde, läßt sich einiges entgegenhalten. Ich greife einen Einwand auf: Es handle sich nicht um einen Sondercharakter geisteskranker Bildnerei, auf dem Gebiet sprachlichen Schaffens der Geisteskranken bestehe volle Analogie. Wenn der Handwerker, der Hufschmied oder Schreiner, hunderte von Seiten mit Dichtungen, Schriftsätzen oder theologischen Abhandlungen fülle, verhalte er sich nicht anders wie der geisteskranke Bildner. Gewiß, das ist einsichtig, und diese Übereinstimmung wird uns noch öfters beschäftigen: aber dieses Parallelphänomen steht unter anderen Untersuchungsbedingungen: Das individuelle Sprachniveau der Erkrankten ist bestimmbar, sein vorpsychotisches „Zeichenniveau" ist nicht bestimmbar. Jeder spricht, nicht jeder zeichnet.[21]

Damit gewinnen wir sicheren Boden, um ein erstes Stück psychoanalytischer Aufklärung vorzubringen. Sie bezieht sich auf die Frage, wie es zur Entwicklung des Dranges zum Bildnern kommt, wie die Erscheinung zu verstehen sei, die wir als Mobilisierung einer vorher „ungeübten" Ausdrucksfunktion ansprechen: Der Psychoanalyse muß es naheliegen, hier einen Restitutionsversuch zu sehen. Wir schränken dabei unsere Erklärung ein; sie bezieht sich nur mehr — oder doch in erster Linie — auf das psychische Geschehen beim Schizophrenen.

Die Störung des psychischen Haushaltes, die dieses Krankheitsbild begleitet, betrifft die Beziehung zwischen Ich und Außenwelt. Nach der Darstellung Freuds führt sie zu einer Verarmung der Beziehung zur Außenwelt, die in den Endzuständen der Erkrankung als volle Teilnahmslosigkeit imponiert. In den vorangehenden Phasen ist die Lockerung der Beziehung zur Außenwelt überdeckt durch lärmende Versuche, diese Beziehung wieder zu finden. Als ein solcher Versuch gilt uns hier auch die Steigerung der Produktionskraft des Individuums: Das gehäufte Auftreten der geometrisierenden Kritzeleien auf der einen Seite — auf der anderen der gesteigerte Schöpfungsdrang im Initialstadium des psychotischen Prozesses bei einem

21) Dieser Unterschied spiegelt sich in unserer Stellung zur Sprache und Bildnerei. Richtiges Sprechen und richtiges Zeichnen sind uns nicht gleich geordnet. Wir bestehen im ganzen sicherer vor dem sprachlichen Ausdruck. Alles Bildnerische hat für uns schon bis zu einem gewissen Grad ästhetischen Charakter; das ist gewiß kein unableitbares, an sich gültiges Phänomen. So ist es in unserem Kulturkreis, es ist nicht überall so, auch bei uns nicht unter allen sozialen Bedingungen in gleichem Maße. Wir stehen hier vor weiteren und gewichtigen psychologischen Fragen, zu deren Beantwortung das Rüstzeug noch fehlt. Die Struktur der menschlichen Sprache ist seit langem Gegenstand der Forschung. Ihre Ergebnisse hat Karl Bühler (Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache, Jena 1934) zusammengefaßt und umgestaltet. Eine vergleichbare Strukturforschung über die „Bildnerei" hat seit mehr als einem Jahrhundert nur wenig Anteil gefunden.

Hölderlin, dem wir manche seiner großartigsten Dichtungen danken[22]. Auch in dem Kreise des Normalen haben diese Erscheinungen eine Parallele: Anna Freud hat gezeigt, daß das Verhalten mancher Pubertierender mit dem Restitutionsvorgang bei der Schizophrenie verglichen werden kann.[23] Fügen wir hinzu: Auch der Pubertierende sucht öfters in gesteigerter Produktion — künstlerischer Produktion — einen Ausweg aus seiner altersbedingten Störung.

III.

Die Stilveränderung im Schaffen zweier geisteskranker Künstler.

Durch den Vorschlag, in dem Bildnerdrang der Geisteskranken einen Restitutionsversuch zu erblicken, ist der weiteren Untersuchung der Weg gewiesen. Restitutionsversuche haben bestimmte Merkmale; diese Merkmale in der Bildnerei der Geisteskranken aufzusuchen, dürfte als unser nächstes Ziel gelten.

Indessen müssen wir nochmals auf unseren Ausgangspunkt zurückgreifen: Wir sagten, daß ein Vergleich zwischen der Bildnerei ungeübter Geisteskranker und ungeübter Gesunder auf Grund des vorliegenden Materials nicht durchführbar, ja daß strenge Vergleichsbedingungen schwer herstellbar seien und schon das Auftreten des bildnerischen Dranges beim Ungeübten dem Zusammenhang der Krankheitserscheinungen zugehören könne. Damit ist das Problem von einer negativen Seite her beleuchtet. Wir empfinden es weiter als störend, daß uns der Maßstab fehlt, um zu beurteilen, was am Bildwerk des Geisteskranken selbst als pathognomonisch zu gelten habe, dürfen aber hoffen, uns dieser Frage anzunähern, wenn wir einen umgekehrten Weg gehen, nicht die Bildnerei ungeübter Gesunder, sondern die Bildnerei geübter Kranker als Kontrollphänomen ansehen, Bildwerke solcher Geübter, solcher „Künstler", die im Rahmen eines schizophrenen Prozesses entstanden sind. Anders und genauer gesagt: Wir haben Fälle heranzuziehen, in denen bildnerisch Geübte ihre Fähigkeiten in den Dienst des Restitutionsvorganges stellen.

Diese einfache Forderung stellt uns vor eine schwierige Aufgabe. Es han-

22) Vgl. Jaspers: Strindberg und van Gogh, 2. Aufl., 1936. Der Forschungsweg, den J. vorschlägt, führt scheinbar in ähnlicher Richtung, wie der den wir im folgenden eingeschlagen. („Es ist unfruchtbar auf Hölderlinsche Dichtungen grobe psychiatrische Kategorien anzuwenden. Wohl aber könnten Eigenschaften dieser Dichtung Licht werfen auf das Wesen des Schizophrenen, allerdings nur eines besonderen Typus innerhalb des weiten Krankheitsbereiches und den Begriff des Schizophrenen selbst anschaulich schildern"). Aber die Grundeinstellung ist eine andere.

23) Anna Freud. Das Ich und die Abwehrmechanismen, Int. Psa. Verl., Wien 1936.

delt sich um die Frage, wie weit die Fähigkeit bildkünstlerischen Ausdrucks durch einen schizophrenen Prozeß verändert wird. Ich möchte in rein schematischer Darstellung vier Möglichkeiten unterscheiden.[24]

1. Die volle Intaktheit des Vermögens; es erübrigt sich in diesem Falle, auf Beispiele hinzuweisen.[25]

2. Die vollständige Unterbrechung der Tätigkeit. Das begegnet bei bildenden Künstlern nicht selten. Ich danke der klinischen Erfahrung Max Eitingons die Kenntnis des Falles eines Bildhauers, der während eines schweren schizophrenen Schubes jede künstlerische Tätigkeit eingestellt hat, nach Ablauf des Schubes seine Arbeit wieder aufnahm und ein vor der Erkrankung begonnenes Werk an der Stelle fortsetzen wollte, wo er die Arbeit unterbrochen hatte.

Den beiden folgenden Möglichkeiten, der dritten und vierten, ist gemeinsam, daß eine Veränderung der Leistung auftritt, die mit der Krankheit zusammenhängt. Der Unterschied zwischen beiden liegt nun in der Art der Veränderung. In dem einen Fall (3) äußert sich zwar die Störung in einer Veränderung des Stils, aber diese Veränderung des Stils wahrt den Zusammenhang mit künstlerischen Tendenzen des Individuums und seiner Zeit. Überblickt man das Gesamtschaffen, so darf man von einer Intaktheit des Werkes *(oeuvre)* sprechen. Das etwa ist allgemeiner Meinung nach der Fall bei van Gogh, bei dem es sich aber vermutlich nicht um einen schizophrenen Prozeß handelte,[26] oder bei den Arbeiten des F. X. Messerschmidt, die ich diskutiert habe.[27] Bei ihm handelt es sich um eine partielle Störung. Nur eine Gruppe von Werken steht im Zusammenhang mit

24) Eine etwas andere Gruppierung bei Weygandt a. u. a. O. S. 425, der etwa die Kunst van Goghs zu jener Gruppe rechnet, in der es sich „nicht selten" um technischen Verfall handle.

25) Auf besondere Probleme führt folgende Beobachtung Prinzhorns (S. 80): „Blumenstücke, Tierstudien und ferner Landschaften nach der Natur oder aus der Erinnerung werden häufig auch von solchen Kranken ganz sachlich gezeichnet, die, wenn sie ihren Einfällen folgen, höchst bizarre Kombinationen bevorzugen. Damit wäre dann bewiesen, daß man keinesfalls aus solchen phantastischen Produktionen auf eine Störung in der Wahrnehmungssphäre schließen dürfe; vielmehr wird die Beziehung zwischen abbildender und frei erfindender Zeichenweise . . . ausschließlich davon bestimmt, ob der Betreffende bereits dilettantische Vorkenntnisse hatte oder nicht". Das vorgelegte und in der Literatur veröffentlichte Material reicht nicht aus, um hier fortzusetzen oder auch nur diese Mitteilung zu überprüfen. Der grundlegende Unterschied zwischen abbildender und frei erfindender Zeichenweise ist nicht an die Breite des Pathologischen gebunden.

26) Vgl. dazu H. Evensen, Die Geisteskrankheit des Vincent van Gogh, Allgemeine Zeitschr. für Psychiatrie, 84, 1926; Riese, Vincent van Gogh in der Krankheit, Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens, Heft 125, München 1926. Diese klinisch-diagnostische Feststellung entwertet durchaus nicht, was Jaspers (a. a. O.), Westerman-Holstijn (diese Zeitschrift, Bd. X, 1924, 388 ff.) u. a. dargelegt haben.

27) Diese Zeitschrift, Bd. XIX, 1933.

der wahnhaften Erkrankung. Die Stilveränderung aber — nur diese steht hier in Rede — ist durchaus der historischen Situation anfügbar.

Der vierte Fall zeigt eine deutliche, nur aus dem Zusammenhang der Erkrankung verständliche Stilveränderung. Damit er für unsere Zwecke verwendbar sei, muß dieser Tatbestand mit voller Deutlichkeit gegeben sein: Diagnose und Stilveränderung müssen ausreichend gesichert sein. Ich greife zwei Fälle heraus, die dieser Bedingung zu entsprechen scheinen.

Der erste betrifft eine als Kunstgewerblerin und Zeichnerin tätige Patientin von Pfeifer[28] und Weygandt[29]. Unmittelbar vor ihrer Erkrankung hat sie Märchenillustrationen angefertigt, deren eine hier wiedergegeben sei (Abb. 2). Sie soll den vorpsychotischen Stil der Patientin kennzeichnen. Eine Einzelheit verdient besondere Aufmerksamkeit: In dem Körbchen neben dem Mädchen ist eine Schlange zu sehen; sie ist der Aufmerksamkeit aller Betrachter entgangen. Erst die Patientin selbst hat auf sie hingewiesen, als man der schon Erkrankten diese Arbeit vorwies.[30] Die Schlange ist im Wahne der Patientin ein Angsttier. Sie hat sich gleichsam in die Zeichnung eingeschlichen, ohne deren Bedeutungsgehalt zu sprengen: Das Ich behauptet sich gegen ein isoliertes wahnhaftes Element. Zeichnungen der Erkrankten zeigen einen anderen Charakter (Abb. 3). Auf den ersten Blick möchte man meinen, es handle sich um ein Studienblatt. Das ist gewiß nicht der Fall; denn hier wird nichts entworfen, vorbereitet oder geübt. Alles, was wir hier zu sehen bekommen, hat seine feste Bedeutung: der Stern am Mundwinkel, die Pflanzen am Hut, die Köpfe oben. Aber wir kennen diese Bedeutung nicht. Es ist ein Bilderrätsel, dessen Schlüssel uns unbekannt bleibt.

Der zweite Fall betrifft eine reiche und fesselnde Künstlererscheinung, den schwedischen Maler Ernst Josephson. Dieser vielseitig begabte Mann ist 1888, siebenunddreißigjährig, an einer Psychose erkrankt, in deren Verlauf er seine Tätigkeit als Maler fortsetzte. Er war in seiner Jugend der organisatorische Führer der jungen Generation schwedischer Künstler, der Führer im Kampf gegen die Stockholmer Akademie, erntet am Anfang der 80er Jahre auch in Paris Anerkennung von allen Seiten und versinkt dann unter dem Druck mehrfacher Enttäuschungen mehr und mehr in wahnhafte Zustände. Leider vermag ich vom Umfang seiner Begabung — er ist auch als Schriftsteller und Dichter tätig — keine Vorstellung zu vermitteln und muß

28) a. a. O. S., 80 ff., Abb. 23 und 26.

29) Weygandt, Zur Frage pathologischer Kunst, Zeitschr. f. d. ges. Neurologie und Psychiatrie, 94, 1925.

30) Weygandt, a. a. O. berichtet allerdings, daß dies nicht zutreffe, „es handelt sich vielmehr um einen Schnörkel oder Zipfel, wie auch die Patientin selbst versichert". Ich meine deutlich eine Schlange zu sehen; die Patientin scheint also die gleiche Form zweimal verschieden interpretiert zu haben.

darauf verzichten, sein Werk irgend mit seiner Person zu verbinden, denn, des Schwedischen nicht mächtig, ist mir der Zugang zu der Literatur versperrt, die sich mit Josephson beschäftigt[31].

Und doch wäre gerade in diesem Falle eine pathographische Darstellung höchst erfolgversprechend, namentlich wenn es ihr gelingen sollte, über Ablauf und Veränderung von Josephsons Stil während seiner Erkrankung — er stirbt 1906 — näheres zu ermitteln.

Ich beschränke mich auf eine grobe Gegenüberstellung: Ein Bild, das er in mehreren Varianten gemalt hat, vertrete seinen Stil vor der Erkrankung (Abb. 4). Es hat einen festen entwicklungsgeschichtlichen Platz, folgt einer bestimmten, in den achtziger Jahren herrschenden künstlerischen Auffassung. Wir stellen dem eine Zeichnung gegenüber, die am Anfang der Erkrankung entstanden ist (Abb. 5). Auch hier versuchen wir keine Analyse. Wir beschränken uns darauf, grobe Merkmale aufzuzählen: Jeder sieht leicht, wie viel verloren ging; wie starr und unverbunden der Aufbau ist, wie wenig man aus der Darstellung erfährt. Wer weiß, was die „spulenartigen" Schleudern bedeuten mögen, die David in Händen hält und die durch Fäden mit seinem Mund verbunden sind? Wir setzen die Hinweise auf „Unverständlichkeiten" nicht fort; nur einer Einzelheit wenden wir unsere Aufmerksamkeit zu, dem Antlitz des Goliath. Er zeigt drei Augen; das eine, mittlere, darf als das Stirnauge des Riesen gelten — man muß des Polyphem der Odyssee gedenken, um zu verstehen, wie verbreitet diese Vorstellung ist. Aber auch die beiden anderen Augen zeigen eine Besonderheit; das eine ist geschlossen. Man darf versuchen zu erraten, wie hier mehrere Gedanken ineinandergreifen. Die Schrift sagt, daß der Stein des David durch die Stirne in Goliaths Kopf gedrungen sei; seit alters hat man darunter verstanden, er sei durch ein Auge eingedrungen; die Vorstellung von Blendung und Tötung des Riesen gehen ineinander über; das eine Auge mag also geschlossen sein, weil drei Augen „zuviel" wären und zugleich, um auf das künftige Ereignis, den Sieg des David, hinzuweisen.

Aber gewiß ist ein solcher Gedankengang nur eine schattenhafte Andeutung dessen, was hier gemeint ist. Denn sehen wir weiter — etwa die „apotropäischen" Masken an Kniestück, Nabel oder Genitale des Riesen — so wird uns neuerlich bewußt, wie wenig es gelingen kann, in die Vorstellungswelt des Geisteskranken von seinem Werk her einzudringen.

Fassen wir, was beide Fälle gemeinsam betrifft, zusammen: Wir stehen

31) Die neuere schwedische Literatur über Josephson, insbesondere die psychiatrische blieb mir unerreichbar. Ich kenne nur die Stelle bei B. Gadelius, Det mänskliga Själslivet, 1922, III, 153 f. Die deutschsprachige Literatur über Josephson ist dürftig. Er wird bei Jaspers a. a. O. und bei Prinzhorn erwähnt. Über seinen Stil s. u. S. 364.

einem Rückschritt gegenüber; oder besser gesagt, einer Veränderung, die man — biologisch gesprochen — als Funktionsabbau bezeichnen darf.[32] Wir exemplifizieren ihn an zwei Merkmalen: Die Bildwerke sind „unverständlich" geworden. Statt einer Darstellung, die uns zugänglich ist, finden wir verschiedenartige Elemente miteinander verschmolzen und aneinandergefügt, die zum Teil deutlich symbolischen Charakter zeigen, deren Verbindung sich aber unserem Verständnis entzieht. Der Stern am Mundwinkel von Abb. 3 oder die drei Augen des Goliath seien als Beispiele genannt. Als zweites Merkmal heben wir hervor, daß alles, was sich auf die Wiedergabe der menschlichen Gestalt bezieht, besonders starr und unnatürlich wirkt.

Wir meinen damit nicht die charakteristischesten Eigenschaften hervorgehoben zu haben, wissen, daß wir weit davon entfernt sind, in das „Wesen" der angeführten Bildwerke eingedrungen zu sein. Vielmehr haben wir nur auf einige allgemeine Züge hingewiesen, in denen die Bildwerke geübter Geisteskranker mit denen Ungeübter übereinstimmen; ihnen wenden wir uns nun zu.

IV.

Das „Gestaltspiel" in der Kunst der Geisteskranken.

Als Ausgangspunkt wählen wir zwei der Zeichnungen einer Patientin Bertschingers[33], deren inhaltliche Bedeutung uns durch ihre Erläuterungen bekannt sind.

Zu Abb. 6 (b, unten) gibt die Zeichnerin an, der Bock bezeichnet die Gesinnung des Menschen, von dem er ein Teil ist; die beiden Männer sind Jugendgeliebte. Wir verstehen, daß hier der Bock als Männlichkeitssymbol dient — phallische Bedeutung hat wie die Schlange, die der eine der Männer hochhält, — und erfahren aus der Anamnese, daß für die Patientin der Eindruck des erigierten Membrums des Bockes in der Kindheit von Bedeutung war; entscheidende Eindrücke von sadistischen Szenen, die sie später empfing, knüpfen sich an einen Mann, dessen Züge und Bart sie wieder mit dem Bock verknüpft.

Zur zweiten Zeichnung (Abb. 6a, oben) bemerkt die Patientin, es handle sich um einen Mann, der das „Schwein in sich" bezähmen will, aber selbst Tier ist.

Wir dürfen in diesen Zeichnungen Illustrationen hysterischer Phantasien sehen; durch die Erläuterungen der Patientin verstehen wir ihre Bedeutung; dieses Verständnis entspricht dem, das wir für ein Traumbild gewinnen, wenn Assoziationen es begleiten.

---

32) Damit soll nicht der ganze Umfang der Probleme gekennzeichnet sein, vielmehr nur eine Seite, die uns vorläufig beschäftigt; was bei diesem Funktionsabbau entsteht, kann seinerseits wertvoll, ja der Abbau selbst kann zuweilen bewertet sein: Doch wird dabei an späterer Stelle, wieder im Anschluß an Werke des Josephson, noch ein Wort in dieser Sache zu sagen sein. Vgl. S. 364.

33) a. o. a. O.

Auch die Illustrationen folgen dem Primärvorgang.

Wir erinnern kurz, was darunter zu verstehen sei: die Arbeitsweise des Systems Ubw., des Es. Wir kennen den Primärvorgang vornehmlich aus seinem Anteil am Traum, in dem sich die Reste des vorsprachlichen Denkens der Kindheit erhalten haben. An den Phänomenen, die wir im Folgenden zu beschreiben haben, sind die Mechanismen des Primärvorgangs nicht gleichmäßig beteiligt. Am wenigsten die Verschiebung, deren Leistung erst da faßbar wird, wo an Hand einer inhaltlichen Interpretation der Affekt und seine Verwendung aufgesucht wird. Die Verdichtung und die indirekte Darstellung dagegen werden uns in vielfacher Abwandlung begegnen. Die Wirkung des Primärvorganges ist nicht auf den Traum beschränkt; sie begegnet in zahlreichen pathologischen und in einigen noch in der Breite der Norm liegenden Zuständen. Ihr gemeinsames Kennzeichen scheint zu sein, daß das Ich ein Stück seiner Funktion zeitweilig oder dauernd eingebüßt hat. Sucht man die Stellung des Ich zum Primärvorgang zu beschreiben, so dürfte man sagen: das Ich ist ständig damit „befaßt" ihn abzuweisen; ein besonderer Aufwand ist nötig, um nicht in die Arbeitsweise des Primärvorganges abzugleiten.[34]

Die Zeichnungen Abb. 6 bieten uns nun deutliche Beispiele für die Arbeitsweise des Primärvorgangs, für Verdichtung und Symbolisierung (die als eine Art der indirekten Darstellung anzusehen ist), aber ihr Charakter ist von dem der typischen schizophrenen „Bildarbeit" doch deutlich unterschieden. Um diese Eigenart nach einer Seite hin zu kennzeichnen, greife ich aus dem von Prinzhorn vorgelegten Material einige Beispiele heraus:

Abb. 7[35] zeigt uns eine vom Verfertiger, einem Mechaniker, „Antichrist" bezeichnete Komposition. Nach anderen Angaben des Zeichners ist dargestellt: „St. Thomas, der Geist Gottes, in der Gestalt des falschen Propheten, verkündigte dem Erlöser, auf einer Wolke stehend das über die sündige Menschheit verhängte Weltgericht . . ."

Trotz dieser Erläuterung bleibt uns der Zusammenhang fremd, die Frage unbeantwortet, was es etwa bedeute, daß die Wolke, auf der die Erscheinung steht, die Form eines Schädels habe. Doch werden analoge Stellen der Zeichnung durch andere Mitteilungen der Kranken ein Stück weit verständlicher:

„Ich habe diesem unbekannten Geist den Namen Thomas, Geist des Unglaubens beigelegt, weil seine Gestalt einem T gleicht, das aus drei Kommas zusammengesetzt ist; den Kopf bildet eine 42 cm Granate, die sich in eine päpstliche Tiara und zuletzt in einen prachtvollen Strohhaufen verwandelt".

34) Vgl. dazu S. H. Fuchs, diese Zeitschrift, dieser Band, S. 238.

35) Prinzhorn, Abb. 121, S. 212. Der Zeichner hat Mittelschulbildung.

Wir erfahren hier, daß bestimmte Gebilde in *doppelter* Bedeutung auftreten: der Kopf ist Tiara *und* Granate. Schwerer ist anzugeben, „wo" ein Strohhaufen sei; ich meine, daß der Unterkörper als Garbenbündel gesehen werden kann.

Die Erscheinung, der wir hier gegenüberstehen, verpflichtet uns zu einer psychologischen Erklärung. Wir gewinnen sie am leichtesten, wenn wir uns wieder an die Traumsprache, den vornehmsten Geltungsbereich des Primärvorganges, wenden. In Träumen begegnet oft die Erscheinung, daß Wort und Sache vertauscht werden, die Klangassoziation die Dingassoziation ersetzt. Anders gesagt: die *Doppelbedeutung der Worte* wird dort so ausgenützt wie in der Zeichnung des Schizophrenen die *Doppelbedeutung der Formen*. Analogen Erscheinungen begegnen wir öfters — überall dort, wo der Primärvorgang durchbricht. Am besten bekannt ist diese Erscheinung bei der Rede des Schizophrenen, beim verbalen Restitutionsversuch. *Freud* hat ausführlich geschildert, wie beim Versuch die verarmte Beziehung zur Außenwelt wiederzugewinnen, die „verlassenen" Objekte wieder zu erreichen, der Schizophrene nicht bis zum Gegenstand selbst und seiner Eigenart vordringt, sondern am Wege dahin fehlgreift. Nur das Wort wird ihm faßbar, aber er behandelt es als Ding; die „Wortvorstellung" vertritt nach *Freuds* Darstellung die „Sachvorstellung" und wird selbst der Bearbeitung im Sinne des Primärvorganges unterworfen. Diese Erklärung, die Wortspiel und Wortverwendung der schizophrenen Verbigeration zu erfassen sucht, läßt sich auf manche Züge des bildnerischen Schaffensprozesses beim Schizophrenen ausdehnen. Ein weiteres Beispiel soll das verdeutlichen.

Abb. 8[36]. Der Zeichner schildert die Entstehung des Blattes so anschaulich, daß die Verflechtung von Gebilden, ihre Aneinanderfügung sich gleichsam vor unseren Augen abspielt.

Die Beschreibung geht von einer Einzelheit aus:

„Da stand zunächst die Brillenschlange in der Luft, bunt und blau schillernd. Und dann kam der Fuß". (Er steht parallel zur Schlange.) „Dann kam der andere Fuß daran." (Man sieht ganz rechts noch die Zehen. Die Fortsetzung der Beschreibung führt in die linke Ecke zurück.) „Der zweite Fuß wurde aus einer Rübe gebildet." (Dazu der Einfall: Rübezahl, Reue bezahlt; die Fortsetzung führt in die rechte Ecke.) „An diesem zweiten Fuß erschien das Gesicht von meinem Schwiegervater." (Ich kürze die Wiedergabe; die nächste Stelle, die an der Zeichnung verfolgt werden kann, bezieht sich auf den horizontal gestellten Teil des Schlangenleibes.) „Dann wurde ein Baum daraus. Die Rinde des Baumes wurde vorne abgebrochen, so daß die Lücke den Mund zu dem Gesicht gebildet hat." (Was nun folgt, betrifft jene Teile des Kopfes, die wie ein indianischer Federschmuck wirken.) „Die Haare haben die Äste vom Baum ge-

36) *Prinzhorn*, S. 216, Abb. 123; vom gleichen Zeichner, wie Abb. 7.

bildet." — „Dann erschien zwischen Bein und Fuß ein weiblicher Geschlechtsteil, der brach dem Mann den Fuß ab, d. h. die Sünde kommt durch das Weib und bringt den Mann zu Fall. — Der eine Fuß stemmt sich gegen den Himmel: das bedeutet den Sturz in die Hölle."

Ich setze die Wiedergabe der Erläuterungen, — sie beschäftigen sich mit anderen Teilen der Zeichnung, so mit der zentralen Gestalt des Hirten — nicht fort; für unseren Zusammenhang bieten sie nichts Neues. Denn es liegt nicht in unserer Absicht, den geheimen Sinn des Blattes inhaltlich zu verstehen, oder etwa die Symbolik, deren große Rolle schon nach den wiedergegebenen Proben des Selbstzeugnisses kaum zu übersehen ist, im einzelnen auszulegen. Unsere Frage ist gerichtet auf die Bedeutung, die der Vieldeutigkeit der Formgebilde zukommt. Das Selbstzeugnis des Zeichners läßt uns ihr spielerisches Aneinandergleiten verfolgen. Die Dinge wechseln ihren Sinn; eine gewisse äußere Ähnlichkeit bildet die Brücke, auf der die eine Vorstellung sich an die andere fügt.[37]

Damit ist wieder die Parallele zu ähnlichen Vorgängen bei der Verbigeration nahegelegt: Wortspiel und Gestaltspiel gelten uns als analoge Erscheinungen.

Fügen wir hinzu: die Analogie geht weiter, als hier aufgezeigt werden kann, denn Wort- und Gestaltspiel sind jeweils Sonderfälle innerhalb der sprachlichen und graphischen Ausdrucksfunktion der Schizophrenen, die hier nicht als Ganzes erörtert wird. In beiden Phänomenen etwa begegnen wir einer ähnlichen Stellung zur Formkonvention. Die Rede des Schizophrenen, so unverständlich sie sein mag, wahrt doch oft in hohem Maß syntaktische Korrektheit; und dieser Kontrast ist es, der einen guten Teil ihrer Wirkung zu bestimmen scheint. Auch an den Zeichnungen der Schizophrenen gibt es Ähnliches: das Festhalten bestimmter formaler Konventionen. Es sind, soweit wir wissen, jeweils andere; sie sind nicht immer leicht

37) Eine besondere Frage betrifft dabei die Form der Schilderung. Sie vermittelt den Eindruck, als handle es sich bei der Entstehung der Zeichnung um einen Prozeß, an dem sich der Zeichner nicht in vollem Maße beteiligt fühle; er sagt etwa: „dann wurde ein Baum daraus", „dann erschien" oder „da stand". Man könnte — wenn man sich entschließt, an diese Einzelheit anzuknüpfen, — zwei Erklärungen für möglich halten, die einander nicht ausschließen, sondern unter Umständen ergänzen. Nach der einen wählt der Zeichner die intransitive Darstellungsform, weil es sich um halluzinationsähnliche Erlebnisse handle. Nach der anderen deckt seine Beschreibung das, was man als den „vorbewußten Vorstellungsablauf" bei manchen Arten zeichnerischer Produktion bezeichnen könnte. Diese Erscheinung, die durchaus nicht an die Breite des Pathologischen gebunden ist, haben wir beiläufig als eine der häufigen Bedingungen erwähnt, unter denen die Kritzeleien dessen entstehen, der seine Aufmerksamkeit auf ein anderes Gebiet gerichtet hat. Es wäre lockend, zu verfolgen, an welchen Stellen auch innerhalb des künstlerischen Schaffens analoge Erscheinungen auftreten, wie weit sie der Norm angehören und unter welchen Bedingungen.

zu bestimmen und ihre Ableitung bleibt hier außer Betracht. Die Zeichnung, von der wir eben gesprochen haben, scheint mindestens in der Art der Faktur — einer großen Sorglichkeit und Deutlichkeit — eine sehr allgemeine solche Formkonvention zu wahren.

Diese Überlegungen sollen im Folgenden nicht fortgesetzt werden — wir geben sie auf und verfolgen unseren Gedankengang weiter: Wir stehen vor der Frage, wie sich die psychologische Bedeutung der beschriebenen Erscheinungen durch die Hilfsmittel, die uns die Psychoanalyse bietet, schärfer erfassen läßt. Als Ausgangspunkt empfiehlt es sich in flüchtiger Gegenüberstellung Bildwerke Geisteskranker mit solchen Leistungen Normaler zu vergleichen, die bei möglichst großer äußerer Ähnlichkeit doch die grundsätzliche Verschiedenheit faßbar machen.

Ein Zeichner Prinzhorns bietet uns zwei charakteristische Blätter. Das eine (Abb. 9)[38] stellt eine Kombination von sechs Köpfen dar: eine Kontamination von besonderer Art. Denn manche Linien haben unmittelbare „Doppelbedeutung", gehören gleichzeitig zu verschiedenen Köpfen: am einfachsten zu sehen an den Köpfen in der linken unteren Ecke, denen die Halslinie gemeinsam ist.

Ein Kopf des gleichen Zeichners, (Abb. 10)[39] zeigte rechts ein stenges Profil, während die Innenfläche aus aneinandergereihten Köpfen oder kettenartig miteinander verbundenen Fingergliedern gebildet ist, deren eine Seite in eine Art Wurmmaul endet.

Für beide Blätter wählen wir jetzt unsere Gegenbeispiele. Zunächst für die Kombination der sechs Köpfe einen geschnittenen Stein (Abb. 11), der die Verschmelzung von vier Köpfen zeigt:[40] Links eine Satyrmaske, rechts einen weiblichen Profilkopf, oben einen bärtigen Götterkopf, unten den eines Widders.

Das hier abgebildete Exemplar dieses verbreiteten Typus stammt aus dem 18. Jahrhundert; es ist eine getreue Kopie eines römischen Steines. Gemmen und Kameen dieser Art führen in der römischen Kunst die Bezeichnung „*Gryllus*", Sie werden als reine Formenspiele angesehen; über eine besondere inhaltliche Bedeutung ist nichts bekannt. Man empfindet sie frühzeitig als komisch. Diese Bedeutung heftet sich an ihren Namen; *gryllisch* heißen in der Renaissance manche besonders seltsame und komische Erfindungen. Die Wurzeln dieser *Grylli* reichen weit zurück. Man vermutet sie neuer-

38) Prinzhorn, S. 174, Abb. 103; der Zeichner — ein Weinreisender — hat Mittelschulbildung. Gestaltspiele wie Abb. 9 und 10 sind für seine graphischen Produktionen typisch.

39) Prinzhorn, S. 180, Abb. 110.

40) Aus Kris: The Milton Weil Collection of postclassical cameos, 1932, Fig. 66.

dings im Kreise der altpersischen und iranischen Kunst. Wenn aber in älterer Zeit dort etwa der Kopf eines Gottes und eines Bockes verbunden sind, so darf man vermuten, die Vereinigung im Bilde vertrete eine echte Identität: den Gedanken, Gott und Tier seien identisch, ein Wesen.[41]

Von solcher magischer Identität als Grundlage der Darstellung kann angesichts unserer Abbildung nicht gesprochen werden. Hier herrscht reine Spielfreude. Dieses Formenspiel hat sich, wenig verändert, durch Jahrhunderte erhalten, läßt sich in breiter Schicht seit dem 16. Jahrhundert nachweisen und tritt meistens in einem bestimmten Zusammenhang auf: In satyrischen Bildnissen; dann dient das Gestaltspiel der Entlarvung.

Als *ein* Beispiel — unter vielen sei auf ein berühmtes, am Ende der Freiheitskriege in Deutschland verbreitetes Bildnis Napoleons verwiesen (Abb. 12), das uns im Hut des Kaisers den preußischen Adler, an seiner Schulter, als Epaulette, die Hand Gottes zeigt, die das Netz der Spinne — im Gestaltspiel statt des Großkreuzes der Ehrenlegion gesetzt — zerreißt. Ist in diesen Elementen zugleich ein satyrisches Gegenstück zur attributiven Allegorik zu sehen, so wird der volle Charakter der Entlarvung deutlich, wenn wir sehen, wie die Gesichtszüge Napoleons gebildet sind: aus Menschenleibern, die sich verzweifelt winden. So sagt uns diese Darstellung: „Das ist er eigentlich, der große Kaiser, ein Menschenschlächter".

Was aber bedeutet hier Anspielung und Verdichtung, die wir als Mechanismen des Primärvorganges kennenlernten. Hier, wo die Tendenz so deutlich ist, verbietet es sich offenbar von selbst, davon zu sprechen, das Ich sei vom Primärvorgang überwältigt worden!

Hier ist ein anderer Tatbestand gegeben: Der *Primärvorgang ist in den Dienst des Ich getreten*; das Ich bedient sich seiner.[42]

Zur Erläuterung darf darauf verwiesen werden, daß für den *Witz* analoge Bedingungen gelten. Nach der Anschauung Freuds entsteht der Witz, indem der, der ihn erfindet oder dem er einfällt, eine vorbewußte Vorstellung einem Augenblick unbewußter Bearbeitung überläßt — und schon diese Beschreibung enthält den Hinweis auf den eigentlichen Charakter des Vorganges. Das Ich verzichtet für einen Augenblick auf seine Rechte; man darf es als ein Zeichen seiner Stärke ansehen, daß es zuweilen die Arbeitsweise des Es zuläßt — an vorbestimmter Stelle, zu vorgegebenem Zweck. Der Fall der

41) Vgl. dazu neuerdings A. *Roos*, Journal of hellenic studies, 1935, S. 232 f. *Furtwängler*, Antike Gemmen, III, 353 (dort auch ältere Literatur). Ich benütze hier Überlegungen, die aus einer gemeinsam mit E. *Gombrich* im Einvernehmen mit dem *Warburg Institute* in London vorbereiteten Arbeit über die Grundlagen der Karikatur stammen.

42) Vgl. dazu diese Zeitschrift, Bd. XIX, 1935, S. 454 ff.

schizophrenen Verbigeration und Zeichenweise zeigt eine andere Voraussetzung: Hier gleitet das Ich aus der sekundären Bearbeitung, der Realitätserfassung ab, zuweilen zu Wort und Gestaltspiel.

Es ist bekannt und oft erörtert worden, daß die Rede des Schizophrenen gelegentlich einen witzigen Eindruck machen kann. Ich möchte ein Gleiches auch für seine Bildkunst behaupten; daß es sich in beiden Fällen nicht um eine häufige Erscheinung handelt, ändert nichts daran, daß sie für uns bedeutsam ist.[43]

Zur Verdeutlichung wähle ich zwei Schnitzereien eines Schizophrenen (Abb. 13 und 14),[44] dessen Arbeiten in Prinzhorns Buch eine liebevolle Darstellung erfahren haben; der Kranke nennt die eine Hindenburg. Gestatten Sie mir, sie Ihnen nun als Karikatur vorzustellen: Ein feister Popanz mit müssig über dem Bauch gefalteten Händen, das Kriegerische nur in einem Panzer angedeutet, der den Unterleib deckt; dazu die riesengroßen Ohren, die Stumpfnase . . . Aber es ist besser, diese Schilderung nur anzudeuten. Sie ist als „Seh-Anweisung" gemeint; manche, die ihr folgen, werden das „Karikierende" leicht erfassen.[45]

Ändern wir jetzt die Einstellung, lernen wir jetzt die Schnitzerei „umsehen", so sehen wir, wie sie gemeint ist: Als Idol. Sie ist während des Krieges entstanden, soll die Macht und Größe des Feldherrn darstellen; der phantastische Kopfschmuck ist als Krone gedacht, „die trägt er für alle Fälle, wenn Wilhelm einmal abdankt", Halskrause und gefaltete Hände stellen Hindenburg als geistlichen Vater dar; so betet er — als Pastor — mit den Soldaten. Auch die Größe der Ohren hat einen bestimmten Grund: Sie soll ausdrücken, daß er von allem erfahre. So ist das Schnitzwerk nach der Meinung seines Schöpfers von magischem Geiste durchsetzt, im magischen Denken verwurzelt.

Ist bei der Schnitzerei des Hindenburg die Möglichkeit des „Umsehens" nicht jedem offen, das Karikierende also als Möglichkeit der Wir-

43) Die Analogien lassen sich fortspinnen: Wie Witz und Karikatur lassen sich Rätsel und Rebus verbinden. Das Rebus als Rudiment der Bilderschrift — ichgerechte Verwendung bilderschriftlicher Darstellung — steht in einer besonderen Beziehung zur Kunst der Geisteskranken. Auf ihren „bilderschriftlichen" Charakter gehe ich hier — um den Rahmen der Darstellung nicht zu sprengen — mit Absicht nicht ein. Die Fragen, um die es sich dabei handelt, rühren an das Problem der „Darstellungsfunktion" der bildenden Kunst überhaupt.

44) Prinzhorn, S. 162, Abb. 97 und 98.

45) Ich habe öfters versucht, die Photographie der Schnitzerei als Karikatur zu zeigen. Manche Versuchspersonen sehen sie sofort, man möchte sagen mit „erhöhter Geschwindigkeit" als Karikatur. Andere versagen mehr oder weniger. Es gibt offenbar beim Verständnis für das Gestaltspiel ebenso große individuelle Verschiedenheiten, wie bei der Aufnahmebereitschaft für das Wortspiel.

kung, minder evident, so entspricht das zweite Bildwerk desselben Schnitzers besser unserer Forderung (Abb. 14). Es stellt nach seiner Aussage Wilhelm I. und II. zugleich dar, indem es die Barttracht beider Herrscher vereinigt; es ist auch als „Herr Lehmann aus Berlin" bekannt, und man möchte vermuten, daß dieser Name ihm von der Umwelt beigelegt worden sei, die damit das erfaßt zu haben scheint, was gewiß unser aller erster Eindruck ist: die Persiflage eines bestimmten militaristischen Typus, des kleinen Mannes etwa, dessen Geistigkeit im „Es ist erreicht"-Schnurrbart gipfelt und in dessen zähnebleckendem Mund wir leicht die bei der Verwandlung zum Feldwebel schlagartig entfesselte Brutalität erkennen.

Diese Beispiele sichern einen Tatbestand: dem Gebilde muß man nicht ansehen können, was es bedeutet, wenn es vom Primärvorgang geprägt ist. Das Wortspiel in der Rede des Schizophrenen kann als Witzwort, das eine oder andere Bildwerk des Schizophrenen kann als Karikatur wirken[46]; denn die formalen Eigentümlichkeiten sind ihnen aus der Stätte, aus der sie stammen, gemeinsam. Die Bearbeitung durch den Primärvorgang gibt ihrer Stellung im Seelenleben und ihrer inhaltlichen Bedeutung nach völlig verschiedenen Gebilden einen gleichen Aspekt, vereinheitlicht ihre Fassade. Sie ist ein Gestaltungsprinzip des Seelischen, jenes, das dem Es zugehört und alle „primitiven" seelischen Gebilde mehr oder weniger verbindet.[47]

Die Gegenüberstellung, die wir im Auge haben, sollte aber weniger Nachdruck auf die Übereinstimmung als auf die Unterschiede legen: Nicht so sehr den Primärvorgang als wirksam zu erweisen, konnte die Absicht sein, als vielmehr aufzuzeigen, daß der Primärvorgang *innerhalb verschiedener seelischer Strukturen* wirksam sein kann. Die rohe Anti-

46) Vor den anderen Werken des gleichen Schnitzers könnte eine solche Verwechslung nicht geschehen. Die Bedingungen, unter denen sie *noch* oder *nicht mehr* möglich ist, sind psychologisch faßbar, durchaus nach der Formel, die für das Gebiet des Witzes von *Freud* (und *Reik*) angegeben wurden: Die Entstellung des vorbewußten Inhaltes darf bei dessen Bearbeitung im Unbewußten nur so weit gehen, daß sie dem andern, dem Zuhörer des Witzes, „noch" verständlich, für ihn rückübersetzbar bleibt. Auch hier wären nähere Angaben durchaus möglich; sie würden in einer sorgfältigeren Untersuchung des Primärvorganges zu gewinnen sein, an dessen Arbeitsweise noch die eine oder andere Eigentümlichkeit einer näheren Untersuchung zugänglich zu sein scheint.

47) Mir scheint es, daß K. *Bühler* in seiner Kritik der psychoanalytischen Psychologie diesen Umstand nicht nach Gebühr gewürdigt hat. Damit soll nicht der Auffassung entgegengetreten werden, daß in der Psychoanalyse das Interesse für formale Probleme in den Hintergrund getreten sei. Sie an inhaltliche Fragen anzuknüpfen, gleichsam so weit als möglich in sie einzubetten, entspricht gewiß der Tendenz der Psychoanalyse. Die Arbeitsweise des Primärvorganges als Gestaltungsprinzip bei gewissen seelischen Prozessen auf der einen Seite, das Studium der Abwehrmechanismen auf der anderen, sind — soweit ich sehe — zentrale Probleme, in denen inhaltliche und formale Bearbeitung aneinandergrenzen, Fragen, die beim Ausbau der psychoanalytischen Ichpsychologie, wie sie sich ankündigt, eine erhöhte Bedeutung zu gewinnen versprechen.

these der Primärvorgang im Dienste des Ich, — der Fall des Witzes; der Karikatur — der Primärvorgang, der das Ich überschwemmt — der Fall der Reaktionen bei geschwächtem Ich, vom Traum bis zur Psychose gültig — kann als Schema dienen;[48] in unserem Falle sollte sie uns Ähnlichkeit und Verschiedenheit des Gestaltspiels bei Gesunden und Kranken verdeutlichen. Denken wir einen Augenblick rein schematisch weiter: Wir hätten nun — wollten wir die Probleme wieder aufgreifen, die sonst von solchen Antithesen aus erörtert zu werden pflegen, — die Kunst der Kinder und der Primitiven heranzuziehen. Die großen Ähnlichkeiten sind nicht zu übersehen,[49] aber es gibt Situationen der Forschung, in denen der Nachweis der Unterschiede bedeutsamer ist als der der Gemeinsamkeiten, in denen es zur Pflicht wird, jene neben diesen zu bestimmen und damit die besondere Eigenart des Untersuchungsgegenstandes, seine Spezifität, zu erfassen.

Damit rühren wir an Fragen, die alle Entwicklungspsychologie betreffen. Ihre Krise wird heute viel erörtert.[50] Im Zentrum dieser Krise steht der Begriff der Regression. Die Formel der Kritik besagt — der kranke Erwachsene ist weder ein Primitiver, noch ein Kind trotz aller „stückhaften" Ähnlichkeit.[51] Ich möchte nicht versuchen, in diese Problematik einzugreifen; nur sie vom Standpunkt der Psychoanalyse aus zu erörtern ist hier noch geboten: Freuds Leistung, die Gemeinsamkeiten im seelischen Leben der Kinder, der Neurotiker, Psychotiker und Primitiven aufgezeigt zu haben, das ganze weitverzweigte Interesse eines Menschenalters psychoanalytischer Forschung an diesen Fragen, wird verständlich, wenn man sich einen Augenblick vergegenwärtigt, worum es ging: das Geheimnis des Unbewußten war zu entdecken, das Es in onto- und philogenetischen Bezügen.

In dieser Forschungssituation mußten die gemeinsamen Merkmale im Vordergrund stehen. Heute vermag ein anderer Standpunkt neben diesem Beachtung zu finden: denn betrifft das Gemeinsame das Es, so darf man

48) Vgl. dazu auch diese Zeitschrift, Bd. XIX, 1935, 454 ff.

49) Erstaunlich bleibt, daß man sie gerade vor Erzeugnissen der Bildnerei so nachdrücklich erörtert, seit Prinzhorn die Tatsache der Übereinstimmung aufgezeigt hat; in welchem Umfang sie auf anderen Gebieten gelten, haben vor allem dreißig Jahre psychoanalytischer Forschungsarbeit erwiesen, der, von der Psychoanalyse angeregt aber unter anderer Flagge, zahlreiche psychologische und psychiatrische Arbeiten gefolgt sind.

50) Am schärfsten von Meyer-Gross und Lipps, Das Problem des primitiven Denkens, Philosophischer Anzeiger, Bd. 4, 1929/30. Ich muß wohl nicht hervorheben, daß ich in vielen Punkten, wohl gerade in denen, die den Verfassern am wichtigsten sind, ihre Auffassungen nicht zu teilen vermag. Vgl. auch die Darstellung dieser Problematik bei H. Werner, Einführung in die Entwicklungspsychologie, 2. Aufl., 1933.

51) Die gleiche Auffassung hat G. v. Engerth in einem Vortrag über die Bildnerei der Geisteskranken und Hirngeschädigten, 1935 im Verein für angewandte Psychologie und Psychopathologie in Wien, vertreten.

grob formulierend sagen: die Unterschiede liegen an der Beteiligung des I c h.[52]

Was daraus folgt, als Ziel und Forschungsaufgabe ist: streng strukturelle Untersuchung. Die Bestimmung des Stellenwertes, die im Ganzen einer psychischen Struktur gewissen Erscheinungen jeweils zukommt. Im vor= liegenden Falle also hieße das etwa, die Rolle zu bestimmen, die dem Primär= vorgang im Schaffen des Kindes und des Primitiven zukommt.[53]

Solche Strukturuntersuchungen sind für das Gebiet, das hier in Rede steht, öfters gefordert worden, — wenn ich recht verstehe schon 1915 von Felix K r ü g e r — und soweit ich weiß, nur selten realisiert worden.[54]

Um Vorbilder im theoretischen Sinne kann die Psychoanalyse kaum ver= legen sein: denn die Angsttheorie, die Freud in „Hemmung, Symptom und Angst" entwickelt hat, ist das Modell einer solchen strukturellen Unter= suchung, hat paradigmatischen Charakter und das Verfahren selbst ist jedem geläufig, der die Psychoanalyse kennt: Es ist die Grundlage aller psycho= analytischen Technik.

V.

D i e W i e d e r g a b e d e s m e n s c h l i c h e n A n t l i t z e s i n d e r K u n s t d e r G e i s t e s k r a n k e n.

Überblicken wir das bisher Gesagte, so müssen wir bekennen, daß wir nichts geleistet haben, um die wirkliche Eigenart der Bildnereien Geistes= kranker zu verstehen, ihre Formkriterien oder ihre physiognomische Eigenart, die uns so einprägsam scheint, wenn wir die Bildwerke nicht einzeln prüfen

52) Das ist eine durchaus *ad hoc* abgestellte Formulierung. Die unbewußten Anteile des Ich nehmen offenbar eine Sonderstellung ein.

53) Es muß nicht nochmals betont werden, daß auch damit nicht d a s Wesen der Kinderkunst oder der Kunst der Primitiven erforscht wäre, ebensowenig wie hier von „der" Bildnerei der Geisteskranken ausgesagt wird; es handelt sich zunächst um einzelne Züge.

54) Dagegen liegen Theorien über den Entwicklungsablauf des Bilddenkens wenigstens im Ansatz vor. Die konsequenteste stammt von Ernst K r e t s c h m e r (Medizinische Psy= chologie, 4. Aufl., S. 64 ff. Die Entwicklung der Abbildungsvorgänge). Sie knüpft an die — für das Gebiet der Sprachtheorie längst widerlegte — Agglutinationstheorie W u n d t s an, beschreibt Gesetze der Bildagglutination — und zwar durchaus auf dem Boden der psy= choanalytischen Lehre vom Primärvorgang und bleibt, so geistvoll und anregend sie im einzelnen ist, wenig fruchtbar. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß diese glatte entwicklungsgeschichtliche Reihenbildung, die nicht angibt, was jeweils als primitiv gilt und in welchem Verband es steht, der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen nicht ge= recht wird. Die Theorie vermag denn auch etwa das Phänomen der paläolithischen Höhlen= malereien ebensowenig zu berücksichtigen, als sich ihr etwa die fesselnden Vergleiche ein= gliedern ließen, die S n i j d e r auf Grund von Untersuchungen K. H. B o u m a n s zwi= schen dem Bildschaffen eines eidetisch begabten schwachsinnigen Kindes und Werken mykenischer Kunst angestellt hat. (Vgl. dazu S n i j d e r, Jahrb. d. deutsch. Archäol. Inst., Bd. 49, 1934, Archäol. Anzeiger, S. 315 ff.).

wie hier einige von ihnen, sondern in großer Zahl an uns vorbeiziehen lassen.

Daß es eine solche physiognomische Eigenart der Bildnerei Geisteskranker gibt, ist kaum zu bezweifeln,[55] so schwer es im Einzelfall ist, die Merkmale von dem abzugrenzen, was da und dort noch innerhalb der Norm anzutreffen ist. Für das Ganze der Erscheinung schien uns die Entscheidung erleichtert; den bildnerischen Drang des Schizophrenen haben wir aus seinem Krankheitsprozeß, genauer: als Heilungsversuch innerhalb des Krankheitsprozesses, aufgefaßt und versucht, auf einige der Merkmale, die von dieser Seite bedingt scheinen, hinzuweisen. Gewiß ist damit nicht viel gewonnen; einer auch nur halbwegs auf Vollständigkeit gerichteten Untersuchung müßte es leicht gelingen, auch an einzelnen bildnerischen Leistungen Geisteskranker noch Züge aufzuzeigen, die als nur für sie charakteristisch, als pathognomonisch gelten dürfen. Aber es schiene mir verfehlt, sollte dieser Versuch von mir oder überhaupt allein in diesem Zusammenhang unternommen werden. Denn diese Merkmale gliedern sich der weiten und umfassenden klinischen Frage nach den Ausdrucksstörungen der Schizophrenie ein. Die Stereotypien etwa, die an manchen ihrer Bildwerke begegnen, können nicht verstanden werden, ohne die Rolle der Stereotypie im schizophrenen Verhalten überhaupt zu prüfen, oder der „*horror vacui*", der gleichfalls manche ihrer bildnerischen Leistungen kennzeichnet, ist so sehr für ihren graphologischen Ausdruck typisch, daß man ihn nur zugleich auf beiden Erscheinungsgebieten (und gewiß nicht allein an ihnen) erörtern könnte. Es hieße groblichen Mißbrauch treiben, wollten wir von der schmalen Basis unserer Zuständigkeit und Fragestellung her so weit ausgreifen.

Nur eine solche Gruppe von Merkmalen, die sich gerade an dem hier erörterten Material aufdrängt, sei noch flüchtig geschildert.

Wer eine Sammlung von Bildwerken Geisteskranker durchblättert, gleichviel ob eine der neueren, wie die von Prinzhorn oder Pfeifer, oder eine der älteren — ich erinnere hier etwa an den Aufsatz von Mohr, — dem wird es auffallen, wie starr und ungelenk die Wiedergabe der menschlichen Gestalt geblieben ist. Man wäre geneigt, dafür die Ungeübtheit der Bildner verantwortlich zu machen und dürfte danach die Frage ausschalten. Aber diese Ansicht ist nicht aufrecht zu erhalten.

Ich darf an das Beispiel der beiden Geübten erinnern, deren Stilveränderung wir als Krankheitsfolge ansehen durften, zunächst an die Kunstgewerb-

55) Die Frage ist von Prinzhorn, (Zeitschrift für die ges. Neurologie und Psychiatrie, 78; 1928) ausführlich erörtert worden. Wie weit ich von anderer Seite her zu ähnlichen Ergebnissen komme wie er und wo ich anders urteile, muß nicht im Einzelnen angegeben werden. Vgl. auch S. 344[12].

lerin. Wir konnten uns im Vergleich ihrer beiden Arbeiten (Abb. 2 und Abb. 3) über den Umfang der Veränderung Rechenschaft ablegen, der sich in der Darstellung der menschlichen Gestalt abspielt, und auch im Schaffen Josephsons haben wir auf Beispiele hinzuweisen (Abb. 4 im Vergleich mit Abb. 5).

Aber um brauchbarere Ergebnisse zu erzielen, ist es zunächst unumgänglich, daß sich unsere Fragestellung dem bescheidenen Material anpasse, über das wir verfügen. Wir schränken unseren Befund ein und erörtern im Folgenden nur die Störung in der Wiedergabe des menschlichen Antlitzes. Die Beschränkung erlaubt uns, genauer zu beschreiben: wir meinen, die Störung äußere sich darin, daß wir an Bildwerken Schizophrener auffallend selten — ich wage nicht, weiter zu verallgemeinern — seltener aber als wir es nach dem sonstigen Umfang ihres bildkünstlerischen Ausdrucksvermögens erwarten dürfen, menschliche Gesichter finden, deren mimischer Ausdruck nach dem optischen Eindruck allein „verständlich" ist.[56]

Eine solche Angabe ist freilich schwer überprüfbar, aber ich kann nicht anders, als sie aufstellen und an einigen Beispielen zu belegen versuchen. Ihre Allgemeingültigkeit muß bei dem noch immer unzureichenden Stand der Erfahrung gewiß bezweifelt, muß aber auch nicht behauptet werden, um unsere Überlegungen zu rechtfertigen. Ich stelle zunächst das Material vor:

Abb. 15 zeigt uns einen geisteskranken Bildner als Kopisten einer Photographie.[57] Man hat ihm sein Vorbild zu spät entrissen. Vorher hat er schon an der Photographie die Köpfe auf seine Weise durch Hineinzeichnen bearbeitet; seine Zusätze entstellen offenbar das ursprüngliche Bild und man mag geneigt sein, zu vermuten, daß hier wie öfters solche Entstellung die Zerstörung des Objektes vertrete. Wir lassen diesen Versuch, den Sinn seines Verhaltens zu erraten, wieder fallen und fragen nach dessen Ergebnis. Offenbar ist durch die Zutat des Zeichners die Wirkung der Köpfe „gesteigert"; der starre Blick wirkt unheimlich. Vor der Kopie des Bildes ist unser Eindruck noch sicherer. Hier ist die mimische Einheitlichkeit, von der das überzeichnete Lichtbild noch Züge bewahrte, vollends verloren, volle Ausdrucksfremdheit erzielt.

56) Ich schalte hier alle Fragen nach Graden, Arten und Bedingungen dessen aus, was man Verstehen eines mimischen Ausdrucks heißt.

57) Prinzhorn, S. 264 f, Abb. 138a und b. (Die Diagnose schwankt zwischen Schizophrenie und Manie. Die Photographie wurde dem Zeichner wie es scheint, beiläufig als Vorlage angeboten, sie stellt für ihn Unbekannte dar; vgl. Prinzhorn, S. 245 ohne genaue Angaben).

Das Beispiel steht nicht isoliert, es gibt andere ähnliche, die ich nicht anführe.[58]

Ich möchte nun die Polarität der Möglichkeit bei der Störung, die ich annehme — das Fehlen der natürlichen Ausdruckslage, der Mitte, in der Wiedergabe des mimischen Ausdrucks bei schizophrenen Bildnern — am Beispiel des Malers Josephson veranschaulichen.

Zunächst ein Blatt (Abb. 16), das eine Vision darstellt. (Gemeint ist die Erschaffung Adams). Das Blatt ist so großartig, seine Wirkung so stark, daß ich an das erinnern darf, was ich einleitend über die Erhaltung des Begabungsfaktors angedeutet habe. Hier stehen wir vor einem komplizierteren Problem, das wir an Hand eines weiteren Beispiels nochmals werden erörtern müssen. Für unseren Zusammenhang ist zunächst eines hervorzuheben: das Zentrum der Wirkung ist der Kopf Gott-Vaters, mit den als Sonnen gezeichneten Augensternen. Sehen wir genau zu, so finden wir, daß einzelne mimische Akzente hervorgehoben und überbetont, daß Mund und Nase verlagert sind. Und nun die Gegenbeispiele.

Zuerst eine Zeichnung, deren Linienschönheit ein Wort besonderer Erklärung fordert (Abb. 17). Was hier im Werk des geisteskranken Künstlers auftritt, steht in mancher Hinsicht in einem festen Entwicklungsverband, bereitet auf künstlerische Lösungen vor, die Jahrzehnte später — in der französischen Kunst vor allem — wieder aufgenommen werden[59]. Wie das im Einzelnen zugeht, kann hier nicht näher erörtert werden[60]. Wir müssen fragen: wie ist das möglich?

Die Antwort kann offenbar nur die sein, daß auch im Falle Josephsons ein Stück Intaktheit der künstlerischen Person, der Ichfunktion, erhalten blieb, — das Wenige, das mir über sein Verhalten während der Krankheit und ihres Ablaufes bekannt wurde, stützt diese Auffassung[61], — und so eine Anpassung des Stils an die entwicklungsgeschichtlich lebendigen künstlerischen Lösungen und Fragen möglich wurde[62].

58) Vgl. etwa Prinzhorn, S. 166, Abb. 101 (drei Zeichnungen der oberen Reihe).

59) Vgl. dazu G. F. Hartlaub. Der Zeichner Josephson, Genius, Zeitschrift für werdende und alte Kunst, 1920, I, S. 19 ff. Außer der dort angeführten Literatur vgl. auch Otto Benesch, dem ich Vorlagen für einige der hier wiedergegebenen Abbildungen danke, in „Die bildenden Künste", Bd. III, 1920/21, S. 171 ff.

60) Schon darum nicht, weil mir Kenntnisse darüber fehlen, inwieweit sich Josephsons Stil auch noch innerhalb seiner Krankheit verändert, bezw. „entwickelt" habe.

61) Vgl. dazu K. Wohlin, Ernst Josephson, 2 Bde., Stockholm 1911.

62) Wie ich mir eine solche Anpassung vorstelle, habe ich an den Werken des Franz X. Messerschmidt angedeutet. (Vgl. diese Zeitschr., Bd. XIX, 1933, bes. S. 390 f u. 407). Eine andere Frage soll hier nicht erörtert werden: Sie würde behandeln, daß auch ein Abbau von Funktionen, wie ihn etwa die Geisteskrankheit mit sich bringt, unter bestimmten Voraussetzungen bewundert werden kann. Der Durchbruch des Es, des Unbewußten mit allen seinen Geheimnissen wird dann bewertet. Das war der Fall zur Zeit des Expressionismus, dessen Rätsel von hier aus faßbar zu werden versprechen. Die Neuentdeckung Josephsons in Deutschland fällt in die Blütezeit des Expressionismus. Die Bewunderung galt vor allem den Werken aus seiner Krankheitszeit.

Aber kehren wir nun zu unserem Ausgangspunkt zurück. Der Kopf des Mädchens auf jener Zeichnung, die uns diese Überlegungen aufnötigte (Abb. 17), steht im vollen Gegensatze zum Kopf Gottes auf der Zeichnung der Vision. Er zeigt äußerste Leere des Ausdrucks; ein Lächeln, das keines ist. Man darf sagen, hier wird ein Mimisches nicht faßbar; gewiß vertritt dieses Blatt nur einen — allerdings häufigen — Typus von Josephsons Zeichnungen; ich zeige einen willkürlich gewählten anderen: Abb. 18, Mädchenköpfe. Man möchte zunächst auf Modellstudien schließen und meint auf den ersten Blick, es handle sich um graphische Versuche an der Grenze der Normalität. Aber dann wird ihre Ausdrucksarmut, ihre Künstelei im Mimischen doppelt deutlich, zumal wenn man ein Bildnis aus Josephsons vorpsychotischer Zeit daneben stellt (Abb. 19); er war ein Meister des Bildnisses und in allem, was Ausdruck und Miene anlangt, von großer Sicherheit.

Ergänzen wir unsere Beispiele: Eines — wieder ein recht typisches — aus der Reihe der ungeübten Geisteskranken — zeigt alles, was wir an den Köpfen Josephsons fanden, nur vergröbert und darum deutlicher (Abb. 20).[63] Wie von Josephson, so wird auch von diesem Kranken berichtet, daß solche Köpfe in großer Zahl entstehen und soweit ich das Material überblicke — Zeichnungen einer Suizidantin, die mir vorliegen und nicht mitgeteilt werden können, ergänzen diesen Eindruck — entstehen solche „physiognomische“ Studien öfters serienweise.

Wir fragen, als was sie zu verstehen seien, können aber kaum hoffen, Erklärungen zu finden, die allen einzelnen Fällen zugleich gerecht werden. Doch vielleicht gelingt es, auf Zusammenhänge hinzuweisen, die sich bei späterer Überprüfung bewähren und zunächst das ganze der Erscheinung lose treffen.

Die nächstliegende Erklärung bezieht sich auf Gegenständliches: man könnte meinen, in den dargestellten Köpfen seien Personen zu erkennen, an die die Zeichner in besonderer Weise gebunden seien, in denen sie etwa Liebesobjekte oder Verfolger sehen. Ich möchte diese Erklärung hier nicht weiter entwickeln; daß es Fälle gibt, in denen sie zutrifft, scheint außer Frage zu stehen. Eine andere mag sie ergänzen. Denn gleichviel, was „gemeint“ sei, welche Person, welche Phantasiegestalt, im Zentrum steht eine Erscheinung, die namentlich an den Kopfstudien Josephsons (Abb. 17 und 18) sehr eindrucksvoll ist: Die Köpfe entgleisen in ihrem mimischen Ausdruck auf eine grundsätzlich gleichartige Weise. Das legt mir den Gedanken nahe, es handle sich hier um einen Restitutionsversuch auf dem Gebiete des Mimischen.[64]

63) Pfeifer, a. a. O., S. 50, Abb. 19.

64) Ich kann nicht vermeiden, hier nochmals auf den Bildhauer Fr. X. Messerschmidt zu verweisen (Vgl. diese Zeitschr., Bd. XIX, 1935.) Ich habe zu zeigen versucht,

Diese Behauptung bedarf zunächst einer Erläuterung. Der mimische Ausdruck ist an das Du, an den andern gerichtet. Kontakt mit der Umwelt ist sein Ziel. Dieser Kontakt ist im schizophrenen Prozeß an entscheidender Stelle gestört, im Endzustand fast gelöst. Das mag erklären, wieso der ganze Ausdrucksapparat der Schizophrenie als „unnatürlich" imponiert. Dieser Charakter, auf den gerade die besten Diagnostiker sich immer wieder mit voller Sicherheit berufen, die den Eindruck der Fremdheit und Unzugänglichkeit in extremen Fällen auch der Umwelt der Kranken vermittelt, läßt sich nun leicht mit Freuds Anschauungen verbinden. Danach läge es nahe, in den mimischen „Bemühungen" der Schizophrenen, in der Manieriertheit etwa oder in dem Gewichtig-scheinen-wollen bei gleichzeitiger Leere der Züge, einen Restitutionsversuch auf dem Gebiete der Autoplastik zu sehen.

Aber nehmen wir an, diese Auffassung fände Beifall, so wird sich an dieser Stelle doch entschiedener Widerspruch erheben. Man wird darauf hinweisen, daß die bildnerische Darstellung des mimischen Verhaltens und der mimische Ausdruck des menschlichen Antlitzes selbst streng zu unterscheiden seien oder Beweise dafür verlangen, daß sich das Phänomen der Autoplastik mit dem der Alloplastik, das Antlitz des Zeichners mit dem Antlitz auf seiner Zeichnung verbinden lasse.

Ich gebe zu: Beweise vermag ich nicht beizubringen, aber doch auf einiges hinzuweisen, was die Hypothese unterstützen könnte, die hier als solche im Bewußtsein voller Unsicherheit vorgetragen wird. Wer je mit bildenden Künstlern Umgang hatte, wird aus ihrem Mund eine Theorie über die Beziehung von Bildner und Bild in der einen oder anderen Form vernommen haben, die meines Wissens zuerst und am tiefsten Leonardo da Vinci vorgetragen hat.[65] Dem Künstler liege es nahe, die Gestalten seiner Bilder mit seiner eigenen Körperlichkeit zu erfüllen, sie der eigenen Erscheinung anzunähern, „wenn nicht ein langes Studium ihn davor behütet".

Was hier — frei wiedergegeben — als Meinung Leonardos begegnet, ist gerade in der letzten Zeit ein Stück weit wissenschaftlich faßbar geworden. Ich nenne drei benachbarte Forschungsgebiete, auf denen sich Bestätigungen für diese Meinung Leonardos — und so vieler Künstler neben und nach ihm

wie er in seinen sogenannten „Charakterköpfen" einer doppelten Absicht diente: Einmal unter dem Bemühen pathognomische Studien vorzulegen, einen großartigen Restitutionsversuch entwickelte und andererseits den einzelnen Köpfen apotropäischen Charakter lieh. Deutlich unterschieden von diesen Köpfen, in denen wir unter verschiedener Verkleidung sein Selbstportrait erkennen — und darum ist dieser Fall einfacher, minder hypothetisch als die, um deren Erklärung wir uns jetzt bemühen — sind die Köpfe der verfolgenden Geister, die er gleichfalls modelliert hat.

65) Leonardo da Vinci: Das Buch von der Malerei, Cod., vat. 1270, ed. Ludwig (Quellenschriften für Kunstgeschichte XVIII, 1882; vgl. auch Quellenschriften XV, 157. 159); Herzfeld, Leonardo d. V., Jena 1925, S. 147/XXXIV.

— ergeben zu haben scheinen: Sabine Spielrein hat Ergebnisse, die sich beim Vergleich an Kinderzeichnungen bei offenen und geschlossenen Augen ergaben, im Sinne dieser Auffassung gedeutet[66] und G. Engerth hat bei einem Fall von Autotopagnosie eindrucksvolle Beobachtungen gemacht.

Solange eine Fingeragnosie dauerte, war der sonst als Zeichner geübte Kranke unfähig, die eigene oder eine fremde Hand im Bilde darzustellen. Als die Störung behoben, die Zeichenfunktion auch in diesem Punkte wiederhergestellt war, trat die Störung beim Versuch, mit geschlossenen Augen zu zeichnen, doch noch auf[67].

Endlich meine ich nur aus der Beziehung zwischen bildnerischer Tätigkeit und Erleben am eigenen Körper ein großartiges und anschauliches Material verstehen zu sollen, an dem L. Münz eine erste Vorstellung vom plastischen Schaffen Blinder zu geben vermochte.[68]

Ich breche hier mit dem Bewußtsein ab, die Diskussion schon zu weit geführt zu haben. Wir stehen an der Grenze der Neurologie, der es nun zufällt, unsere Hypothese kritisch zu prüfen oder ihre Grundlagen zu sichern. Ich meine, daß durch die Arbeiten P. Schilders die unmittelbare Beziehung herzustellen sein kann.[69] In seinem Arbeitsgebiet mag sich für unsere These: die Störung im Erfassen des mimischen Ausdrucks im Bildwerk Geisteskranker verarbeite die Störung am eigenen Ausdruckssystem, sei gleichsam Restitutionsversuch aus zweiter Hand, die ausreichende Grundlage finden lassen.

VI.

Schlußbemerkung.

Ein Geisteskranker Prinzhorns, ein Schnitzer, von dem neben vielen phantastischen und bizarren Arbeiten auch die beiden hier wiedergegebenen „Karikaturen" Bildnisse Hindenburgs (Abb. 13) und der beiden deutschen Kaiser in einem Kopf (Abb. 14) stammen, hat einen Ausspruch getan, der uns wie mit einem Schlage verdeutlicht, wie tief verstrickt die Problematik ist, an die wir zu rühren versuchten: Er schildert seinen Schaffensvorgang mit den Worten „Wenn ich ein Stück Holz vor mir habe, dann ist da drin eine Hypnose, folge ich der, so wird etwas draus, sonst aber gibt es Streit."

66) Vgl. diese Zeitschr., Bd. XVII, 1931.

67) Vgl. G. Engerth, Zeichenstörungen bei Patienten mit Autotopognosien, Zeitschr. f. d. ges. Neurologie und Psychiatrie, Bd. 143, 1933.

68) L. Münz (und Viktor Löwenfeld): Plastische Arbeiten Blinder, Wien 1934. Diese kurze Erwähnung kann es nicht unternehmen, dem Gedankenreichtum dieser Arbeit irgend gerecht zu werden.

69) Man darf als Ausgangspunkt solcher Untersuchung etwa auf die Tatsache hinweisen, daß bei Primitiven öfters entscheidende Unterschiede zwischen der Wiedergabe menschlicher und tierischer Gestalt bestehen, vgl. etwa K. von den Steinen, Unter den Zentralvölkern Brasiliens 1894 (ein unzureichender Erklärungsversuch, S. 237).

Wir stellen diesem Ausspruch den Gedanken Michelangelos gegenüber, nach dem schon der Marmorblock jede Gestaltung enthalte, die der Künstler wähle. Die Auffassung Michelangelos wurzelt in der platonischen Kunstauffassung, die dem Künstler die Aufgabe zuweist, in seinem Werk die Natur nicht nachzubilden, sondern zu übertreffen, einem bestimmten Ideal der Schönheit zu dienen, die in seinem Innern lebt. Der Inhalt dieser Kunstanschauung, die sich durch den ganzen Bereich des abendländischen Denkens verfolgen läßt,[70] läßt sich unmittelbar mit dem Ausspruch des Geisteskranken verbinden; beide beschreiben das gleiche psychische Geschehen; den Mechanismus der Projektion, die Verlegung eines inneren Erlebens, einer „inneren Vorstellung" in die Außenwelt.

Beim Versuch, die Unterschiede zu erfassen, darf man etwa dem Zwang des Kranken die Freiheit des Künstlers gegenüberstellen. Und doch bleibt daneben Gemeinsames bestehen. Denn wollte man sagen, es handle sich bei dem Kranken darum, daß er in seinem Holzblock halluzinierte Gestalten sehe — so wäre zu erwidern: Halluzination sei ein Grenzwert der Reihe Vorstellung — Wahrnehmung,[71] und die Grenze von Pathologischem und Normalem verfließe in diesem Falle. Die Pareidolien der Gesunden seien als Normalvorbild anzusehen.[72] Man darf hinzufügen, im engeren Bereich des bildkünstlerischen Schaffens spielt eine gewisse Technik im Erzeugen von Bildeindrücken, die durch Zufallsgebilde ausgelöst werden, eine erhebliche Rolle. Leonardo, der dem Künstler den Rat gibt, seine Einbildungskraft zu schulen, indem er auf bröckelndes Mauerwerk blicke, gibt hier eine ältere, völlig gleichlautende chinesische Künstleranweisung wieder (11. Jahrh.), die sich an einem reichen Material bis in unsere Zeit verfolgen läßt,[73] in der sie — im Rorschachschen Formdeutungsversuch — in den Dienst der Psychodiagnostik getreten ist. Beim geisteskranken Bildner wie beim bildkünstlerisch tätigen Gesunden ist danach der Mechanismus der Projektion als eine Grundlage des Schaffens anzuerkennen.

Aber — müssen wir hinzufügen — dieser Mechanismus steht jeweils in einem *toto coelo* verschiedenen Zusammenhang. Diese Verschiedenheit wird weder beim Studium des Schaffens als eines Prozesses, noch bei dem der

70) Vgl. E. Panofsky: Idea, ein Beitrag zur Begriffsgeschichte der älteren Kunsttheorie, Studien der Bibliothek Warburg, Leipzig 1924.

71 Vgl. dazu H. Flournoy, Le problème des hallucinations au point de vue psychanalytique. Archives Suisses de Neurologe et de Psychiatrie XXXII, 1933.

72) Vgl. dazu das reiche Material bei Jaspers, Allgemeine Psychopathologie, 3. Aufl., 1923. Diese Frage ist nach den Forschungen der Eidetik neuerdings freilich offenbar auch anders zu beurteilen und führt auf andere Zusammenhänge hin.

73) Vgl. Prinzhorn, loc. cit., S. 24, E. Kris und O. Kurz, Die Legende vom Künstler, Wien 1934, S. 54.

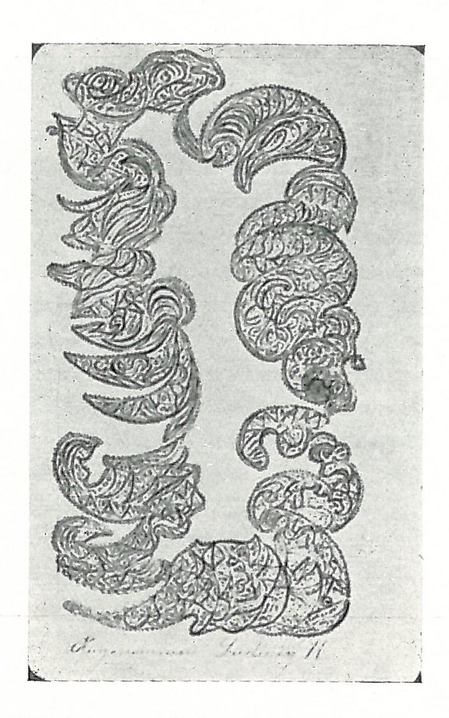


Abb. 1: Kritzelei eines Geisteskranken (nach Prinzhorn)

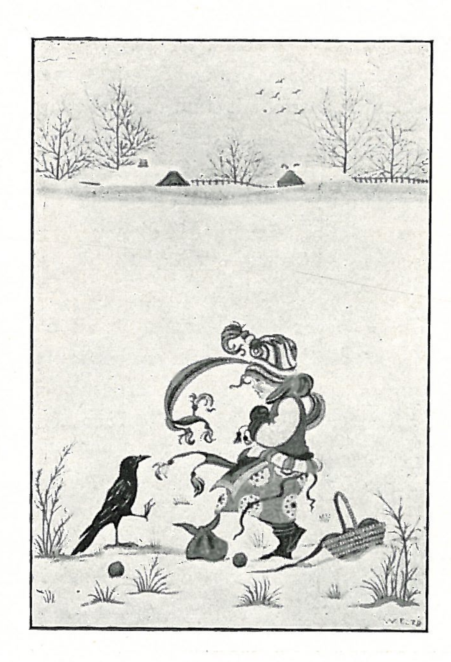


Abb. 2: Märchenillustration (nach Pfeifer)



Abb. 3: „Bildnis" (nach Pfeifer)

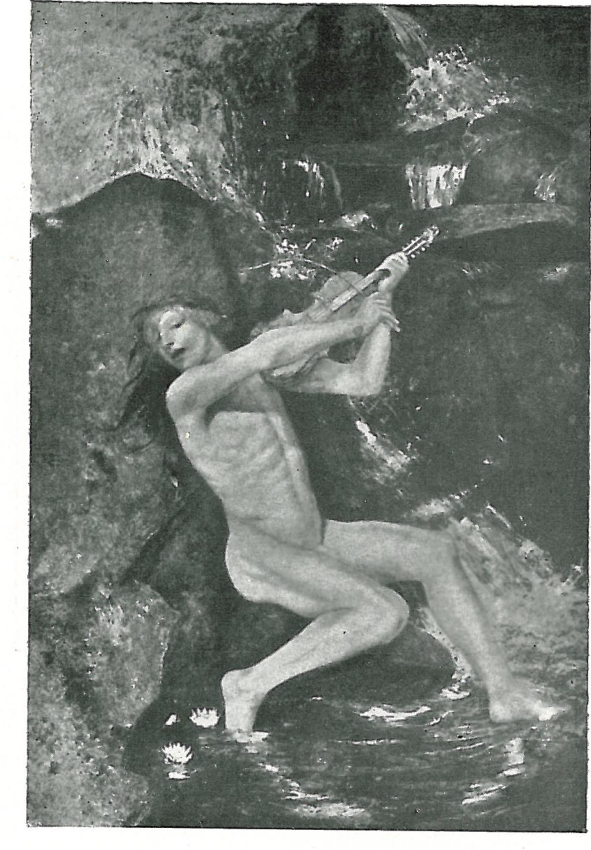


Abb. 4: Ernst Josephson, Der Nöck



Abb. 5: Ernst Josephson, David und Goliath (1889)



Abb. 6 a und b: Zeichnungen einer Hysterischen (nach Bertschinger)

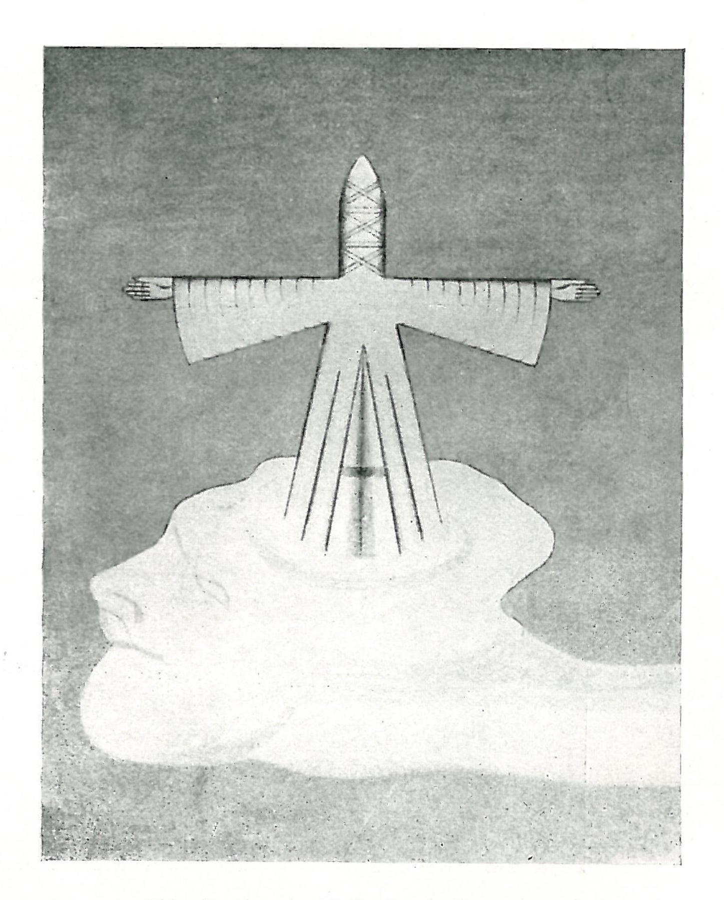


Abb. 7: Der Antichrist (nach Prinzhorn)



Abb. 8: Der „Wunderhirte" (nach Prinzhorn)



Abb. 9: „Sechs Köpfe" (nach Prinzhorn)

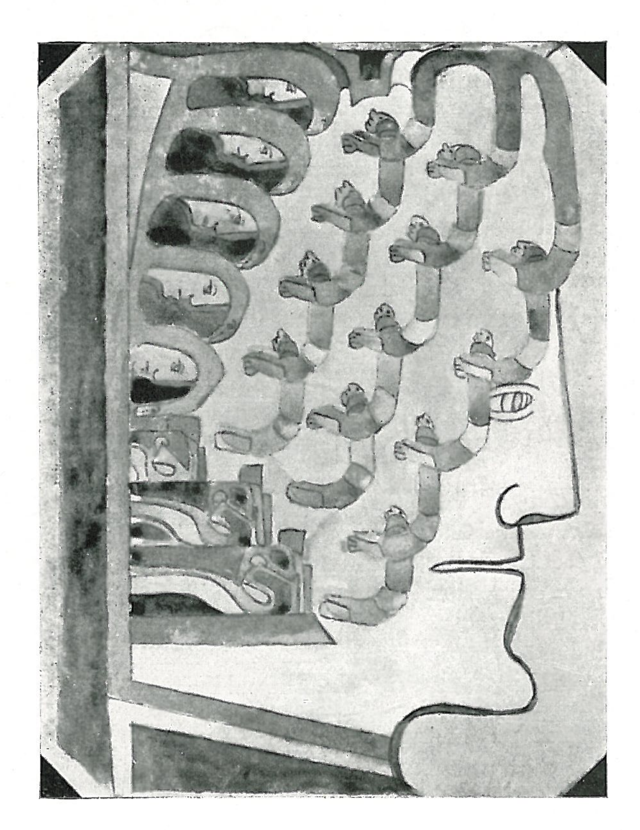


Abb. 10: „Wurmlöcher" (nach Prinzhorn)



Abb. 11: Kopfkombination (Gryllos)



Abb. 12: „Karikatur" auf Napoleon I.



Abb. 14: „Wilhelm I. und II." (nach Prinzhorn)



Abb. 13: Hindenburg (nach Prinzhorn)

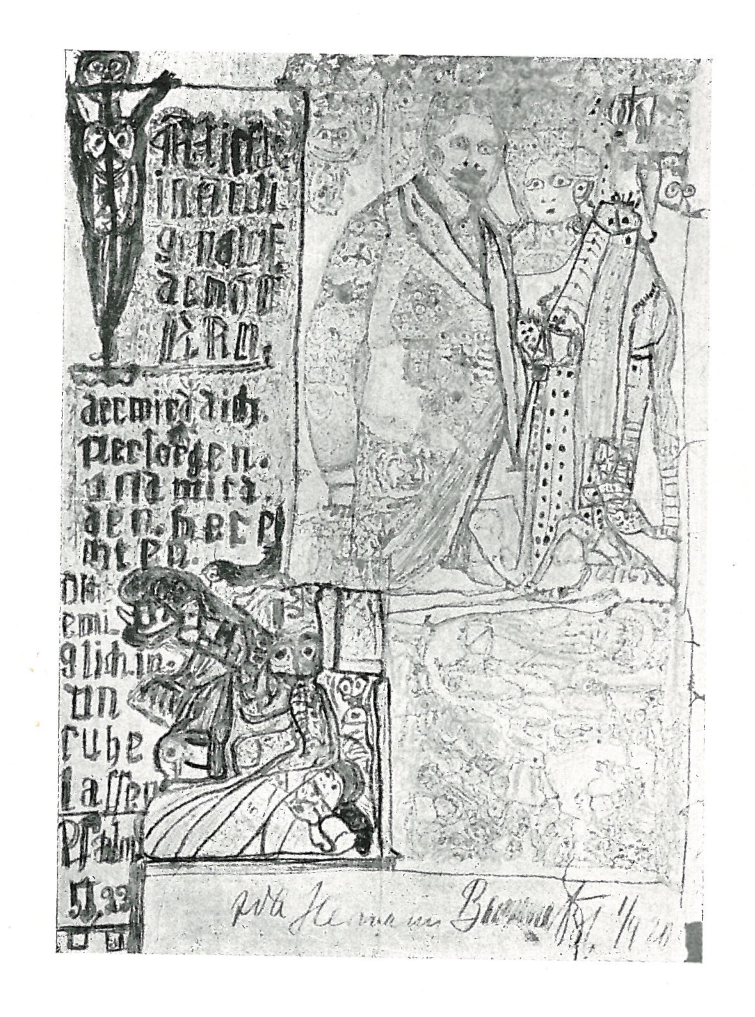




Abb. 15a und b: Die Zeichnung eines Geisteskranken
und ihre Vorlage
(nach Prinzhorn)



Abb. 16: Ernst Josephson, Adam

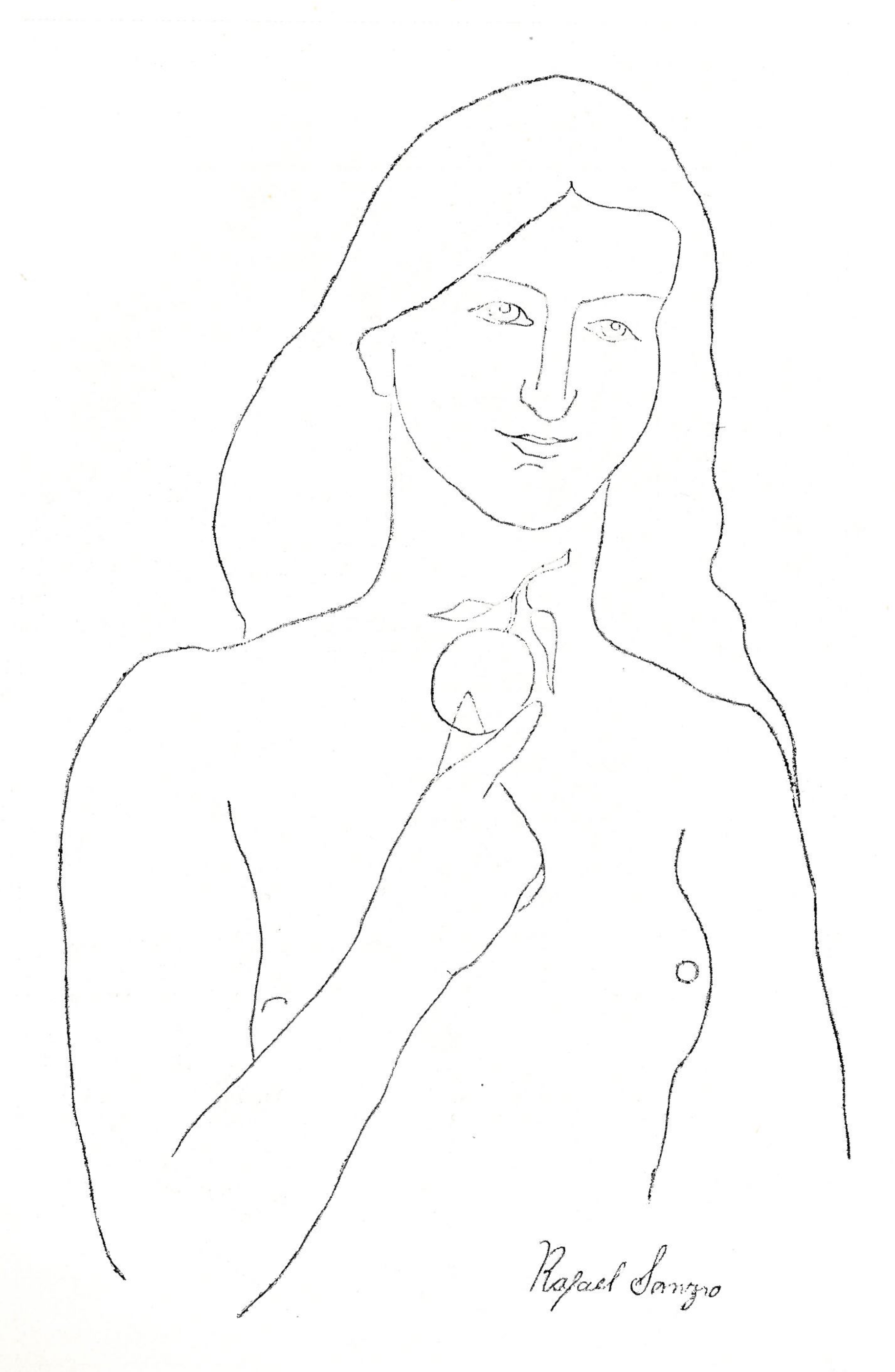


Abb. 17: Ernst Josephson, Weibliches Bildnis



Abb. 18: Ernst Josephson, Mädchenköpfe

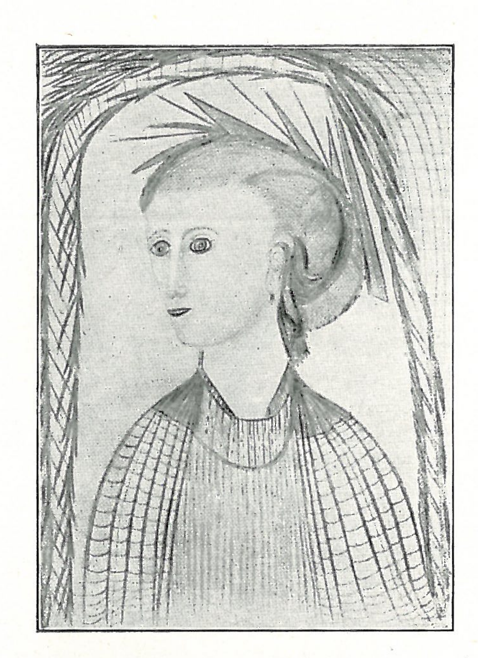


Abb. 20: Zeichnung einer Geisteskranken (nach Pfeifer)

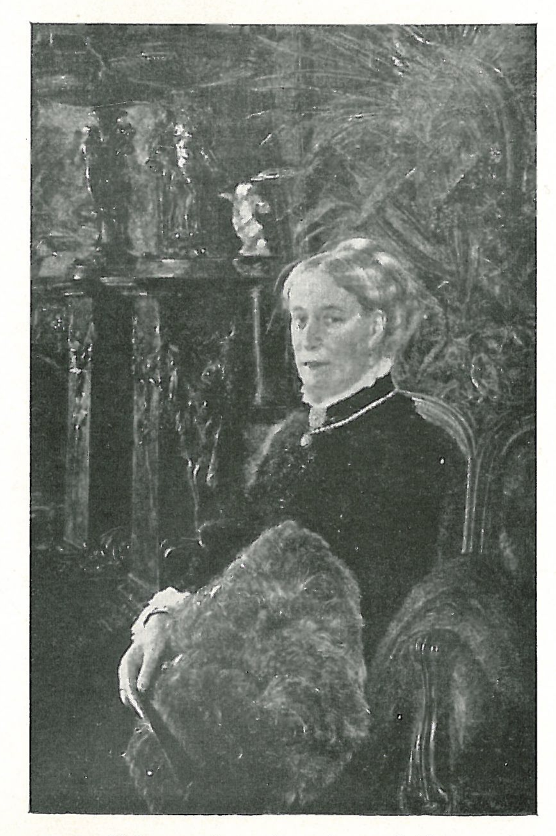


Abb. 19: Ernst Josephson, Bildnis

psychischen Vorgänge beim Schaffenden deutlich, sondern ist uns am leichtesten zugänglich vor dem geschaffenen Werk: das Werk des Geisteskranken ist „unverständlich" — wie seine Rede es ist; je nach dem Grade der Störung kann uns sein Kommentar zu einem Verständnis verhelfen oder auch dieses Mittel versagt. Versuchen wir, uns diesen Sachverhalt auf Grund psychoanalytischer Einsicht zu verdeutlichen, so dürfen wir sagen: Die Ichfunktion des Geisteskranken ist gestört, das Ich aber ist, wie es die Stätte der Wahrnehmung ist, auch die Stätte formaler Bearbeitung, die den Kontakt mit der Außenwelt gestaltet.[74] Damit ist nichts Neues gesagt, nur eine Folgerung aus dem Tatbestand gezogen, von dem wir bei dieser Arbeit ausgegangen sind. Die Bildnerei der Geisteskranken folgt als Restitutionsversuch dem Primärvorgang, der „Sprache" des Es; wir kennen ihre Eigenart aus der Lehre vom Traum, der unverständlich ist, ehe wir ihn nicht unter bestimmten Bedingungen mit Hilfe einer bestimmten Übersetzungstechnik „deuten"; auch an ihm hat das Ich nur einen geringen Anteil. Suchen wir nun das Bildwerk des Künstlers dem des Geisteskranken gegenüberzustellen, so scheint sich uns gleichfalls aus den schon entwickelten Gedankengängen eine Hilfe zu bieten: auch im Kunstwerk sind unbewußte Inhalte lebendig, auch dort drängt der Primärvorgang ans Licht, aber das Ich behält seine Herrschaft, bearbeitet auf seine Weise, sorgt, daß die Entstellung nicht zu weit gehe.

„Man möchte mehr darüber erfahren, wie das Ich dabei verfährt", aber diese Frage liegt schon weit jenseits der Grenzen unseres Themas, im Bereiche der Kunstpsychologie.[75] Wir scheuen davor zurück, so weit vorzudringen; nur mit einer Vermutung wollen wir versuchen, den Zusammenhang mit unserem engeren Thema nochmals aufzunehmen. Der Unterschied zwischen dem Werk des Geisteskranken und dem Werk des Künstlers ist als ein scharfer, ein grundsätzlicher dargestellt worden; das wird den fließenden Übergängen nicht gerecht, die daneben bestehen. Diese Übergänge werden eindrucksvoll, wenn wir vom Werk nochmals zum Schaffensvorgang zurückblicken. Neben den Zügen, die wir schon angeführt haben, empfiehlt sich einer, dessen wir noch nicht gedachten, im besonderen Maße unserer

74) Man darf daraus, wie ich meine, mit Recht folgern, der öfters gebrauchte Ausdruck „unbewußte Verständigung" sei unkorrekt oder ergänzungsbedürftig. Das heißt, eine Verständigung von „Es zu Es" ist nicht vorstellbar, dagegen eine solche bei unter bestimmten Bedingungen herabgesetzter Herrschaft des Ich, am besten im Falle des Einverständnisses von Ich und Es. Auch von hier führt ein Weg in die Psychologie der Kunst und des Künstlers.

75) Der Zugang vom Standpunkt der Psychoanalyse scheint mir in F r e u d s Vergleich von Phantasie und Dichtung zu liegen, dessen Gedanken im Vorstehenden nur variiert wurden. (Der Dichter und das Phantasieren. Ges. Schr., Bd. X.)

Beachtung. Man mag daran zweifeln, wie weit er gültig ist; hier soll er nur für das Gebiet bildkünstlerischen Schaffens behauptet werden. Auch beim bildenden Künstler hat das Schaffen des Bildes öfters Züge, die an den Restitutionsvorgang gemahnen. Analytische Erfahrungen, vornehmlich von Sharpe[76] und Fenichel, die ich weitgehend bestätigt fand, zwingen den Gedanken auf, daß der Vorgang der Projektion beim künstlerischen Schaffen auch der Wiederherstellung introjizierter und so verlorener Objekte dienen kann. Es ist hier nicht der Ort, diese Gedanken weiter zu verfolgen, die namentlich in der Darstellung von Sharpe zu einer Grundlegung einer Künstlerpsychologie ausgebaut werden. Nur eines ist hervorzuheben:

Bei diesem Vorgang — und da liegt neuerlich die Trennung gegenüber dem Restitutionsversuch in der Bildnerei der Geisteskranken, — entsteht das Objekt neu, in seiner vollen, ja zuweilen in erhöhter Wirklichkeit, für den Künstler und für die Gemeinschaft, an die er sich wendet.

76) E. Sharpe, Über Sublimierung und Wahnbildung, Int. Zeitschrift f. Psychoanalyse, Bd. XVII, 1931; dies.: Similar and divergent unconscious determinants underlying the sublimation of pure art and pure science. Intern. Journal of Psycho-Analysis XVI (1935). O. Fenichel, Schautrieb und Identifizierung, Int. Zeitschrift f. Psychoanalyse, Bd. XXI, 1935.

MITTEILUNGEN UND DISKUSSIONEN

Über Libidokriterien

Von
Richard Sterba
Wien

Bernfeld beschäftigt sich in der Arbeit „Über die Einteilung der Triebe"[1] mit der Einteilung der Triebe und den Wandlungen dieser Einteilung im Verlaufe der Entwicklung der psychoanalytischen Trieblehre. Er geht dabei ausführlich auf die Kriterien der libidinösen Vorgänge ein und findet eine Reihe der von Freud postulierten Kriterien libidinöser Vorgänge nicht haltbar, so die Beziehung zur somatischen Quelle und ihrem Ziel, das chemische Kriterium, das physiologische Kriterium; es bleibe schließlich nur ein Kriterium bestehen, das er das „psychoanalytische" nennt. Zu den Sexualtrieben gehört nach Bernfelds „psychoanalytischem" Kriterium „alles, was mit der Sexualität im üblichen Wortsinn zu tun hat; alle lustvollen Betätigungen an den erogenen Zonen; und schließlich alles, was nach analytischer Arbeit davon abstammt."

Bernfeld zählt Beispiele für sein psychoanalytisches Kriterium auf: „Wenn im Laufe einer Analyse die fragliche Triebhandlung ihre Abstammung aus einer Onaniephantasie erweist; wenn sie durch Verdrängung von einem sexual-orgastischen Erlebnis getrennt wurde, das ursprünglich mit ihr verbunden war; wenn sie dieselbe Funktion im seelischen Ganzen erfüllt, die früher (oder „normalerweise") von einem sexuellen Affekt oder einer sexuellen Handlung erfüllt wurde — dann wird sie zu ein und derselben Klasse gezählt werden, nämlich zu den Sexualtrieben."

Wenn wir das Zuordnungsprinzip Bernfelds, das er „psychoanalytisches" Kriterium nennt, genauer untersuchen, so fällt uns daran auf, daß es nicht von einem einheitlichen Gesichtspunkt aus aufgestellt erscheint, daher in sich selbst nicht einheitlich anmutet. Denn es ist im psychoanalytischen Kriterium eine populär-sprachliche Kennzeichnung: „Alles, was mit Sexualität im üblichen Wortsinn zu tun hat" vereinigt mit einem lustpsychologischen Kennzeichen: „alle lustvollen Betätigungen an den erogenen Zonen, und was davon abstammt".

Freud hat, wie Bernfeld feststellt, eine Definition des Begriffes sexuell vermieden. Auch in der Vorlesung „Das menschliche Sexualleben" aus der ersten Folge der „Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse" weicht Freud einer Inhaltsbestimmung des Begriffs „sexuell" aus. Um einige Klärung darüber zu verbreiten, was unter „sexuell" gemeint sei, steckt er zunächst den Bereich dessen ab, was wir gemeinhin als sexuell bezeichnen, und führt uns in einer

1) Imago, Bd. XXI, 1935.

großartigen Schau, die er selbst mit den Gesichten des heiligen Antonius in den „Tentations“ von Flaubert vergleicht, die Perversionen vor, die unserem gefühlsmäßigen Sprachgebrauch nach ja als unzweifelhaft sexuell angesprochen werden. Er meint dazu: „Im ganzen sind wir ja nicht ohne Orientierung darüber, was die Menschen sexuell heißen“. Wir sehen, daß auch hier die gefühlsmäßig sprachliche Belegung mit dem Wort „sexuell“ als eine Art Einteilungsprinzip fungiert, ähnlich wie bei Bernfeld. Es wird im folgenden zu untersuchen sein, welche Vorgänge vom allgemeinen Sprachgebrauch als sexuell bezeichnet werden, woraus wir also im ganzen nicht ohne Orientierung darüber sind, was als sexuell anzusprechen sei. Meiner Meinung nach ist die Orientierung darüber, was sexuell ist, durch Einfühlung gewonnen und unser Kriterium ist das Gefühlsphänomen der sexuellen Lust.

Die Zuordnung von Lust und Sexualität läßt sich aus den Freudschen Schriften auf definitionsvergleichendem Wege ermitteln. Wenn wir die klassische Definition des Begriffes Libido aus „Massenpsychologie und Ich-Analyse“ heranziehen, so beruht sie auf der Verwendung des Wortes „Liebe“:

„Libido ist ein Ausdruck aus der Affektivitätslehre. Wir heißen so die als quantitative Größe betrachtete — wenn auch derzeit nicht meßbare — Energie solcher Triebe, welche mit all dem zu tun haben, was man als Liebe zusammenfassen kann. Den Kern des von uns Liebe Geheißenen bildet natürlich, was man gemeinhin Liebe nennt, was die Dichter besingen, die Geschlechtsliebe mit dem Ziel der geschlechtlichen Vereinigung. Aber wir trennen davon nicht ab, was auch sonst an dem Namen Liebe Anteil hat, einerseits die Selbstliebe, anderseits die Eltern- und Kindesliebe, die Freundschaft und allgemeine Menschenliebe, auch nicht die Hingebung an konkrete Gegenstände oder abstrakte Ideen . . . wir meinen also, daß die Sprache mit dem Wort „Liebe“ in seinen vielfältigen Anwendungen eine durchaus berechtigte Zusammenfassung geschaffen hat, und daß wir nichts Besseres tun können, als dieselbe auch unseren wissenschaftlichen Erörterungen und Darstellungen zugrunde zu legen.“ (Ges. Schr., Band V, 286 f.)

Halten wir daneben, was Freud über die Liebe gesagt hat, etwa in „Triebe und Triebschicksale“, dann kommen wir zum Ergebnis, daß die zugehörige Lust das Kriterium des Sexuellen sei. „Wenn das Objekt die Quelle von Lustempfindungen wird, so stellt sich eine motorische Tendenz heraus, welche dasselbe dem Ich annähern, in sich einverleiben will; wir sprechen dann auch von der ‚Anziehung‘, die das lustspendende Objekt ausübt, und sagen, daß wir das Objekt ‚lieben‘.“ (Ges. Schr., Band V, S. 462.)

„Das Wort ‚lieben‘ rückt also immer mehr in die Sphäre der reinen Lustbeziehung des Ichs zum Objekt und fixiert sich schließlich an die Sexualobjekte in engerem Sinne und an solche Objekte, welche die Bedürfnisse sublimierter Sexualtriebe befriedigen.“ (Ges. Schr., Band V, S. 463.)

Liebe findet sich also dort, wo das Objekt zur Quelle der Lust wird. Da „Liebe“ gleichzeitig die Unterlage des Begriffsinhaltes Libido = Sexualtrieb-

energie ist, erscheint auch aus dieser vergleichenden Aufstellung die Lust als Kriterium des Sexuellen. Es ist in diesem Zusammenhang gut verständlich, daß Lustprinzip und Sexualität bei Freud einander zugeordnet werden, etwa in folgenden zwei Stellen aus dem Aufsatz „Das ökonomische Problem des Masochismus":

„Das Lustprinzip vertritt den Anspruch der Libido" und „von welcher Macht die Modifikation (des Nirwanaprinzips zum Lustprinzip) ausging, ist nicht schwer zu erraten. Es kann nur die Libido sein, die sich in solcher Weise ihren Anteil an der Regulierung der Lebensvorgänge neben dem Todestrieb erzwungen hat." (Ges. Schr., Band V, S. 376.)

Wenn wir die zwei klassischen libidotheoretischen Arbeiten Freuds, die „Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie" und „Zur Einführung des Narzißmus" auf ihre Erkenntnismethode libidinöser Vorgänge untersuchen, so finden wir in ihnen unsere Annahme, daß Sexualstrebungen an ihrem Lustwert erkennbar sind, am Gang der Untersuchung bestätigt. In den „Drei Abhandlungen" geht die Untersuchung von manifesten Lusterlebnissen der Perversen aus, beginnend bei den Homosexuellen. Es werden im weiteren Analogien mit dem kindlichen Verhalten aufgezeigt; das Kapitel 7 der I. Abhandlung heißt: „Verweis auf den Infantilismus der Sexualität" und leitet zur II. Abhandlung über, die „Infantile Sexualität" überschrieben ist. Im Zentrum dieser Abhandlung steht die Untersuchung des Wonnesaugens. Als bestimmendes Moment daran wird folgendes festgestellt: „es ist deutlich, daß die Handlung des lutschenden Kindes durch das Suchen nach einer — bereits erlebten und nun erinnerten — Lust bestimmt wird." (Ges. Schr., Band V, S. 56.) Dasselbe Erkennungsmerkmal wird für die übrigen infantilen Sexualäußerungen aufgestellt.

In „Zur Einführung des Narzißmus" ist die Bedeutung der Lust als Kriterium des Sexuellen, auch des narzißtisch Sexuellen, deutlich. Es heißt dort: „Der Terminus Narzißmus entstammt der klinischen Deskription und ist von P. Näcke 1899 zur Bezeichnung jenes Verhaltens gewählt worden, bei welchem ein Individuum den eigenen Leib in ähnlicher Weise behandelt wie sonst den eines Sexualobjekts, ihn also mit sexuellem Wohlgefallen beschaut, streichelt, liebkost, bis es durch diese Vornahmen zur vollen Befriedigung gelangt. In dieser Ausbildung hat der Narzißmus die Bedeutung einer Perversion, welche das gesamte Sexualleben der Person aufgesogen hat, und unterliegt darum auch den Erwartungen, mit denen wir an das Studium aller Perversionen herantreten.

Es ist dann der psychoanalytischen Beobachtung aufgefallen, daß einzelne Züge des narzißtischen Verhaltens bei vielen mit anderen Störungen behafteten Personen gefunden werden, so nach Sadger bei den Homosexuellen und endlich lag die Vermutung nahe, daß eine als Narzißmus zu bezeichnende Unterbringung der Libido in viel weiterem Umfang in Betracht kommen und eine Stelle in der regulären Sexualentwicklung des Menschen beanspruchen könnte." (Ges. Schr., Band VI, S. 155.)

Ausgehend vom sexuellen Lustwert der Perversion Narzißmus wird dieser

Lustwert im Verlaufe der normalen Entwicklung festgestellt und auf diese Weise die libidotheoretische Berechtigung der Aufstellung des Narzißmus erwiesen.

Wenn uns nun tatsächlich die Lust das Kriterium des Sexuellen ist, muß es uns von therapeutisch-praktischen Gesichtspunkten aus von Interesse sein, wie wir diesem Kriterium im individuellen Einzelfalle nachspüren, und was uns bei der Verifizierung der Vermutung, ein seelisches Phänomen sei sexueller Natur, zu leiten vermag. Es handelt sich uns also um die Wege der Ableitung der libidotheoretischen Erkenntnisse aus der praktisch-analytischen Erfahrung.

Letzten Endes und im strengsten Sinne ist die Verifizierung der Vermutung, ein seelischer Vorgang sei sexueller Natur, nur daraus möglich, daß der Träger oder Produzent des Vorgangs den Lustwert desselben anerkennt, und zwar indem er sexuelle Lust im Zusammenhang mit dem zu untersuchenden Vorgang erlebt oder sich an das Erlebnis sexueller Lust im Zusammenhang mit dem zu untersuchenden Vorgang erinnert.

Dies ist tatsächlich das Vorgehen im streng durchgeführten analytischen Verfahren. Dem Analysanden wird durch Behebung der Verdrängung für jene seelischen Gebilde, an deren Zustandekommen libidinöse Triebkräfte beteiligt sind, der Zusammenhang mit sexueller Lust gegenwärtig oder aus der Erinnerung bewußt. Die libidinösen Anteile eines psychischen Gebildes, etwa eines Symptoms, einer Symptomhandlung, eines Sublimierungsproduktes, sind also im strengsten Sinne dann erst analytisch feststehend, wenn im Ich des Trägers der Zusammenhang mit sexueller Lust erlebt oder erinnert wird. Dieses Erlebnis des Zusammenhanges eines seelischen Vorgangs oder Gebildes mit sexueller Lust ist der wichtigste Erkenntnisweg libidotheoretischer Untersuchungen. Immer jedenfalls ist der therapeutische Erfolg an dieses Erlebnis geknüpft, was Freud in die knappe Formulierung Molières „*Il y a fagots et fagots*" gefaßt hat.

Ein kurzes Beispiel möge das hier Gesagte demonstrieren. An einer Patientin ist ein intensiv erlebtes Mitgefühl für Tiere auffällig. Dieses Mitgefühl ist so stark, daß der Patientin der Anblick rohen Fleisches, wie es in den Auslagen der Fleischerläden liegt, unerträglich ist, so daß sie in phobischer Vermeidung solchen Läden in weitem Bogen ausweicht. Es war in der Analyse lange Zeit unklar, welche libidinöse Strebung dem Affekt und der neurotischen Vermeidung zugrunde lag. Nach Überwindung zahlreicher Widerstände geschah eines Tages folgendes. Die Patientin saß im Wartezimmer ihres Zahnarztes, in ängstlicher Erregung, da sie sich vor dem Zahnarzt sehr fürchtete. Sie las während des Wartens eine dort aufliegende Jagdzeitung und stieß auf folgende Stelle: „Welch Hochgefühl für den Jäger, wenn er den Hirsch durch einen Blattschuß getroffen, mitten im Feuer aufspringen und niederstürzen sieht." In diesem Moment verspürte sie eine heftige, ihr sonst ganz ungewohnte, lebhaft lustvolle genitale Sensation. Damit war die masochistisch-libidinöse Komponente an ihrem Mitgefühl mit Tieren erwiesen; ihre Vermeidung galt der allzu starken Identifizierung mit der gequälten Kreatur. Es lagen, wie ihrer Erinnerung bald zugänglich wurde, in der Kindheit Phantasien vor, in denen sie unter großem Lustgefühl sich mit Rin-

dern identifizierte, denen, wie sie beobachtet hatte, beim Schlachten durch einen Strick die Beine zusammengezogen wurden, so daß sie hinschlugen, wobei ihnen meist ein Horn brach. Es war nicht allzu schwierig, tiefer verdrängte sadistische Lusterlebnisse auf derselben Basis aufzuspüren und bewußt werden zu lassen.

An diesem Beispiel scheint mir der strengste Erweis der libidinösen Grund=lagen eines psychischen Gebildes deutlich aufgezeigt, und zwar eben durch das Erlebnis des Zusammenhanges des zu untersuchenden Phänomens mit sexueller Lust. Das direkte Erlebnis des Zusammenhanges kann auch wohl durch die Er=innerung dieses Zusammenhanges ersetzt sein. In beiden Fällen ist die Vereini=gung des zu untersuchenden Gebildes mit sexueller Lust im Ich des Trägers — als Erlebnis oder als Erinnerung — das wesentliche Kriterium des Libidinösen. Der analytisch=therapeutische Erfolg scheint im allgemeinen nur an diese strengste Bedingung geknüpft.

Der zweite lockerere Weg libidotheoretischer Untersuchung besteht darin, daß man vom Erlebnis dieses Zusammenhanges im Ich des zu Untersuchen=den absieht und sich damit begnügt, daß dieser Zusammenhang durch einfühlende Betrachtung des Anders=seelischen im Ich des Untersuchers sich herstellt.[2] Dieser lockere zweite Weg, der vom Erlebnis des Zusammenhanges im Ich des zu Unter=suchenden absieht und sich mit der Herstellung dieses Zusammenhanges im Ich des Untersuchers begnügt, ist von Freud wiederholt legitimiert worden. Ich erinnere etwa an die klassische Analyse des „Rattenmannes" und an die Be=schreibung der Erzählung der großen Zwangsphantasie durch den Patienten. Der Kranke erzählt: „Der Verurteilte wird angebunden, über sein Gesäß ein Topf gestülpt, in diesen dann Ratten eingelassen, die sich — einbohren." Freud sagt nun weiter: „Bei allen wichtigen Momenten der Erzählung merkt man an ihm einen sehr sonderbar zusammengesetzten Gesichtsausdruck, den ich nur als Grausen vor seiner ihm selbst unbekannten Lust auflösen kann." (Ges. Schr., Band VIII, S. 279 f, Sperrung vom Ref.) Hier wird die Lustmöglichkeit aus dem Gesicht des Patienten gelesen, d. h. durch Einfühlung in das Mienenspiel erfaßt

2) „Libidotheoretisch" wird hier im Sinne des programmatischen Begriffsinhaltes der Bezeichnung „Libidotheorie" gebraucht, wie ihn Freud wiederholt in seinen Schrif=ten formuliert und wie er einer kompilatorisch=kompressiven Sammlung Freudscher Stellen sich etwa folgendermaßen ergibt: „Die Libidotheorie versucht, alle Erscheinungen des normalen und pathologischen (perversen) Sexuallebens vom ersten Lebenstage bis ins Greisenalter, sowie die Erscheinungen der Neurose und Psychose und viele Erscheinungen auf allgemeinem psychologischen Gebiet durch die von der Psychoanalyse über den Sexual=trieb und seine Dynamik und Entwicklung gemachten Beobachtungen und Theorien zu erklären und in den Terminis der Libidolehre auszudrücken. Die Libidotheorie verfährt dabei nicht unähnlich dem Vorgang der Naturwissenschaften, indem sie der komplizierten Fülle der Erscheinungsformen relativ einfache Regeln und Gesetze genetisch erklärend unterlegt". (Aus des Verfassers im Erscheinen begriffenen „Handwörterbuch der Psychoana=lyse".) Die Libidotheorie spürt demnach der Libido in alle seelischen Regungen hinein nach, sie kümmert sich um ihre Umwandlung und Verarbeitung; oder, von der Seite der seelischen Phänomene her betrachtet, sie versucht, die libidinösen Anteile an den seelischen Phäno=menen auszuforschen, sie kümmert sich um die Herkunft dieser Anteile und um das Schicksal, das sie zur Verwendung im jeweiligen Phänomen gebracht hat.

und so der Zusammenhang des Zwangssymptoms mit sadistisch-analer Sexuallust im Untersucher hergestellt. Dem Produzenten der Phantasie selbst bleibt der Zusammenhang unbewußt, bewußt wird nur die Abwehr. Für eine therapeutische Analyse wird es im Zuge des Verfahrens notwendig, durch Beseitigung der Widerstände dem Patienten diese Lust erlebbar zu machen; für eine libido-theoretische Untersuchung und Feststellung genügt die Einfühlung in die psychische Situation des zu Untersuchenden, also hier das Gefühl, daß sich beim Wegfall des Entsetzens das Lusterlebnis einstellen müßte. Dieser zweite lockere Verfahrensweg libidotheoretischer Untersuchungen bietet natürlich weitaus zahlreichere Fehlerquellen als der erste, strengste.

Es ist hier die Stelle, über das Kriterium „gefühlsmäßig-sprachliche Belegung mit dem Wort sexuell" abzuhandeln, welches Kriterium bei Bernfeld *expressis verbis* im „psychoanalytischen" Kriterium, bei Freud in der erwähnten Vorlesung „Das menschliche Sexualleben" zu finden ist. Ich glaube, daß man statt gefühlsmäßig hier wohl „einfühlungsgemäß" sagen kann, wobei das Einzufühlende die Lust des anderen ist. Möglich ist solche Einfühlung aus den eigenen sexuellen Erlebnissen der Gegenwart und der Vergangenheit. Je weiter die Erinnerung an einstmals empfundene Sexuallust dem Bewußtsein zugänglich ist, um so reicher wird auch unser Einfühlungsvermögen in fremdes Sexualleben sein. Der Aufschluß der polymorph-perversen Regungen der Kindheit für die Erinnerung, wie er durch eine Analyse geschieht, erweitert diese Einfühlungsfähigkeit in außerordentlichem Maße. Daraus folgt die auch aus anderen Gründen notwendige Forderung, daß der Analytiker einer sorgfältigen und tiefgehenden Analyse unterzogen sei. Im weiteren aber ergibt sich aus der durch die eigene Analyse zustande gekommenen Erweiterung des Einfühlungsvermögens für Sexuelles, daß der Bereich des Sexuellen, wie er durch das gesteigerte Einfühlungsvermögen erfaßt wird, sich für den Analytiker in sehr hohem Maße vergrößert. Große Teile des erweiterten Sexualbereiches, wie ihn die Analyse absteckt, sind also rein einfühlungsmäßig vom Analytiker erfaßt. Das Kriterium „sprachliche Benennung sexuell" ist für den Analytiker auf viel mehr anwendbar als für den Nichtanalytiker. Die Gesichtspunkte Bernfelds im „psychoanalytischen Kriterium", die so disparat schienen, vereinheitlichen sich so beträchtlich, die Kriterien „als sexuell bezeichnetes" und „alle lustvollen Betätigungen an den erogenen Zonen" fallen aus dieser, durch erweiterte Einfühlung gewonnenen Erfassungsmöglichkeit von seiten des Analytikers weitgehend zusammen.

Es gibt einen dritten Weg libidotheoretischer Forschung, indem nämlich die auf den beiden erstgenannten Wegen des Zusammenhangserlebnisses und der Einfühlung gewonnenen Ergebnisse auf dem Wege der Analogie auf andere Untersuchungsobjekte übertragen werden, in der gleichen Weise, in der sonst in Wissenschaften die Ergebnisse genügend zahlreicher Einzeluntersuchungen sich zum allgemein Gültigen erheben. So werden libidinöse Anteile an Gebilden *per analogiam* erschlossen, ohne daß jedesmal eine Verifizierung dieser libidi-

nösen Anteile durch Lusterlebnis oder Einfühlung verlangt wird.

Wollte man die programmatisch begriffene Libidotheorie einer Libidokriminalistik vergleichen, ein Vergleich, der Freud nicht ferne liegt, wenn er von „Schlupfwinkeln der Libido" spricht oder davon, daß der Analytiker der Libido „nachspürt", so käme das erste methodische Verfahren, das das Erlebnis des Zusammenhanges im Ich zum Inhalte hat, in Parallele zum Geständnis, das zweite der einfühlenden Beobachtung zur belastenden Zeugenaussage, das dritte des Analogisierens und indirekten Schließens in Parallele zum Indizienbeweis. Damit ist jeweils die Quantität der Fehlerquellen angedeutet.

Die stehenden Zusammenhänge aber zwischen der Libido und ihren Derivaten auf verschiedenen Gebieten sind primär auf dem Wege des Erlebnisses und der Einfühlung gewonnen und am Kriterium der Lust verifiziert. Der dritte methodische Weg wäre natürlich ohne den ersten und zweiten unmöglich; um es kraß auszudrücken: ohne Neurosenanalysen wäre „Eine Kindheitserinnerung des Leonardo da Vinci" nicht geschrieben worden.

Die Aufstellung der Todestriebe hat zu einem neuen Standpunkt der Betrachtung der Sexualtriebe geführt. Sie sollen von diesem Standpunkt aus unabhängig von der begleitenden Lustempfindung erkannt werden an ihrer Absicht und Tendenz, am deutlichsten vielleicht an ihrem Effekt; und zwar am Effekt oder an der Tendenz: Aufbau, Verschmelzung, Angleichung, Zusammenfassung, Aufhebung der Gegensätze, usf. Das Sexuelle = Libidinöse wäre demnach alles das, was auf einen Effekt abzielt, der im Gegensatz zur Destruktion steht. Dieses Kriterium bezeichnet Bernfeld als „physiognomisches". Drei Stellen, an denen Freud das physiognomische Kriterium besonders deutlich ausspricht, seien hier zitiert:

„. . . Die libidinösen Sexual- oder Lebenstriebe, am besten als Eros zusammengefaßt, deren Absicht es wäre, aus der lebenden Substanz immer größere Einheiten zu gestalten, somit die Fortdauer des Lebens zu erhalten, und es zu höheren Entwicklungen zu führen." (Aus „Libidotheorie", Handwörterbuch für Sexualwissenschaften, herausgegeben von Max Marcuse. Ges. Schr., Band XI, S. 223.)

Libido als Energie des Triebes „die lebende Substanz zu erhalten und zu immer größeren Einheiten zusammenzufassen." (Das Unbehagen in der Kultur, Ges. Schr., Band XII, S. 85.)

Die erotischen Triebe, „die immer mehr lebende Substanz zu größeren Einheiten zusammenballen wollen." (Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse, Ges. Schr., Band XII, S. 262.)

Bernfeld betont mit Recht, daß die beiden Kriterien, das „psychoanalytische" — an dem, wie wir meinen, das Gefühlsmoment der Lust das wesentlichste ist — und anderseits das „physiognomische" — gekennzeichnet durch Tendenz und Effekt: Aufbau — infolge ihrer völligen Verschiedenheit voneinander unabhängig seien und einander auch nicht widersprechen können. Es mag aber zu denken geben, daß die großartigste, uns immer wieder für alles

Sexuelle prototypische Äußerung der Libido, nämlich die geschlechtliche Vereinigung im Sexualakt, in überzeugender Weise eine Vereinigung beider Kriterien zeigt: die Lust aufs Maximale gesteigert und den Effekt Bindung in Form der innigsten Vereinigung zweier Individuen, sowie den Effekt Aufbau in der Zeugung eines neuen Wesens.

Eingegangen im November 1935

BESPRECHUNGEN

Aus der psychoanalytischen Literatur

FREUD, ANNA: **Einführung in die Psychoanalyse für Pädagogen.** Bücher des Werdenden. Band VIII. Herausgegeben von Paul Federn und Heinrich Meng. 2. Aufl. Verlag Hans Huber, Bern, 1935. 104 Seiten.

Die Autorin war vor die Aufgabe gestellt, die Grunderfahrungen der Psychoanalyse vor praktisch arbeitenden Pädagogen gemeinverständlich darzustellen.

Sie war sich der Schwierigkeit wohl bewußt, die darin liegt, den Praktiker zu bewegen, seinen täglichen Erfahrungen grundsätzlich neue Gesichtspunkte abzugewinnen. Mit Geschick und kundiger Hand, die selber die pädagogische Begabung verrät, hat sie die Aufgabe gelöst.

Die Zuhörer sind Horterzieher der Stadt Wien. „Der Kinderhort, der die aus äußeren oder inneren Gründen im Elternhaus gefährdeten Kinder in der schulfreien Zeit des Tages aufnehmen soll, ist die jüngste unter den öffentlichen Erziehungseinrichtungen der Stadt Wien". Er soll der wachsenden Verwahrlosung der Jugend steuern und verdankt seine Existenz der Einsicht, daß Vorbeugen besser ist als Heilen.

In vier Vorträgen, die sorgfältig gegeneinander abgewogen sind, wird der Stoff in allen wichtigen Teilen entwickelt.

Der erste Vortrag orientiert über die infantile Amnesie und den Ödipuskomplex. Es wird darauf hingewiesen, daß unter den Proletarierkindern unendlich mehr Liebe und Zuneigung unter den Geschwistern zu finden ist als in den Familien des Mittelstandes. Die arbeitenden Mütter können ihren Kindern viel weniger Fürsorge zuwenden. Nun wissen wir aber, daß die Eifersucht zwischen den Geschwistern umso geringer ist, je weniger eng die Beziehungen zur Mutter sind.

Der zweite Vortrag behandelt das infantile Triebleben. „Die Erziehung kämpft mit der Art des Kindes oder — wie der Erwachsene es zu nennen gewöhnt ist — mit seinen Unarten". Die Psychoanalyse ordnete sie zu einem organischen Ganzen und wies nach, daß „diese Unarten keine beklagenswerten zufälligen Abnormitäten des Kindes vorstellen, sondern die natürlichen normalen Glieder in einer schicksalsmäßig bedingten Kette von Entwicklungen."

Der dritte Vortrag umfaßt die Latenzzeit und gibt eine klare Einführung in die seelische Dynamik. Der geneigte Leser bekommt auch hier wieder feine Winke. „Der Erzieher handelt falsch", so lesen wir, „wenn er das Kind in der Latenzperiode so behandelt, als wäre es noch ganz und ungeteilt sein Feind; er begibt sich damit eines großen Vorteils. Gelingt es ihm, das Über-Ich auf seine Seite zu ziehen und sich mit ihm zu verbünden, so arbeiten zwei gegen einen. Es wird ihm keine Mühe mehr machen, das Kind in irgendeinem von ihm gewünschten Sinne zu beeinflussen."

Der vierte Vortrag behandelt die Beziehungen zwischen Psychoanalyse und Pädagogik in der Erziehung überhaupt, wie auch in Fragen der „Verwahrlosten Jugend" (Aichhorn).

Schließlich faßt die Autorin zusammen, was die Psychoanalyse auch heute schon der Pädagogik leistet, und hebt drei Punkte hervor:

Sie eignet sich zur Kritik der schon bestehenden Erziehungsformen, als psychoanaly-

tische Psychologie vertieft sie die Menschenkenntnis des Erziehers und schließlich vermag sie, als wirksame Behandlungsmethode, Schäden wieder auszubessern, die dem Kind während des Erziehungsprozesses zugefügt worden sind.

Das Büchlein ist von klassischer Einfachheit und verdient weitere Auflagen.

Ph. Sarasin (Basel)

Aus der Literatur der Grenzgebiete

MUSCHG, WALTER: **Die Mystik in der Schweiz 1200—1500.** Frauenfeld, Verlag Huber, 1935.

Der Verfasser des beachteten, psychoanalytisch orientierten Werkes: „Gotthelf. Die Geheimnisse des Erzählers" spricht darin einmal von einem unterirdischen, mystischen Strom, der aus dem Mittelalter in die moderne Zeit fließe und an dem auch der Dichter gestanden sei. In dem vorliegenden Werk hat er selbst mit analytischer Feinheit und psychologischem Spürsinn diesen Strom bis in die Anfänge unserer Zeitrechnung zurückverfolgt, speziell aber vom Beginn des dreizehnten bis zum Ende des fünfzehnten Jahrhunderts genauer untersucht und dargestellt. So ist daraus eine kleine Kirchengeschichte eines Gebietes entstanden, das sich in der Hauptsache empfangend verhalten hat, das aber in seinen Bibliotheken noch vielfach Werke des damaligen frommen Fleißes enthält, welche der Autor mit Eifer studiert hat. Er schildert in scharfgeschnittenen Zügen und knapp geprägten Charakteristiken die überragenden Persönlichkeiten, die in kurzen Streifzügen das oberrheinische Gebiet berührt und beeinflußt haben, die irischen Mönche, die ihm das Christentum brachten, Bernhard von Clairvaux, die Sänger Francisci, Bernhard von Regensburg, ihren Einfluß auf die schweizerischen Frauenklöster in frühgotischer Zeit, die Ausbreitung der Bettelorden, die Beobachtung und Wirkung Eckhards, Seuses, Taulers, den Kreis der Gottesfreunde in Basel, dann den Zerfall der Klöster infolge des Schismas und ihre Reform, die eine erneute Rückkehr zu mystischen Lehren und Praktiken brachte, und endlich die Ausbreitung der Mystik unter den Laien, wodurch der Boden für die Reformation vorbereitet wurde. Mit einer Analyse der Frömmigkeit Niklausens von der Flüh schließt das interessante Buch, das jedem Freund religionsgeschichtlicher Studien, speziell der an der Grenze erotisch-spekulativer Tendenzen stehenden Askese, Ekstase und Mystik reichlichen Stoff und mannigfaltige Anregung bringt.

Man wird nicht mit allen Wertungen und Formulierungen einverstanden sein und hie und da bedauern, daß der überreiche Stoff nicht intensiver geformt und ausgestattet wurde. Es ist auch schade, daß nicht durch zeitgenössische Bilder von Bauten, deren Stil der Autor so bezeichnend mit der Lebensgestaltung und Weltanschauung in Parallele setzt, Menschen und Bücher dem Leser gezeigt werden, wodurch vieles lebendiger und begreiflicher würde.

A. Kielholz (Königsfelden-Aargau)

NAGLER, JOH.: **Anlage, Umwelt und Persönlichkeit des Verbrechers.** Stuttgart, Ferd. Enke. 1933.

Der Tiefenpsychologie schulde man Dank für den mutigen Vorstoß in das Reich des Triebhaften und Unbewußten. Es bleibe von der Psychoanalyse ein unverlierbarer Er-

kenntnisrest. Aber als geschlossenes System sei die Tiefenpsychologie nicht haltbar. Sie leide an voreiliger Dogmatisierung.

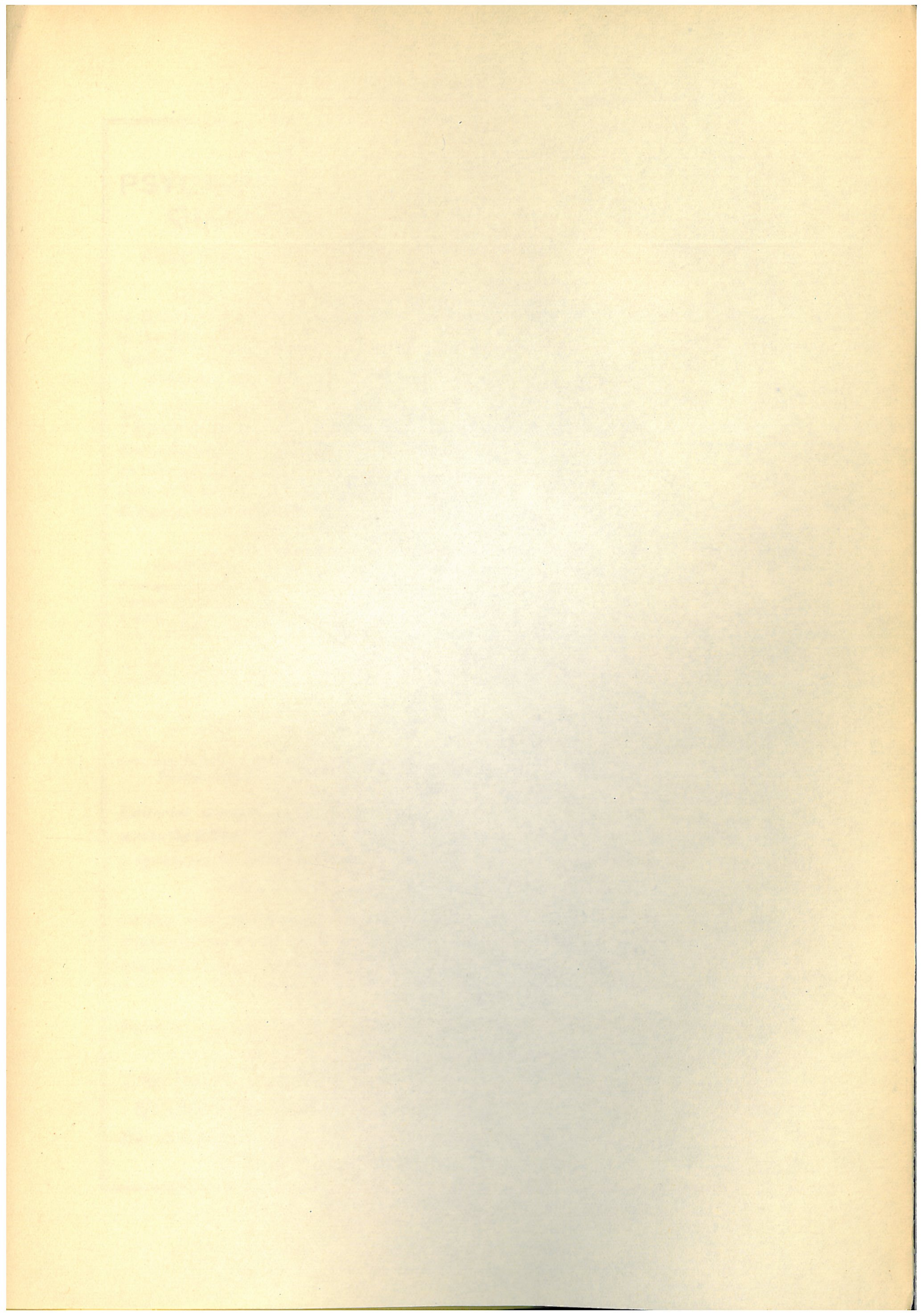
Neben dieser Anerkennung und Kritik finden sich in der Abhandlung auch Stellen, die trotz der Belesenheit des Verfassers auf philosophischem und historischem Gebiet an der Einsicht für wesentliche Begriffe der Psychoanalyse stark zweifeln lassen. So z. B. wenn nach seiner Auffassung nur der einzige Autor A. Ehrenstein sublimierte Erotik bietet, oder wenn er nur bei Strindberg einen Inzestkomplex exakt nachweisbar findet, oder wenn er erklärt, der Ödipuskomplex dürfte nur ganz selten einmal festzustellen sein.

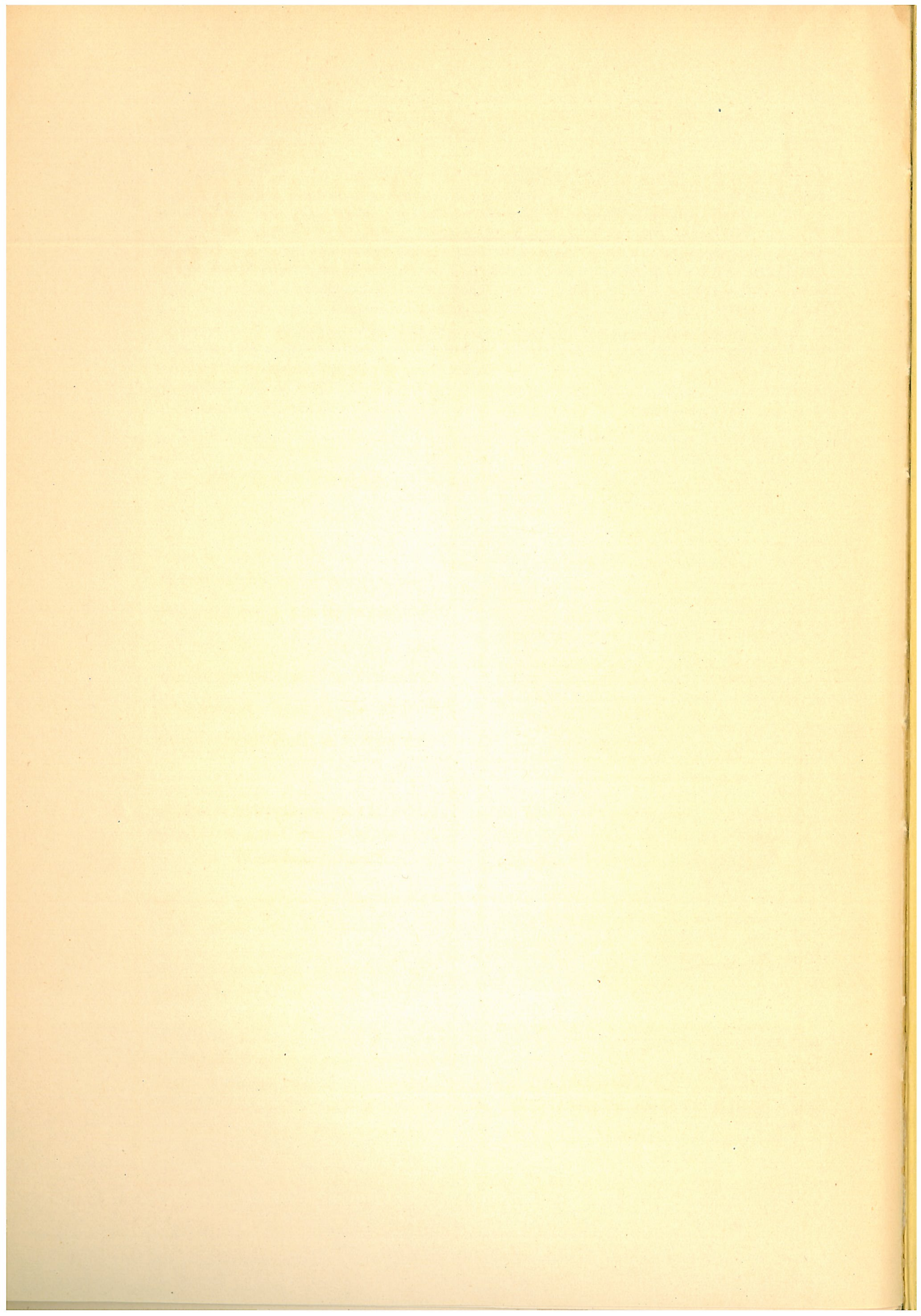
Eine Gesundung der auch auf dem Gebiete des Strafrechts herrschenden Krise erwartet der Verfasser von einer neu-spiritualistischen Lehre her, die das Verbrechen als volle Persönlichkeitsleistung betrachtet, in der Philosophie vom Wiederaufkommen des Indeterminismus und schließlich von der Neuentdeckung der seelischen Energie des Volkstums und der Traditionswerte. A. Kielholz (Königsfelden-Aargau)

[illegible]

NAGLER, JOH.: Anlage, Umwelt und Persönlichkeit des Verbrechers. Stuttgart, Ferd. Enke, [illegible]

Der Tiefenpsychologie schulde man Dank für den mutigen Vorstoß in das Reich des Triebhaften und Unbewußten. Es bleibt von der Psychoanalyse ein unveräußerlicher Er-





IMAGO, Band XXII (1936), Heft 3

(Ausgegeben Ende Juli 1936)

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

DR. ERNST KRIS, Wien IX, Schwarzspanierstraße 11.

DR. KARL LANDAUER, Amsterdam Z., Breughelstraat 10.

DR. THOMAS MANN, Küsnacht bei Zürich.

DR. RICHARD STERBA, Wien VI, Mariahilferstraße 71.

DR. ALFRED FRHR. VON WINTERSTEIN, Wien XIII, Wattmanngasse 38.

Wir bitten zu richten:

Redaktionelle Zuschriften aus allen Ländern mit Ausnahme Nordamerikas an die Redaktion der „Imago", Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Wien IX, Berggasse 7

Redaktionelle Zuschriften aus Nordamerika an Dr. Sandor Rado, 324 West 86th Street, New York City

Geschäftliche Zuschriften aller Art an Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Wien IX, Berggasse 7

Eigentümer und Verleger: Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Gesellschaft m. b. H., Wien IX, Berggasse 7
Herausgeber: Prof. Dr. Sigm. Freud, Wien. — Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Robert Wälder, Wien II, Obere Donaustraße 35
Druck: Jakob Weiß, Wien II, Große Sperlgasse 40
Printed in Austria

IMAGO, Band XXII (1936), Heft 3

(Ausgegeben Ende Juli 1936)

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

DR. ERNST KRIS, Wien IX, Schwarzspanierstraße 11.
DR. KARL LANDAUER, Amsterdam Z., Breughelstraat 10.
DR. THOMAS MANN, Küsnacht bei Zürich.
DR. RICHARD STERBA, Wien VI, Mariahilferstraße 71.
DR. ALFRED FRHR. VON WINTERSTEIN, Wien XIII, Wattmanngasse 38.

Wir bitten zu richten:

Redaktionelle Zuschriften aus allen Ländern mit Ausnahme Nordamerikas an die Redaktion der „Imago", Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Wien IX, Berggasse 7

Redaktionelle Zuschriften aus Nordamerika an Dr. Sandor Rado, 324 West 86th Street, New York City

Geschäftliche Zuschriften aller Art an Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Wien IX, Berggasse 7

Eigentümer und Verleger: Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Gesellschaft m. b. H., Wien IX, Berggasse 7
Herausgeber: Prof. Dr. Sigm. Freud, Wien. – Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Robert Wälder, Wien II, Obere Donaustraße 35
Druck: Jakob Weiß, Wien II, Große Sperlgasse 40
Printed in Austria

IMAGO / XXII (1936) / Heft 3

XXII. Band 1936 Heft 3

IMAGO

Zeitschrift für psychoanalytische Psychologie ihre Grenzgebiete und Anwendungen

Offizielles Organ der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung

Herausgegeben von

Sigm. Freud

Redigiert von Ernst Kris und Robert Wälder